

Beilage

zur

Baltischen Monatschrift.

5A

94.

1896.

I n h a l t.

	Seite.
Altes Blut. Skizze von Sylva Testa	10
Holde Jugendeselei. Aus dem Russischen des Esaltytow .	59
Der alte Starck. Erzählung von Alexander Baron Mengden	105
Dr. Bertram. Biographische Skizze von E. v. Schulz	167. 223 ✓
Um ein Stückchen Sammt. Erzählung von Gabriele Baronin Schlippenbach	255
Aus W. v. Dittmar's Reisebriefen (1815—1818). Mit- getheilt von L. v. Schröder	295. 337. 527
Gedichte. Neue Gedichte von Helene v. Engelhardt (1 ff.). Neujahr. Von Sylva Testa. Glück. Von M. Der Bergsee. Von A. von Mengden. Stimmungsbild. Von A. v. Andrejanoff. Psalm 118. Von W. Kempe (56 ff.) Das Recht des Lords von Kingsale. Von L. v. Schröder (103 f.) Heimathgruß. Von G. v. Nießmann (220). Mittagszauber. Von L. v. Schröder (323 ff.) Herbstfäden (401).	
Berliner Kunstbriefe. Von J. Norden	32. 76. 197. 235. 273 317. 361. 385. 419. 439
Litterarische Streiflichter. Von H. D. Masson, Napoleon I. und die Frauen, Napoleon I. zu Hause; Lang, Graf Reinhard; Fürst Bismarck's 80. Geburtstag, Ein Gedenkbuch; Horst Kohl, Die politischen Reden Bismarck's; Rogge, Thomas Carlyle; Kern, Zu deutschen Dichtern (40 ff.); Ingram, Geschichte der Sklaverei; Sommerfeldt, Franzesco Spicra; Meinecke, Hermann von Boyen; Aus dem Leben Theodor v. Bernhardt's; Bettelheim, Biographische Blätter; Kämmerl, Italienische Eindrücke; Kaabe, Erzählungen (83 ff.); Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens; Das Deutsche Reich 1871—1891; Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenslehre von einem thüringischen Landpfarrer; Krofer, Geschichte der griechischen Litteratur; Hubatich, Sophokles; Als der Großvater die Großmutter nahm, ein Liederbuch; Scharling, Junge Helden; Weitbrecht, Phaläna (150 ff.); Nikitenko, Jugenderinnerungen; Philipp Nathusius Jugendjahre; Thomas Carlyle, Sozialpolitische Schriften; D. Bachr, Gesammelte Aufsätze; Nieje, Licht und Schatten; Fontane, Vor dem Sturm (205 ff.); Koch, Beiträge zur Geschichte der politischen Ideen und der Regierungspraxis; Sorel über Montesquieu;	

Baumgart, Göthe's „Geheimnisse“ und „Jüdischen Legenden“; Fischer, Göthe's Sonnettenkranz; Müller, Das Wesen des Humors; Verbeek, Erzählungen (23 ff.); Turquan, Die Generalin Bonaparte; Hansjakob, Aus meiner Jugendzeit; Zentsch, Grundbegriffe der Volkswirtschaft; Rudolf Meyer, 100 Jahre konservativer Politik und Literatur; Viktor Hahn, Italien; Njorde Kurz, Italiänische Erzählungen; Kenatus, Rudolf von Barga (280 ff.); Steffen, In der Fünfmillionenstadt; Burbach, Rudolf Zacharias Becker; Münch, Unterrichtsziele und Unterrichtsmittel; Fischer, Kritische Streifzüge gegen die Kritik (328 ff.); Lamprecht, Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft; Rühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern; Schybergson, Geschichte Finnlands; Turquan, Die Kaiserin Josephine; Hildebrand, Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen; Gerade, Meine Erlebnisse als Dorfpastor; Niese, Geschichten aus Holstein; Wilbrandt, Vater und Sohn und andere Geschichten (369 ff.); Ritter, Deutsch: Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des 30-jährigen Krieges; Gundlach, Heldensieder der deutschen Kaiserzeit; Treitschke, Reden im Reichstage; Zentsch, Wandlungen; Bettelheim, Geisteshelden (Dante, Kepler und Galilei, Görres) (402 ff.); W. von Dettingen, Daniel Chodowicki (427); Kitzler, Herxiprozess in Bayern; Knötel, Aus der Franzosenzeit; Whiman, Was deutschem Leben; Hart, Geschichte der Weltliteratur; Weiffenfels, Goethe im Sturm und Drang; Haarhaus, Auf Göthe's Spuren in Italien; Löbell, Der Anti-Becker Mercks; Freybe, Faust und Parival; F. W. Weber, Herbstblätter; Lieder aus der kleinsten Hütte (119 ff.)

Litterarische Notizen von F. C. Frhen. v. Grotthuß; Verdram, Frauenbilder, Guy de Maupassant, Die Erbschaft (165 f.)

Beilage

zur

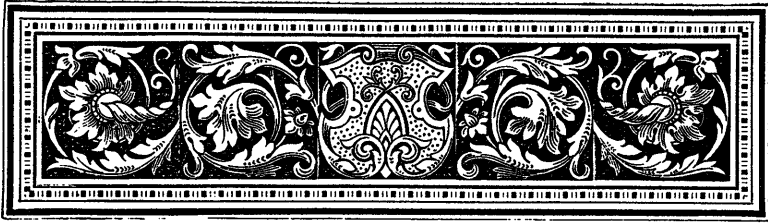
Baltischen Monatschrift.

~~~~~  
Januar 1896.  
~~~~~

Inhalt: Neue Gedichte von Helene v. Engelhardt.
Altes Blut. Skizze von Sylva Testa (Freifrau Staël
von Holstein-Testama).
Kunstabriefe. IV. Von J. Norden.
Litterarische Umschau. Von H. D.

~~~~~  
Nachdruck verboten.





## Neue Gedichte

von

Helene von Engelhardt.

Nachdruck verboten.

### Unsre Welt.

**W**ir fragen nicht nach Weltgetrieb',  
Nach bunter Lust und lautem Glück,  
Denn unsre Welt ist unsre Lieb',  
Wir ziehn uns still darein zurück.

Die Waage draußen steigt und fällt,  
Und morgen sinkt was heute gilt, —  
In unsrer Brust ist unsre Welt,  
Wo fromm der Born der Treue quillt.

Vom heil'gen Strahl der Lieb' erhellt,  
Schaut uns dies Heim so traulich an —  
Es wohnt ein Fried' in unsrer Welt,  
Den uns die Welt nicht rauben kann!

Die Welt für uns in Nichts zerfällt  
Mit ihrem wirren Wechsellauf,  
Und aus dem Nichts steigt eine Welt  
Voll Liebesfeligkeit uns auf!

**Oleanderblüthe.**

Tage voll Jubelrausch —  
 Nächte voll Sternenschein —  
 Sel'ge Erinnerung  
 Wieget mich ein.

Sonnig Hesperien,  
 Duftendes Zauberreich —  
 Durch den Drangenhain  
 Säufeln die Lüfte weich!

Sprühender Bogenschaum,  
 Tiefblaue Wasserbahn,  
 Hoch auf dem Gardasee  
 Schwankt unser Kahn.

Drunten am Ufersaum  
 Schimmern die Grotten all,  
 Droben vom Felsenhang  
 Braust der Ponale-Fall.

Tiefer gen Westen schon  
 Neigt sich der Sonne Bahn,  
 Träumend am Uferrand  
 Hielt unser Kahn.

Tiefer der Abend sank,  
 Lüftchen entschließen all,  
 Leise vernehmlich kaum  
 Raufchte der Bogenschwall.

Ueber uns loberte  
 Südliche Sternenpracht —  
 Hand in Hand lauschten wir  
 Stumm in die Nacht.

Durch uns're Seelen hin  
 Zog es wie Himmelstraum . . .  
 Stumm brachst die Blüthe du  
 Vom Oleanderbaum. —

**Immortellen.**

Nebelfalter Herbstesabend —  
 Um die Giebel saust der Wind!  
 An dem Arm ein Blumenkörbchen  
 Tritt zu uns ein ärmlich Kind.

Dankend für geringe Gabe  
 Reichst sie ihre Blumen dir,  
 Und ein Immortellensträußchen  
 Bietest du mit Lächeln mir.

Ob ich, Liebster, dich verstanden?  
 Wir, für die der Liebe Licht  
 Blüthen schuf, die nimmer welken,  
 Scheu'n der Zeiten Wechsel nicht.

Nebelfalter Herbstesabend,  
 Schneegeföber niederrinnt — —  
 Selig wer Novembertagen  
 Maienmonne abgewinnt!

**Einer muß der Letzte sein.**

Wie die Sonne golden sinket!  
 Licht und Duft im Aetherblau!  
 Alles blinket! alles trinket  
 Abendfried' und Himmelsthu!  
 Oft in solch' geweihter Stunde  
 Streifen wir durch Wald und Aied,  
 Gottes Stille in der Munde,  
 In der Brust ein neues Lied.

Abende in Licht verkläret —  
 Glockenklang und Spätrothschein —  
 Wie viel uns auch Gott gewähret,  
 Einer muß der Letzte sein.

Sinnend schweift mein Geist zurücke,  
 Sagen muß ich's staunend mir:  
 Tiefer als im ersten Glücke  
 Hängt mein Lieben heut' an dir!  
 Heil'ge Liebe! Kind aus Eden!  
 Wie uns Jahr um Jahr verstrich,  
 Fester stets mit tausend Fäden  
 Klammert' ich mein Herz an dich!

Durch der Erde grüne Matten  
 Süß, ach, pilgert sich's zu Zwei'n . . .  
 Siehst du fern den näch't'gen Schatten?  
 Einer muß der Letzte sein!

#### Der alte Park.

In den Lüften sang die Lerche,  
 Da mein Schiff verließ den Port,  
 Und im Blau die Schaar der Störche  
 Schwebte heim zum fernen Nord.

Sinnend folgt mein Blick dem Fluge  
 Durch das blaue Aethermeer:  
 Ob dort einer mit im Zuge,  
 Der mir Freund von altersher?

Fern im Nord in stillem Kreise  
 Ragt ein schattig-alter Park —  
 Dorthin geht des Vogels Reise,  
 Zieht ihn Sehnsucht, tief und stark.

Schlüsselblumen blühen im Grase,  
 Weichenduft entführt der West;  
 Wie dem Pilger die Dase  
 Winkt ihm dort sein heimisch Nest.

Riesenstämm' im Sturme schauernd,  
 Silberpappeln, dicht belaubt,  
 Manch' Jahrhundert überdauernd,  
 Wiegen dort ihr greißes Haupt.

Bienenschwärme ziehn in Schaaren  
 Zu dem wilden Rosenbaum . . . .  
 Ob auch fern seit langen Jahren,  
 Wohl noch kenn' ich jenen Raum!

Störche, die die Luft durchschiffen,  
 Mahnten mir im tiefsten Mark  
 Meiner Heimath grüne Triften,  
 Meiner Heimath schatt'gen Park.

Wo ich jeden Vogel kannte,  
 Jeder Baum mir Freund so gut,  
 Wo mit Namen ich benannte  
 Selbst der Störche junge Brut.

Wo als Kind ich über jeden  
 Stein gehüpft mit frohem Schwung,  
 Wo mir tausend goldne Fäden  
 Knüpfte die Erinnerung!

Wo ich folgte insgeheime  
 Kindisch- unbewußtem Drang,  
 Stammelnd meine ersten Reime,  
 Lallend meinen ersten Sang.

Wo des Liebes Himmelsfunken  
 Ahnend kaum mein Herz bewegt,  
 Wo mein Genius, schlummertrunken,  
 Leis' die Flügel erst geregt!

Wohl nun reiften manche Reime  
 Und manch' Jahr bin ich entfernt;  
 Daß wir überall daheime,  
 Hab' ich unterdeß gelernt.

Aber doch mit tausend Theilchen  
 Halten sie die Seele fest,  
 Silberpappeln dort und Weilchen,  
 Rosenbaum und Storchennest.

Gleich den Störchen, den entflög'nen,  
 Hängt das Herz auch tief und stark  
 An dem Rain, dem grün umzog'nen,  
 An dem fernen, alten Park.

### Martha und Maria.

Herr, an jedem neuen Morgen  
 Höre mich von Neuem flehn:  
 Laß in mir an Marthasorgen  
 Nicht Maria untergehn.

Drängt der Tag mich Stund' um Stunde  
 Mit gar mancherlei Gebot,  
 Tön' in meiner Seele Grunde  
 Doch die Mahnung „Eins ist noth“.

Stellst du mich in lautes Treiben,  
 Das von bunter Lust erhellt,  
 Laß mir's im Gedächtniß bleiben:  
 „Ihr seid nicht von dieser Welt.“

Soll des Hauses schlichtem Kreise  
 Schaltend' ich die Kräfte weihn,  
 Mahne doch dein Geist mich leise:  
 „Ihr lebt nicht von Brod allein“.

So, in deines Geistes Reiten,  
 Glaubensstark und dienstbereit,  
 Ungefährdet laß mich schreiten  
 Durch die Martha-Thätigkeit.

Auf daß Martha willig leiste  
Was ihr aufgetragen ist,  
Doch Maria, stark im Geiste  
Ihres Zieles nicht vergißt.

Bis der Werktag abgeschlossen,  
Martha still zur Raste geht,  
Und Maria lichtumflossen  
Zu des Sabbath's Wonn' ersteht.





## Altes Blut.

Skizze von Sylva Testa (Freifrau Staël v. Holstein-Testama).

~~~~~

Am 23. December, es sind nun schon etliche Jahre her, saß ein junger Chevalier-Garde-Offizier in einem Coupé erster Klasse der Baltischen Bahn. Er kam von Petersburg und sollte an der Station Laisholm aussteigen, um die Weihnachtstage bei seinem Oheim auf Sarbach zuzubringen. Das Reiseziel schien nicht besonders lockend, Kurt Ramsloh's schönes Gesicht, das gewiß recht heiter aussehen konnte, hatte einen mißmüthigen Ausdruck.

Nachdruck verboten.

Als einziger Fahrgast erster Klasse durfte er sich's so bequem machen, wie er wollte und das that er: legte die weiße Mütze, Handschuhe und Säbel auf den Sitz gegenüber, entnahm seinem Reisefack einen gelben französischen Roman und begann, die Wange in den weichen Bibertragen seines grauen Mantels geschmiegt, zu lesen. Die Lektüre konnte seine Aufmerksamkeit jedoch nicht fesseln, er warf das Buch wieder in den Sack, zündete sich eine Cigarette an und blickte, blaue Ringelwölkchen blasend, melancholisch in die Landschaft. Da gab es aber absolut nichts zu sehen, als wirbelnden Schnee über weißen Flächen unter bleigrauem Himmel. Der Beschauer empfand bald die einschläfernde Wirkung des monotonen Bildes, streckte sich in seiner stattlichen Länge aus und ward für Stunden aller Längenweile entrückt.

In den unbewachten Zügen eines Schläfers spiegelt sich der Charakter oft besonders deutlich, — hier eine männliche Energie, von der man das Beste erwarten durfte, falls etwas käme, des Wollens werth. Vorausgesetzt auch, daß dieses Etwas sich in nicht zu ferner Zeit einfände, ehe die Großstadtluft ihren entnervenden Einfluß allzu stark geltend machte. Ihr verdankte das jugendliche Antlitz bereits den abgespannten Zug und die nervöse Blässe.

Der übernächtige, tanzmüde Liebling einer ruhelosen, genußfranken Welt, schlief sich gründlich aus. Als er erwachte, war sein Ziel nicht mehr fern. Ausgeruht, schienen seine Gedanken eine rosigere Färbung angenommen zu haben: sie trugen ihn um zwei Abende zurück in den Ballsaal, und plötzlich war ihm, als funkten ihn die Gluthaugen der Gräfin Helenka Grablinska an, verwirrender denn je, und er vermeinte ihre einschmeichelnde Stimme zu hören, wie sie sich mit den weichen und doch martigen Klängen der Mazurka mischte, die sie Beide so meisterhaft tanzten. Und nie hatten sie getanzt, wie an jenem Abende, — gleichsam getragen von wogender Sehnsucht und zagender Hoffnung, und dann wieder hingerissen im tollen Wirbel triumphirender Leidenschaft!

Liebte sie ihn?

Neulich, auf der Eisbahn, Hand in Hand dahinfliegend, war sie so traumverloren, so hingebend weich gewesen, daß er meinte bis ans Ende der Welt werde sie ihm folgen — und er hatte den günstigen Augenblick verpaßt!

Am nächsten Abend hatte sie ihm den Cotillon versagt, ein spöttisches Lächeln auf den Lippen, das stolze Köpfchen kaum zum Gruß geneigt.

Sie war unberechenbar in ihren schillernden Stimmungen: als er sich auf dem Bahnhof von ihr verabschiedete, nahm sie seinen Orchideenstrauß gnädig auf. Ja, er glaubte sogar eine Thräne in ihren Sphingaugen schimmern zu sehen, als sie seine Rechte mit ihren Elfenfingern festhielt und fast gebietend sagte: Auf Wiedersehen in vierzehn Tagen, in Paris.

Er trug Paß und Urlaub in der Tasche.

Acht Tage beim Ohm mußten genügen, was sollte er wohl länger bei dem alten Manne beginnen, der ihm ganz fremd war. Als kleiner Knabe war er zuletzt in Sarbath gewesen und hatte nur

eine dunkle Erinnerung an einen Rutschschlitten, zwei graue Windhunde und eine Speisekammer, in der es nach Äpfeln und Pfefferkuchen roch. Auch des alten strammen Herrn konnte er sich entfennen, der ihm seinen ersten Säbel schenkte. Heute hätte ihn die schönste Klinge von Toledo nicht so erfreuen können, wie damals jene hölzerne Waffe. Freundliche Erinnerungen. — Und dennoch, was sollten der Ohm und er mit einander anfangen? Sie lebten in ganz verschiedenen Welten und würden sich gewiß nicht verstehen.

Ueber solchen Betrachtungen erreichte er die Haltestelle.

Mittlerweile war es mondhell geworden: Die beiden Einspanner, die ihn erwarteten, hoben sich scharf, als schwarze Silhouetten, vom weißen Grunde ab. Er setzte sich in den ersten; der graubärtige Rutscher stopfte die Bärendecke sorgfältig ein, das Gepäck wurde dem Nachfahrer übergeben, und fort ging es, unter Schellengeklingel; eine zweistündige Fahrt.

Wie lautlos und feierlich war es in den tief verschneiten Tannenwäldern. In Monaten, nein in Jahren, hatte ihn so grandiose Naturstille nicht umfungen. Weltfern entrückt waren ihm auf einmal der Ballsaal und Gräfin Helena; in diesen Rahmen paßte sie nicht.

* * *

Unterdessen brannten in Sarbach einige Lampen mehr als gewöhnlich. Der alte Baron ging, die Hände auf dem Rücken, zwischen Speise-, Kamin- und Vorzimmer auf und nieder. Er befand sich in Wartestimmung, obgleich die ehrwürdige englische Uhr im Speisezimmer ihm versicherte, daß es noch eine gute Stunde dauern könne. Im Vorhause betrachtete er aufmerksamer, denn seit lange, die Elschhäufeln, Rehgehörne und Auerhahnstöße, welche die weißgetünchte Wand zierten.

Ob der Junge wohl Jäger ist? In Petersburg aufgewachsen — wer weiß — na, das kommt schon — altes Blut, Jägerblut verläugnet sich nicht.

Er ließ sich in einen grünledernen Sessel am Kamin sinken, steckte sich die lange Pfeife an und dachte darüber nach, wie Alles so anders gekommen war, als er sich's geträumt hatte.

Als er das Stammgut Sarbach antrat und seine Allda heimführte, hatte er gehofft ein Haus zu gründen, dauerhaft wie die junge Eiche am Thor. Aber sie waren allein geblieben, er und seine traute Gefährtin, und nun beruhte die ganze Zukunft auf zwei Augen: den lebenslustigen, des einzigen Sohnes seines, im Lauf der Jahre ferngerückten Bruders. Dieser, ein ausgezeichneter General, ganz erfüllt von den Interessen seines Berufs, hatte zwar ein warmes Herz für die Heimath behalten, aber wie selten besuchte er sie! Seine Frau, aus baltischem Geschlechte, jedoch in Moskau aufgewachsen, war eine Fremde, eine Städterin. Sie begleitete ihn ungern, und mochte auch den Knaben nicht missen in den ihr stets zu kurz dünkenden Ferien, sonderlich seit sie Wittve war. Seit seinem ersten Besuche in Sarbach war der kleine Kurt zu einem schönen, schlanken Menschen aufgeschossen. Seine große Photographie, die ihn in Gala-Uniform, den Helm auf dem Kopfe, darstellte, stand auf dem Kaminsims. Der Ohm betrachtete sie gern, er hatte Wohlgefallen an dem Jungen. Tante Allda hatte ihn so lieb gehabt, als er noch ein kleines drolliges Kerlchen war; später sah sie ihn nicht wieder. Es waren nun bald zehn Jahre her, daß sie in der Familiengruft bei denen ruhte, die vormals sorglich und fröhlich hier gewaltet hatten; wie einsam fühlte er sich seitdem.

Sorch, Schellen, wahrhaftig, das mußte der Junge sein!

Irni und Arni, die zwei Teckel, die auf dem Wolfsfell Schlummergarn spannen, fuhren jählings auf und stürzten mit gelendem Gekläff in's Vorhaus. Man hörte Jemand vor der Thür den Schnee energisch abstampfen, und dann erschien eine hohe Gestalt im grauen Militairmantel.

Der Ohm begrüßte seinen Neffen herzlich, begleitete ihn sogar die Treppe hinauf in sein Zimmer, obgleich er sich vorgenommen hatte ihn nicht zu verwöhnen.

Kurt gefielen die Klause, der silberne Toilettenspiegel, die dazu gehörigen massiven Leuchter, die grünseidene Bettdecke — nein, das war garnicht so primitiv, wie er sich die Einrichtung eines weltentrückten Landhauses gedacht hatte.

Einige Bürstenstriche und sie begaben sich hinunter. Der Ohm saß wieder in seinem grünen Sorgenstuhle am Kamin, Kurt ihm gegenüber, den braunen Irni auf dem einen, den schwarzen

Arni auf dem andern Knie, ihre krummen gelben Pfötchen streichelnd, hörte er Jagdabenteuer und Geschichten aus der Vergangenheit, von Menschen, die längst unterm Rasen schliefen.

Der Ohm lebte in einer frischen Erinnerungswelt und, wie alte Leute meist, ließ er sich nicht leicht aus dem gewohnten Gedankenkreise herauslocken. Es war ihm offenbar weniger drum zu thun sich mit den Anschauungen und Erlebnissen des Neffen vertraut zu machen, das würde schon mit der Zeit kommen, als ihn in die eigenen einzuweihen. Ein trefflicher Erzähler, fesselte er auch schnell das Interesse des jungen Mannes für das alte Sarbad und die Schicksale der Bewohner hier und auf den Nachbargütern. Urwüchsige Gestalten, Wesen mit kräftigen Lichtern und Schatten — es lohnte sich schon sie kennen zu lernen.

Kurt besaß die Kunst des liebenswürdigen Zuhörens, fragte geschickt, lachte geschickt und machte treffende Bemerkungen. Beim Abendessen wurde das Gespräch lebhaft fortgesetzt, an der kleinen runden Tafel, der schönes Familiensilber, altes Krystall und Porcellan ein gebiegenes Gepräge gaben. Der junge Truthahn und allerlei Eingemachtes waren auch nicht übel. Hernach wurden einige Friedenspfeifen geraucht und um zehn Uhr ging man zu Bett. Der Reisemüde war mit dieser kindlichen Stunde ganz einverstanden. Als er sich die grünseidene, Tante Alda's schönster Staatsrobe entflammende Decke, über's Ohr zog, fühlte er sich sehr heimisch in seinem Neste.

Um sieben Uhr ward an die Thür geklopft — der Morgen graute noch nicht einmal! Peter, der Kammerdiener erschien, zündete zwei Kerzen an und meldete, der alte Baron erwarte den Junghehrrn am Kaffeetisch.

Kurt reckte und streckte sich und drehte sich wieder zur Wand. Peter wiederholte seinen Auftrag unerbittlich.

Kurt warf sich herum, sprang entschlossen aus dem Bett und kleidete sich mit stummer Resignation und gewohnter Sorgfalt: Rasirzeug, Mandelcrème, Pomade hongroise mußte hervorgesucht werden; um dreiviertel Acht erst war er unten. Der Ohm hatte sein Frühstück beendet und rauchte: Das schönste Kreisewetter, sagte er. Der Tag ist kurz, du mußt dich fertig halten, um keine Zeit zu verlieren, wenn die Meldung kommt, daß die Elche Stand ge-

halten haben. Nach einem Stümmwetter, wie das der letzten Tage, werden sie leicht wanderlustig.

Zur Genugthuung des alten Waidmanns gerieth Kurt beim bloßen Gedanken an Elche in freudigste Erregung. Einen Elch hatte er noch nicht geschossen. Seine stattlichste Beute war bisher ein Wolf gewesen. Den Kaffee trinkend, schilderte er lebhaft die Wechselfälle dieser gelungenen Jagd in einem Moor, so nah von Petersburg, daß er an Fegrimms Leiche die Glocken der Isaaks-Kirche hatte läuten hören; dann suchte er mit Peter Leibpelz, Mütze und Pelzstiefel zusammen, die ihm paßten wie bestellt, denn der Ohm und er hatten die gleiche hohe schlanke Figur.

Eine leichte Büchse, wie er sie zu führen gewohnt war, gab es leider nicht, nur ein Lefaucheur, Kaliber 16, nun, das mußte auch gut sein, wohl zwei Dugend Elche hatte der alte Herr damit erlegt. Dieser sah den Vorbereitungen, Rath ertheilend, mit höchstem Interesse zu. Daß ihn gerade jetzt die Gicht so plagen mußte!

Um zehn Uhr jagte ein Schlitten in den Hof und auf der Schwelle des Speisezimmers erschien Förster Albrecht, eine Hünengestalt mit von Eiszapfen starrendem Rothbart. Fünf Elche seien gekreist, berichtete er. Eine sehr große Fährte lasse auf einen starken Hirsch schließen.

Im Nu war Kurt angepelzt und umgürtet. Der alte Herr klopfte ihm mit Waidmannsheil auf die Schulter und fort ging es, neben Albrecht auf dem Strohsack, so schnell der kleine zottige Gaul laufen konnte, dem großen Walde zu.

Kurt hätte sich einen jener prächtigen Träger vor den Schlitten gewünscht, wie sie auf dem Newski in tausender Geschwindigkeit dahinstürmen; bald aber geriethen sie in Schneeriften, in denen solch ein Kolos bis an den Hals versunken wäre und alles kurz und klein geschlagen hätte, während das brave Landpferdchen seine Last mit zäher Geduld durchschleppte.

Am Waldessaume harnte ein Treibertrupp. Lautlos gingen sie ab, geführt von zwei Buschwächtern. Albrecht fuhr noch eine Strecke weiter, hielt dann, band das Pferd an eine Birke, warf ihm eine Decke über, schritt noch eine Weile auf demselben Wege fort und darauf rechts auf einer Linie in den Forst hinein; Kurt folgte, immer in die tiefen Fußspuren seines Vordermannes tretend.

An einem breiten Graben, hinter einem Schirm von Tannengrün, wies Albrecht dem Jungherrn seinen Stand an, flüsterte ihm einige Muthmaßungen zu, von wo die Thiere wohl kommen würden, und verschwand.

Vor sich hatte Kurt weißbestorene Kieferstämme ohne Unterholz, eine weite Säulenhalle, in die er tief hineinsehen konnte. Würden sie hier durchstreifen? Das Herz schlug ihm bei der Vorstellung. Dort, links, dem Graben entlang war es ganz licht; hohes goldbraunes Schilfgras wiegte sich im leisen Windhauch.

Albrecht hatte gesagt, der große Hirsch dürfte wohl schon abgeworfen haben — das wäre ein Jammer! Aber wer weiß, Kurt von Ramsloh hielt sich für einen ausgemachten Glücksvogel, vielleicht bekam er doch noch ein paar Schaufeln zu sehen.

Er hob das Gewehr, nahm einen dunklen Fleck an einem Stamme jenseit des Grabens prüfend auf's Korn, etwa auf siebzig Schritt, und ließ die Flinte wieder sinken.

Jetzt trat die bisher verschleierte Sonne hervor. An einer Tanne zu seiner Rechten glitzerten an den tiefhangenden Zweigen haselnußgroße Eiskrystalle.

Von dieser Größe müssen die Brillanten im Diadem sein, das ich meiner Helenka schenken werde, sagte er sich. Welche Pracht in ihrem schwarzen Haar! Ob sich wohl mit diesem Walde ein solcher Schmuck kaufen ließe?

Er erschrak über den Gedanken. Sollten diese ernsten stolzen Riesen einst fallen, um einen Tand — für eine Frau, die wohl noch keinen ihrer holden Blicke an eine hochragende Tanne verschwendet hatte? Nein, der Schmuck mußte anderswo herkommen!

Jetzt ertönte auf der rechten Flanke ein langgezogener Hornruf und auf der linken antwortete ein gleicher; dann begann das waidgerechte Treiben: ohne Geschrei, nur hier und da an's Holz schlagend, rückte die Treiberlinie in guter Ordnung vor.

Kurt vernahm noch nichts; der verschneite Wald dämpfte den Schall. Da, leise in weichem Schnee, kamen in gemächlichem Trabe ein Thier und ein Kalb, in schräger Richtung, an ihm vorbei. Am Graben stukten sie und nahmen dann das Hinderniß mit schwerfälligem Sprunge. Lange sah er ihnen nach: im Schilfmoor drüben blieben sie mehrmals stehen, rückwärts äugend, als erwarteten sie

noch ihresgleichen. Raun waren sie verschwunden, als ein wahres Indianergeheul von der Treiberkette her erscholl. Offenbar war man dort des Hirschens ansichtig geworden, und hatte dieser Wiene gemacht, sich zurückzuwerfen.

Dem jungen Waidmanne schlug das Herz abermals und zwar gewaltig, denn jetzt vernahm er ein Brechen und Krachen: auf der Fährte der ersten Elche kamen, in gestrecktem Galopp ein Schmalthier und ein Spießer heran. Eben wollte er auf letzteren anlegen, als ein mächtiger Schaufler die Zwei in rasender Flucht überholte.

Jetzt, im entscheidenden Augenblick, war Kurt ganz kaltblütig, er ließ den Hirsch bis an den Graben kommen, den er mit hohem Sprunge nahm, und erst als er ihn auf freier Fläche hatte, gab er Feuer: einmal, zweimal — noch einen Satz und der Waldesriesel stürzte dröhnend zusammen. Noch einmal hob er das stolze Haupt, dann sank er schwer zu Boden, die Glieder streckten sich; er verendete.

Kurt hätte triumphirend aufjauchzen mögen. Schneller als der Gedanke war er jenseit des Grabens, er wußte nicht wie. Als er aber neben dem großen Todten stand, wurde ihm ganz feierlich zu Muth; es fehlte nicht viel und er hätte die Mütze abgenommen. Er hatte jedoch keine Zeit sich seinen Empfindungen hinzugeben, denn schon eilte der Förster herbei und mit Freudengebrüll naheten die Treiber. Ehe der glückliche Schütze wußte wie ihm geschah, hatten zwölf Hände in Fausthandschuhen ihn gepackt und dreimal mit Hurrah gewippt.

Nun wurde der Elch aus Hümpeln und Stubben herausgeschleift und in die nächste Ansiedlung nach einem Schlitten geschickt, Kurt und der Förster begaben sich zu dem ihrigen.

Es war klar und kalt geworden mittlerweile. Als sie ein halbes Stündchen gefahren waren, hielt Albrecht bei einem Waldknechtshäuschen und bat um Erlaubniß, drinnen seine Pfeife anzustechen zu dürfen. Kurt stieg mit ihm aus, weil er das Innere einer solchen Wohnstätte sehen wollte. Ja sehen! Er stolperte über die hohe Schwelle und rannte sich beinah den Schädel am niedrigen Thürbalken ein. Sehen konnte man nichts; es war stockfinster in der Stube, und ein beißender Rauch trieb Thränen in die Augen. Albrecht warf ein paar Scheite auf die Feuerstelle, einige Flammen

flackerten auf und beleuchteten die schwarz verräucherte Stube, in der auch das nothwendigste Geräth zu fehlen schien. In der Ecke stand ein Bett, auf dem ein Häuflein zerlumppter schmutziger Kinder kauerte.

Albrecht zündete seine Pfeife an und sie gingen hinaus. Aus dem verfallenen Viehstall kam ein Weib. Es entschuldigte sich wegen der unsauberen Kinder; es sei keine Zeit gewesen, sie zu waschen.

Albrecht sagte, heute wäre heiliger Abend, da sollte sie den Kleinen doch ein reines Hemd anziehen.

Heiliger Abend! Kurt war das ganz entfallen. Die armen Würmlein hier sollten doch auch eine Freude haben; er versprach ihnen etwas zu schicken. Warum lebten die Leute so elend? Sah es unter den andern bemoosten Dächern am Waldrande nicht besser aus?

Albrecht erwiderte, die Ansiedler wären alle gleich schlimm daran, weil Typhus, kaltes Fieber und Diphtheritis ihre Arbeitskräfte aufzehrten. Das könnte erst anders werden, wenn ein großer Kanal die umliegenden Sümpfe trocken lege, und, in der Furcht, den Jungherrn möchte es befremden, daß dieses nicht schon längst geschehen sei, nannte er die Summe, die eine solche Anlage kosten würde: ca. tausend Rubel, und fügte hinzu, der alte Baron gebe alljährlich für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke mehr aus, als die Gutskasse zu tragen vermöge. Diese Kanalarbeit sei immer hinausgeschoben worden, weil es bisher an noch dringenderen Mißständen nicht gefehlt hatte.

Dann berichtete er in seiner sachlichen, verständigen Weise über die Pachtverhältnisse: in der Waldgegend waren die Höfe klein und die Summen gering, aber der Boden so schlecht und versumpft, daß die Leute auch die wenigen Rubel nur mit äußerster Anstrengung aufbringen konnten.

Kurt hörte und fragte mit einem intensiven Interesse an Etwas, das gestern noch nicht für ihn existirte: die heimatliche Scholle. Fast hatte er den Glöck darüber vergessen. Als er aber zu Hause aus dem Schlitten sprang, zitterte ihm jeder Nerv in stolzer Freude. Wie jung er aussah, wie frisch und energisch seine Mienen und Worte waren, als er dem Ohm sein kolossales Glück berichtete. Dieser war sichtlich erfreut und fuhr ihm fast zärtlich durch's Kraus-

haar, den Scheitel in der Mitte verwirrend, der ihm für einen Waidmann zu künstlich deuchte: So recht mein Junge! Jetzt waren sie ganz vertraut mit einander.

Im Speisezimmer stand ein Weihnachtsbaum. Der alte Herr hatte ihn mit Peter eigenhändig geschmückt und Kurt mußte auch noch vergoldete Pfefferkuchenherzen anhängen. Dann wurde schnell ein kleines Mahl eingenommen; die Leute hatten heute Wichtigeres zu thun, als für die Herrschaft zu kochen.

Während des Essens schon, es war mittlerweile dunkel geworden, hörte man auf dem Flur ein Geraune und Gestampfe.

Sobald der Tisch abgeräumt war, wurde er in's Unendliche verlängert, mit Linnen bedeckt und mit guten Gaben: Tüchern, Shawls, Kästchen, Messern, bunten Bildchen und Naschwerk belegt. Peter entzündete die Lichte am Baum und unter Führung des Schulmeisters drängte sich eine Schaar Buben und Mädchen in die Stube, qualmend wie eine regenfeuchte Schafsheerde. Der Lehrer trennte die Lämmlein von den Böcklein, stimmte seine Geige und intonirte ein Weihnachtslied, das die Kinder aus voller Kehle auffallend richtig, wenn auch theils heiser wie die jungen Hähne, mitfangen — las das schöne Weihnachts-Evangelium und dann gab der Herr das Zeichen an den Tisch zu rücken. Mit Hülfe mütterlicher Pusse und Knuffe ordnete sich das Völkchen. Als jeder an seinem Platz, ging der alte Baron die Reihe entlang, ermutigte die Schüchternen, ihre Herrlichkeiten einzuheimsen, scherzte mit den Aufgeweckten, unterhielt sich mit den Müttern und klopfte die Kleinen auf den Kopf. Ja, er war recht rührend, der sonst so gestrenge alte Herr. Die Haushälterin flüsterte Kurt zu, er gebe sich so viel Mühe seit dem Tode der gnädigen Frau. Alles, alles müsse so sein wie zu ihrer Zeit und wie hatte die gesorgt für Alte und Junge, Kranke und Gesunde.

Kurt entdeckte zu seiner Genugthuung einige volle Vorrathskörbe für überzählige Gäste, an denen eben kein Mangel war, aber es reichte doch noch, um einen großen Zuckersack mit Weißbrot, Äpfeln und Pfefferkuchen zu füllen, den er sich vom Ohm als Geschenk ausbat und Albrecht für die Kinder im Walde einhändigte.

Bald nachdem die frohe Feier mit einem Liebes geschlossen hatte, erscholl draußen Hörnerklang. Der Ohm warf seinen Pelz

um und ging mit Kurt hinaus. Da lag der mächtige Hirsch von Fackelschein beleuchtet.

Wahrhaftig ein Prachtstück, Junge, du hast ein unmenschliches Glück gehabt, rief der alte Waidmann, dem Jungen die Hand schüttelnd. Ein Zwölfender um Weihnachten! Ich habe allerdings am 2. Januar einen geweihten Hirsch erlegt, das war aber blos ein Gabler.

Heute konnte Kurt nicht wie gestern um zehn Uhr schlafen gehn. Die Elchjagd allein hätte ihn bis über Mitternacht in vernünftigen Gedanken wachhalten können. Aber so viel anderes noch wirbelte ihm im Kopf herum: der Kanal, der nicht den zwanzigsten Theil von dem kosten sollte, wie das Diadem, welches er für Gräfin Helenka träumte, und der für wohl hundert Menschen Lebensfrage war. Die Pachten — was Einer im Jahr mit Angst und Mühsal dem kargen Boden abrang, betrug oft weniger, als was er sich mit Kameraden zu Verfrühstücken nicht selten gestattete. Ja, wäre es denn anständiger Weise möglich, die Erträge des Gutes, wenn es einmal ihm gehören sollte, auswärts zu vergeuden, während daheim schreiende Nothstände fortbauerten. Nein, das wäre geradezu ehrlos.

Sein Kopf schmerzte — er war an so ernstes Sinnen gar nicht gewöhnt. Das mußte alles in Ruhe überlegt werden. Er konnte ja auch die Reise nach Paris aufgeben und um so länger hier bleiben; vielleicht wäre es dem einsamen Ohm eine Freude.

* * *

Mußte man denn in Sarbach immer um sieben Uhr aus den Federn, sogar am ersten Feiertag? Ja, da erst recht. Der Ohm wollte zur Kirche, bis zu der man fünfzehn Werst zu fahren hatte, und der Gottesdienst begann um zehn. Kurt verstand zwar kein ehstnisch, aber es war doch selbstverständlich, daß er mitkam.

Um halb neun stiegen sie in einen breiten Schlitten, vor dem eine schmucke Troika, von selbstgezogenen Goldfüßen, ungeduldig stampfte und die Schellen schüttelte. Es wurde eine lustige Fahrt, wenn's auch bisweilen bedenklich schief ging. Der alte Herr hatte seine Freude an den Thieren. Der rechts, mit den weißen Hinterfüßen, ging zum ersten Mal im Dreigespann und -- tadellos.

Michel war ein ganz famoser Einfahrer. Selbstbewußt saß er denn auch da, mit regungslos vorgestreckten Armen, den umfangreichen Leib im blauen Pelze, von rother Schärpe umwunden, die Bärenmütze auf die Augenbrauen gedrückt.

Die Kirche war bereits dicht gefüllt und mancher Hals wurde länger, als der Sarbacher Herr mit dem stattlichen Begleiter zu seinem Gestühl schritt.

Nachdem das erste Lied gesungen, nahmen zwei Damen in der Bank gegenüber Platz: Die eine alt, die andere jung, Beide von hohem Wuchs mit ernst-mildem Ausdruck im schönen ovalen Antlitz; der einen dicke Haarwellen schneeweiß, der anderen goldbraun.

Kurt konnte die Predigt nicht verstehen, aber die Andacht, welche sich in den edlen Zügen der beiden Frauen spiegelte, theilte sich ihm mit.

Nach dem Gottesdienste warteten sie das Herausströmen der Gemeinde ab. Der Dhm that dasselbe, dann ging er mit Kurt auf die Damen zu und stellte ihnen den Neffen vor. Es wurden ein paar Worte gewechselt und die Herren aufgefordert, Morgen in Erlenhof zu speisen. Worauf sie hinaus gingen, die Mutter am Arm der sorgsamen Tochter.

Wie viel Würde in der Haltung der Einen, wie viel Anmuth im Gange der Andern. — Edelfrauen jeder Zoll, dachte der nachfolgende Kurt und half ihnen in den Schlitten.

Auf dem Heimwege erzählte der Dhm Mancherlei von Frau von Brandau, seiner sehr verehrten Nachbarin und der schönen Gerda, die er liebte wie sein eigen Kind.

Ja, die Erlenhoffche Frau, das ist so Eine vom besten alten Schlage — wie führt sie Haus und Hof, seit sie Wittve ist und wie erzieht sie die Jungen, sie kann Ehre einlegen mit ihren Primanern. Der Erlenhofer war aber auch ein Prachtmensch, wie sollte das junge Volk da nicht gerathen. Altes Blut ist eben eine sichere Garantie für Gut wie Böse, ein Faktor, mit dem stets gerechnet werden muß.

Die Zeit schien Kurt endlos bis zur Abfahrt nach Erlenhof, die er mit unbegreiflicher Ungeduld erwartete und doch erzählte der Dhm höchst interessant aus der Vergangenheit von Sarbach und

derer von Ramsloh, die eng mit einander verknüpft war, denn Jahrhunderte lang hatte hier

Ein stolz Geschlecht gefessen
An seinem festgebauten Herd,
Am Maidwerk seine Zeit gemessen
Mit Armbrust, Habicht, Hund und Pferd.

Der Empfang im stattlichen Erlenhof war äußerst herzlich. Kurt fühlte sich im heitern Kreise sofort eingelebt und gefiel Allen, was sein Gönner mit Genugthuung bemerkte.

Von nun an gab es ein tägliches Herüber und Hinüber zwischen Erlenhof und Sarbach. Die zwei flotten Schüler hatten jeden Morgen einen neuen Schlachtplan erfunden: Fuchsjagden, Schlittenfahrten und Gerda war immer dabei. Sie hätte keine Stunde die Kameradschaft der Brüder, jetzt seltener Gäste, missen mögen.

Auf der Sarbacher Stauung wurde eine spiegelblanke Eisbahn, mit Tannenbäumchen eingefast, hergerichtet. Gerda war eine vorzügliche Läuferin, schlug sie auch keine kunstvollen Vogen nach rückwärts, wie Helenka. Diese Weiden hätte Kurt gern einmal beisammen gesehen, sie schienen ihm entgegengesetzt wie Feuer und Wasser und Beide so entzückend!

In Helenka's Augen sprühte eine Flamme: unheimlich, dämonisch, als könnte sie ihr Liebstes in Asche verwandeln und dann wieder wurde ihr Schein so sanft, kosend und schmeichelnd, daß er sich den Menschen in's innerste Herz stahl.

In Gerda's Blicken schimmerte ein Licht wie aus krystallinem Grunde: rein, ruhig, märchentief. Ihm war so wohl in ihrer selbstvergeffenen sonnigen Nähe. Ihre gedankenreichen freundlich heiteren Worte hätte er nicht tauschen mögen gegen die herausfordernden stachelnden Geistesblitze Helenka's, die auf ihn wirkten wie ein prickelnder Nervenreiz. In all ihrem Thun lag eine so beruhigende sanfte Sicherheit. Und wie schön sie war — von einer Schönheit, die keine Künste kennt und doch nicht altert, sich nur verwandelt, wie er es an der Mutter sah. Einfach und edel in jeder Linie, in jedem wechselvollem Ausdruck.

Ehe er sich's selbst bewußt geworden, war er verliebt in Gerda. Verliebt — nein. Das war er schon oft gewesen, diesmal

aber hatte eine ernste starke Neigung sein innerstes Wesen ergriffen und ihn verlangte mehr darnach ihrer Liebe werth zu sein, als diese Liebe um jeden Preis zu gewinnen. Sonst selbstbewußt und sieggewohnt, war er jetzt zaghaft geworden und doch fühlte er es mit stillem Glück, daß eine innere Uebereinstimmung ihre Seelen verband. Am Flügel namentlich, wenn er sang und sie ihn begleitete, war es immer, als stütheten die Töne aus einer inneren, tiefgemeinsamen Empfindung zusammen.

Es kamen aber auch Tage, da sie ihm ferner gerückt schien. Der Verkehr auf Erlenhof wurde immer lebhafter; die prächtige Schlittenbahn benutzend, fanden sich Gäste ein von nah und fern und er sah Gerda plötzlich von Verehrern umschwirrt, denen Verwandtschaft oder alte Bekanntschaft einen recht vertraulichen Ton anzuschlagen erlaubte. Da war namentlich ein Vetter, Heinz v. Ronsberg, Majoratsherr auf Uhdn, der ihm himmelangst machte; ein blonder Neffe, den Alle liebten und verwöhnten, Gerda nicht ausgenommen. Sie schien ihn zu ihrem Ritter auserkoren zu haben.

Aber was wollte Kurt eigentlich? Er fragte sich's selbst. Was hatte er ihr zu bieten? Ein Leben in der Hauptstadt? Da hätte sie so wenig hingewollt wie Helenka in den Sarbacher Wald. Sie, die allen Schein haßte, die so viel Nützlichcs und Inhaltvolles in jeden Tag hineinlegte und Vergnügungen nur als erfrischendes Nebenbei betrieb. Harmlos wie ein Kind, gewöhnt an Sonnenschein, freie Luft und goldne Morgenstunden. Und dennoch betrachtete er sich prüfend im Spiegel, ob er wohl stattlicher sei als Vetter Heinz, aber er konnte es nicht ergründen — Geschmackssache. Jener war mindestens zwei Zoll länger und hatte noch breitere Schultern — und die Augen — ja, wenn er nur gewußt hätte, ob sie blaue oder braune vorzog! Dann sann er wieder über Eigenschaften nach — Heinz war gewiß ein lieber treuherziger Mensch — er hätte ihn ja selbst gern gehabt, wäre er ihm eben nicht so verdammt un bequem gewesen.

Ach was, Ronsberg und Genossen, er selbst war der Rechte, dem sie sich anvertrauen durfte — er wollte sie glücklich machen, die ganze Kraft seiner Seele daran setzen, ihrer würdig zu sein!

Eines Morgens forderte der Dhm ihn auf, mit ihm die Wirthschaft zu besichtigen und sie gingen durch allerlei wohlgefüllte Kletten

und Keller, sahen sich verschiedene Betriebe, den Mastochsen- und Kuhstall an, in welchem achtzig blankgestriegelte Friesen das Auge des Kenners erfreuten. Ein solcher war Kurt zwar nicht, um so mehr verstand er von den Füllen und da waren Bracht-Exemplare unter den Anglo-Ehsten, von denen er sich nicht trennen konnte.

Wie viel Verständniß, wie viel Arbeit und Mühe steckte in dem Allen, was er auf diesem Rundgange sah — und für wen plagte sich der alte Mann, der gewiß oft lieber der Ruhe gepflegt hätte, als sich mit Wirthschaftsbüchern, persönlicher Aufsicht und mancherlei Schwierigkeit abzugeben. — Hatte er auch Freude am Schaffen, so war es doch eine Freude im Hinblick auf die Zukunft, die ihm nicht mehr gehörte. Für wen war hier Alles so sorgsam gesammelt und gepflegt worden? Für ihn, der sich bisher um den lieben alten Ohm, dem er ein großes Maas Dank schuldete, kaum mit einem Gedanken bekümmert hatte. Während dieser in der Dämmerstunde ein Schläfchen hielt, überdachte Kurt das Alles auf einem einsamen Spaziergange und es war nicht nur Pietät und Dankbarkeit was der junge Mann für den alten empfand, sondern ein Gefühl naher Verwandtschaft, seit er Wurzeln zu schlagen begann in dem heimathlichen Boden.

So kam es, daß er Abends am Kamin, Irni und Arni auf den Knien, rückhaltlos Alles, was ihn bewegte, aussprechen konnte. Derweilen sahen ihn aus blauer Rauchwolke ein paar alte, aber fallenhelle Augen wohlwollend an. Augen, die mancherlei wahrgenommen, die tiefe Blicke in zwei junge Herzen gethan hatten.

Was Kurt dann zu hören bekam, stellte ihn, mit seinem Wünschen und Hoffen, auf sicheren Boden und mehr noch: gab ihm einen Vater, zu dem er in Ehrfurcht und Liebe aufblickte.

Gelenka hatte prophezeit, er werde sich nach acht Tagen in Sarbach vor Langerweile an seinen Sporen aufhängen, wenn er nicht vorzog sie auf dem Parquet rue de l'étoile Nr. 44 kirren zu lassen. Nun waren drei Wochen nur allzu schnell verflogen — und Kurt fuhr nach Erlenhof, sein tapferes Herz großer Entschlüsse und nicht geringer Bangigkeit voll.

Als er sich durch die Schwarzerlen-Allee dem Hause näherte, zog er die Leinen an und ließ den Fuchs im Schritt gehen.

Hatte er Gerda's Neigung gewonnen? Warum war das so schwer zu ergründen, bei ihr, die kein Ränkespiel kannte, ihm so ruhig, mit offener Theilnahme, in die Augen sah, seinen warmen Händedruck ebenso fest erwiderte? Und doch war sie unnahbar in ihrer angeborenen Hoheit und er wußte nicht, was sie für ihn empfand. Frau v. Brandau war ihm wohlgesinnt, das wußte er, sie zeigte ihm mehr, als nur das Interesse für den Neffen ihres lieben alten Nachbarn. Wie er diese Frau verehrte, — er wollte, er hätte die eigene Mutter, die er zärtlich liebte, so hoch stellen können. Aber diese Art jugendlicher Zuneigung gewinnen nur Frauen, die ganz selbstlos sind und bei unwandelbar strengen Grundsätzen der Jugend ein großes Herz voll Wärme entgegenbringen; die ihr Lebenslang den Weg der Pflicht gegangen sind, heiter als sei es ein Rosenpfad.

Er fand sie allein: Gerda mit den Brüdern und Heinz war in's Pastorat gefahren. Sie saß im großen Eckalon am Fenster an ihrem Stickerahmen, auf den eine Altardecke von rothem Plüsch gespannt war. Sie grüßte ihn freundlich wie immer. Er nahm ihr gegenüber Platz auf einem steiflehnigen Stuhl und schwieg.

Sie ließ die fleckige Hand mit dem goldenen Fingerhut ruhen und sah ihn fragend an.

Nun mußte er sprechen und als er erst begann, da drängten sich ihm Gedanken und Gefühle in solcher Fülle auf die Lippen, daß er ihrer kaum Meister wurde. Seine beredten lebenswarmen Worte bewegten die Hörerin tief, aber das verrieth ihr ruhiges Antlitz nicht. Sie hatte noch nie den Wunsch gehabt ihre Tochter zu verheirathen — im Gegentheil; Kurt war ihr sympathisch, aber sie war darum noch nicht überzeugt, daß er für Gerda der Rechte sei. Gleichmäßig ihren goldnen Faden ziehend, ließ sie ihn reden, ohne ihn einmal zu unterbrechen, das war grausam und plötzlich hielt er inne. Nun war es an ihr sich zu äußern und mit athemloser Spannung erwartete er ihren Bescheid.

Lieber Ramsloh, sagte sie noch kurzem Besinnen, Name, Vermögen, einnehmende Persönlichkeit machen Sie in hervorragendem Maße zu dem, was man gemeiniglich eine wünschenswerthe Partie nennt. Verargen Sie es einer alten Frau, mit vielleicht veralteten Ideen, nicht, wenn sie noch mehr verlangt: nämlich einen Mann

von unerschütterlich festem Charakter. Sie haben noch keine Gelegenheit gehabt sich als solcher zu erweisen. Sind Sie um's Jahr desselben Sinnes, so kommen Sie wieder.

Und Gerda, fragte er beklommen — wird sie warten? Darf ich ihr von meiner Liebe sagen?

Nein, erwiderte Frau v. Brandau entschieden. Gerda soll frei sein, wie Sie es sind. Ist ein wahres und tiefes Gefühl für Sie in ihrem Herzen erwacht, so wird es wohl ein Jahr überdauern. Das wäre keine echte Liebe, die nicht auszuharren vermöchte. Den Charakter, den ich meine, setzte ich in Ihnen voraus. Er wird sich nicht nur in Ihrer Liebe bewähren, in Ihrem geduldigen Werben um ein Kleinod wie Gerda, sondern in Ihrer Treue, in Allem wozu Sie einst in der theuren Heimath berufen sein werden.

Das Wort „Heimath“ hatte heute einen neuen schönen Klang für ihn. Er küßte Frau v. Brandau's Hand wenn möglich mit noch innigerer Verehrung als sonst, und ging. Obgleich es herrlich gewesen wäre Gerda im Sturm zu erringen, ihr in der nächsten Stunde sein ganzes übervolles Herz auszuschütten, nicht ablassend bis sie sein, empfand er doch lebhaft, wie berechtigt die Forderung ihrer Mutter, und beugte sich ohne Murren.

Der Dhm unterdessen wanderte rauchend raslos auf und ab. Einmal haberte er mit sich nicht auch gefahren zu sein. Gerda's Zärtlichkeit für ihren alten Freund hätte wohl ein Körnchen zu Kurt's Gunsten in die Waagschale gelegt. Dann lachte er in sich hinein: dem Jungen sekundiren, das fehlte noch. Habe mir meine Alba auch allein erobert. Hätte mir da jede Einmischung schönstens verboten. Wird ihm nicht schwer fallen, dem Schlingel, sich seinen Schatz zu holen. Wenn der nicht gefällt, poß Bombenelement, dann müßten die Frauenzimmer rein närrisch geworden sein. Sterne vom Himmel verlangen, he! Aber Gift auf seinen Erfolg nehme ich doch nicht. Die Erlenhoffche — Hut ab, alle Hochachtung und noch einiges — aber schnurrig ist sie doch bisweilen mit ihren romantischen Einfällen.

Als Kurt endlich anlangte, mußte er sofort Rede stehen, wie viel lieber auch, er allen Fragen aus dem Wege gelaufen wäre.

Der alte Herr schien erwartet zu haben, daß er die Braut gleich mitbringen werde und hub grimmig zu poltern an, als er

nicht einmal das Jawort aus der Tasche zog. Bald jedoch calmirte er sich und lobte, wie gewöhnlich, die Weisheit seiner Nachbarin.

Ja, ja, man muß der Jugend nicht zu viel Aufwasser geben. Ihm war's schon recht, daß der Junge sich erst tüchtig und arbeitssam auf der eigenen Scholle zeigen sollte, die er ihm um Georgi anvertrauen wollte. Er zweifelte nicht an seinen soliden Eigenschaften, die lagen den Ramslohern im Blut.

Der letzte Abend in Erlenhof und nichts sagen zu dürfen von dem, was ihm die Brust sprengte, — welche Folter! Sie saßen Alle gemüthlich plaudernd am runden Tisch, im Schein der Lampe. Nein, das hielt er nicht aus, erhob sich rasch und öffnete den Flügel-

Wollen Sie ein Abschiedslied singen? fragte Gerda in etwas wehmüthigem Ton. Soll ich Sie begleiten?

Er nickte nur mit einem etwas zagen Blick auf die Hausfrau. Zu sprechen hatte sie ihm verboten, aber nicht zu singen. Für Liebesworte war er nicht verantwortlich.

Bitte ein lustiges — nicht von Scheiden und Weiden, rief Heinz.

Andre Städtchen, andre Mädchen, schlug ein ungezogener Bruder vor.

Gerda wurde roth und noch röther als Kurt das Heft öffnete und anstimmte: „Die Liebe, ja die Liebe ist eine Himmelsmacht“.

Es war ein Glück, daß sie nicht rückwärts sah, wie Mama's Antlitz über der Arbeit gesenkt blieb, wie der alte Nachbar vergnügt schmunzelte, wie die Brüder, die Frechlinge einander anstießen und Better Heinz in nervöser Ungeduld an seinem blonden Schnurrbart Halt suchte.

Kurt hätte das Alles nicht angefochten; seine ganze Seele war ja erfüllt von einer Himmelsmacht. Mit dem letzten Accorde sprang Gerda auf, froh daß dieser Sang, der ihr in allen Nerven nachzitterte, ein Ende hatte, aber nun stand sie ihm dicht gegenüber und ihr fest mit leuchtenden Blicken in die Augen schauend, schmetterte er es noch einmal jubelnd hinaus: Die Liebe, ja, die Liebe ist eine Himmelsmacht!

Sie war jetzt nicht mehr roth, sondern sehr bleich geworden, als sie an ihm vorüberging, neigte sie das schöne Haupt ein wenig — war es Zustimmung?

Famofes Lied, riefen die Brüder wie aus einem Munde.

Hat es dir gefallen, Gerda? fragte Heinz leicht ironisch. Ich kann es auch fingen, wenn du es noch einmal hören willft.

Er erhielt keine Antwort.

Der alte Herr mahnte zum Aufbruch. Der Schlitten ftand schon längft vor der Thür und die Pferde wurden unruhig bei der Kälte. Der Abfchied kam Allen recht, denn die Gemüther waren zu erregt, um den harmlofen Conversationsfaden von vorhin weiter zu fpinnen. Nur die Brüder, die Neckbolde, hätten aufheulen mögen, daß ihnen ihre Beute fo schnell entwichte. Die Schwefter allein auf's Korn zu nehmen, wenn Er fort war, hatte ja keinen Sinn.

Verzeihung, flüfterte Kurt, als er Frau von Brandau die Hand küßte.

So hatten wir nicht gewettet, entgegnete fie leife, aber ihre Rippen berührten feine Stirn — das war Abfolution.

Gerda fagte ihm ein herzliches Lebewohl und auf Wiederfehen; ganz unbefangen, obgleich ein böfer Rube fie in den Arm kniff. Die Jungen, die für ihn schwärmten, fielen ihm um den Hals. Nur Wetter Heinz reichte ihm etwas würdevoll und ftEIF die Rechte, die er ganz befonders kräftig fchüttelte, fo daß dem Andern ein heiteres Lächeln über das gutmüthige Antlig flog; es fchien nicht fo ernft gemeint mit der Gegnerschaft.

Als Frau von Brandau fich zur Ruhe gelegt hatte, wurde ihre Thür leife geöffnet, Gerda im weißen Gewande schlüpfte hinein, kniete am Bette nieder, barg den Kopf in's Kiffen und fchluchzte. Zum erften Mal im Leben verlor fie ihr schönes Gleichgewicht und benahm fich fo thöricht. Frau von Brandau wußte wohl, was das zu bedeuten habe, ftreichelte ihr fanft das Haar und ließ fie fich ausweinen. Dann kam aus vollem Herzen die Frage: Warum ift er gegangen ohne mir von feiner Liebe zu fagen, anders als in Lieberworten, fo öffentlich, vor Heinz und den Knaben?

Die Mutter zog fie zärtlich an fich und vertraute ihr Kurt's Antrag und ihre Erwiderrng an, mit den Worten fchließend: Einem Flattergeifte, einem Wandervogel gebe ich dich nicht, du mein theures Kind.

Gerda umfchlang fie liebevoll und fagte mit ftrahlendem Lächeln, während noch Thränen in ihren Wimpern hingen: Ich

werde die seine, denn er ist treu wie Gold, — kein Ramsloh war ein Flattergeist!

Das junge Edelfräulein glaubte nicht minder fest an die Kraft des alten Blutes wie der Dhm auf Sarbach.

Und Heinz? fragte die Mutter.

Gerda machte große Augen. Heinz? — den habe ich immer als ältesten Bruder betrachtet, das will ich ihm morgen sagen, wenn er es nicht weiß. Wie viel Bettern haben für dich geschwärmt, du meine schöne Mutter, und sind hernach Vaters beste Freunde geworden. Gute Nacht. Kurt ist ein ganzer Mann, dem du dein Kind vertrauen kannst. — Bete für ihn!

Gute Nacht, mein Liebling. Gott segne dich und ihn — und sie umarmten einander lange und innig, froh, daß nichts Unausgesprochenes mehr zwischen ihnen stand.

Kurt war als träume er, wie er wieder im Wagon saß und seinem Dienste zueilte, den er nun bald quittiren sollte, und doch war diese ganze neue Welt wahr und wirklich: sein süßes stolzes Lieb, sein theurer alter Gönner, sein Heim, sein großes weites Arbeitsfeld und die tausend Augen, die ihm hoffnungsvoll entgegen sahen.

Hatte er noch einen Gedanken für Helena?

Ja, wie hätte er sie schon ganz vergessen können? Er fragte sich sogar, ob er einer Untreue schuldig sei, aber er durfte sich freisprechen. Hatte sie denn etwas anderes verlangt als Weihrauch in schimmernden dustenden Wolken? In lichterloher Schwärmerei hatte er ihn ihr gespendet, wie mancher andere auch. Gräfin Helena und Ihresgleichen fragen nicht nach jener Himmelsmacht, die das Herz auf weißen Schwingen aus dem Weltgetümmel trägt.

* * *

Wieder hielt funkelnder Frost die nordische Erde umfangen, Weihnachtskerzen hatten gebrannt und mit hellem Schellengeklingel sausten die Schlitten durch tiefverschneite Wälder: Sarbach, unter weicher weißer Decke, hatte das nämliche Ansehen wie seit Jahren. Man konnte nicht ahnen, was seit dem letzten Frühjahr alles Neues geschaffen war; auch der breite Kanal, der uner schöpfliche Fluthen

in die Mühlenstauung zum Vortheil des emsigen Räderwerks und zum Heil der Sumpfgendebewohner ergossen hatte, verbarg sich im Schnee.

Am Kamin saß der alte Herr und rauchte. Auf dem Wolfsfell zu seinen Füßen träumten Trni und Arni so lebhaft von ihren Gelbenthaten im Fuchs- und Dachsbau, daß die gelben Pfötchen mitunter heftig zu graben schienen, und bisweilen ein leises ausdrucksvolles Knurren den tapfern Gefellen entschlüpfte.

Sieh', Kind, so habe ich auch die letzten Jahre Winterschlaf gehalten und vom Fett der Erinnerung gezehrt, sagte der alte Mann mit dem Pfeifenstiele auf die kleinen Schlaffäcke deutend, zu Gerda, die eben ein Tischchen an seine Seite rückte und ihm mit liebevoller Sorgfalt seinen Thee bereitete. Jetzt, wo Ihr hier seid, habe ich wieder eine Gegenwart. Er nahm ihre Hand in die seine. In den alten Jägeraugen, die fast jugendlich hell aus dem verwitterten Antlitz schauten, konnte sie lesen, wie licht diese Gegenwart seinen Lebensabend verklärte.

Und in Dir lebt uns die liebe ehrwürdige Vergangenheit, erwiderte sie zärtlich.

Der wir das Beste verdanken: die Liebe zur Heimath, sagte eine tiefe Stimme hinter ihr: Die unserer vollen arbeitsfrohen Manneskraft bedarf und Schätze birgt wie diesen! Kurt zog glückstrahlend diejenige an sich, die seit einer seligen Woche sein Eigen war und wollte ihr eben noch viel Liebes und Zärtliches sagen, mußte es aber auf später versparen, denn Peter erschien mit der Post.

Von unsern Studenten, rief Gerda vergnügt, einen Brief öffnend, der nur wenige Zeilen enthielt. Sie kommen morgen nach Hause, wie wird Mamachen sich freuen, und dann, mit Vetter Heinz, zu uns. Du hast ihnen eine Bärenjagd versprochen, behaupten sie und die haben sie auch verdient, mit ihren brillanten Examen.

So mögen sie den Braunen mit „vivat academia“ aus dem Lager schrecken, lachte Kurt, und läuft er Heinz vor die Flinte, so sei er ihm gegönnt: Glück macht großmüthig! Aber da ist ja noch etwas für mich — und er zog eine goldgerandete Karte aus dem Couvert: Helenka heirathet den ersten Secretairen an der russischen Botschaft in Paris. Das freut mich — das wahre Milieu für sie. Eine entzückende Diplomatenfrau wird sie werden und es wie keine

zweite verstehen, die Elite des Esprits und der Eleganz in ihren Salons zu vereinigen.

Was meinst du zu einer Hochzeitsreise nach Paris? fragte Gerda lächelnd: Glück macht großmüthig!

Reisen! nein, mein Lieb, dies traute Heim ist unsere Welt — und jetzt ein Lied!

Sie setzte sich an den Flügel.

Was willst du denn singen, Liebster?

Die Widmung natürlich.

Sie kannte die schöne Begleitung auswendig und er sang aus tiefster Seele:

Du bist die Ruh', Du bist der Frieden,
 Du bist vom Himmel mir beschieden.
 Daß Du mich liebst, macht mich mir werth,
 Dein Blick hat mich vor mir verklärt.
 Du hebst mich liebend über mich,
 Mein guter Geist, mein bess'res Ich.

Der alte Herr blickte zu dem Jugendbilde seiner Alda auf und nickte der lieben Gefährtin zu: Sieh', mein Engel, unser Hoffen, Streben und Lieben lebt fort. — Wie die Alten sangen, so zwitschern die Jungen — und Gott wolle sie segnen.





Kunſtbrieſe.

IV.

Wie Menſchen ſchicken ſich an, Weihnachten zu feiern. Ein beiſpielloſes Gedränge herrſcht namentlich in der Friedrichsſtadt, im Stralauer Viertel, in der Leipziger Straße und zwiſchen Potsdamer Brücke und Potsdamer Thor (alter Platz). Denn in dieſen Stadttheilen liegen die meiſten, größten und ſchönſten Läden, vor denen einigen man förmlich Queue bilden muß, um, wenn man endlich hineingelangt, noch eine halbe Stunde zu warten in „drangvoll fürchterlicher Enge“, bis die Stimme einer der ermatteten Verkäuferinnen an das Ohr der ermatteten Käuferin ſchlägt: „Schon bedient, Gnädige Frau?“ Und die gnädige Frau — nein, ich bin im beſten Zuge, Ihnen Scenen zu ſchildern, und wenn's auch für Manche zur Zeit auf der Straße und im Laden viel luſtiger und intereſſanter hergeht, als im Theater, ſo führt mich meine Berichterſtatterpflicht doch zu dieſem zurück.

Es hat Vieles gegeben, ſeitdem ich Ihnen das letzte Mal vom Berliner Theaterleben erzählte. So Vieles, daß ich natürlich darauf verzichten muß, Alles zu berühren.

Greife ich zum Nächſtliegenden, ſo heißt's nicht von deutſcher, ſondern von franzöſiſcher Bühnenkunſt und Bühnendichtung plaudern. Es iſt lange her, daß dem Berliner franzöſiſches Theater etwas Alltägliches war. Fünfundzwanzig Jahre mindedeſtens. Vor dem großen Kriege kam faſt allwinterlich eine Komödiantentruppe von

jenseits der Vogesen herüber und weihte die Berliner studirende Jugend im Concertsaale des K. Schauspielhauses in die Geheimnisse und Reize französischer Bühnenkunst ein. Dann aber war's plötzlich infolge naheliegender Gründe aus damit. Erst in den allerletzten Jahren verirrt sich dann und wann eine Truppe hierher. Vor ein paar Wintern spielte so eine provinzielle Operentruppe in Berlin; im vorigen kam Herr Antoine, der Begründer des „Théâtre libre“, herüber und wurde von den Kreisen der „Freien Bühne“ ebenso willkommen geheißen, wie jene von den Kreisen, in denen man sich nicht langweilt. Das war eben auch Alles. Und die Sarah Bernhardt, ob schon ihre Mutter, wie indiscrete Forscher ergründet haben wollen, eine Berlinerin gewesen sein soll, die beiden Coquelin's, Féore, Mounet-Sully, die Reichemberg und die anderen Wanderapostel pariser Theaterruhms — sie wiesen haßerfüllt das Ansinnen zurück, das „pays des prussiens“ jemals mit einem Besuche zu beglücken, während bekanntlich ihre dichtenden und schriftstellernden Landsleute, Dumas und Sardou an der Spitze, sich nicht das geringste Gewissen daraus machten, die hübschen Tantiemen einzustreichen, die ihnen die deutschen Uebersetzungen und Aufführungen ihrer zahllosen Werke alljährlich abwerfen. Und männiglich ist bekannt, daß französische Bühnenlitteratur in Deutschland, und zumal in Berlin, einen nur zu guten Absatz fand. Und nicht bloß die so zu sagen ernstere, sondern erst recht die leichtere und leichtfertigere. Macht hier doch ein Theater, das „Residenztheater“, gar ausschließlich in französischen Komödien und Possen und mit großem Erfolge. Wohl zum Theil deshalb, weil den meisten ganz unbekannt, wie diese Bühnendichtungen sich im Französischen, von Franzosen gemimt, annehmen. Wer sie so gesehen, der kann an den deutschen Uebersetzungen und an ihrer Interpretation durch deutsche Künstler gewöhnlich nicht Gefallen finden.

* *

Das bestritten nun wohl viele und meinten überlegen: „Dichtung ist Dichtung und Schauspielkunst Schauspielkunst.“ Sie konnten sich aber jetzt eines Besseren belehren lassen. Denn es fand sich eine muthige Französin von Ruf, die mitten in des Löwen Rachen

hineinsprang, lachend und trillernd. Anne Judic, die Schöpferin eines eigenen Genres, das nicht groß ist, in dem sie aber Großes leistet — noch immer! — und das die Mitte hält zwischen Baudeville und Operette und wo sich um eine meist recht blödsinnige Handlung allerlei Geistesblüthen und witzige, prickelnde, oft recht zweideutige Lieberchen ranken. Großmama Anne Judic also war diese tapfere Französin, die mit einer eigenen Truppe nach Berlin kam, um hier längst schon bekannte Stücke von Hennequin und Millaud und Biffon und auch Sardou einmal im Original aufzuführen. Sie kam, sah, sang und siegte . . . Die Berliner, die da glaubten, am Ende würde der Scene-Chauvin durch die lebenswürdige Rechnung der greisen Gastspielerin einen polternden, rasfelnden Streich machen, irrten sich gründlich. Es gab sogar eine Woche hindurch einen kleinen Judic-Kultus und das kokette „Neue Theater“ des Herrn Lautenburg war allabendlich Zeuge lautester Ovationen. Die Kunst der Judic — die Kunst sich jung zu erhalten vor Allem — und die anmuthigen Reize ihrer Spiel- und Vortragsweise in Ehren: wie wäre wohl der Beifall gewesen, wäre sie jünger, auf dem Gipfel ihres Könnens stehend, und mit einer besseren Truppe hergekommen! So aber konnte der Kenner der Judic und französischer Bühnenkunst überhaupt mitunter sich eines gewissen Lächelns nicht enthalten, wenn er hier und da in der Presse gar zu begeisterten Herzensergüssen begegnete. In manchen Fällen war es aber allerdings ritterliche Galanterie, was den Ausschlag gab und über einen Fehlbetrag hinwegsehend im Uebrigen sich an dem vielen Guten und Reizvollen ergötzte, was Anne Judic noch immer bietet . . .

Und nach der Chansonette und dem Baudeville kamen steifbeinige, kunstgerecht drapirte Alexandriner: nach dem Sprit und den Zweideutigkeiten der Sardou und Meilhac — der Pathos und die Leidenschaft der Racine und Corneille; nach der Judic — die Segond-Weber, die es verstanden hat für die hervorragendste unter den jungen französischen Tragödiinnen zu gelten, die Vertreterin der Traditionen altfranzösischer Bühnenhochschule, wie sie die Comédie française und das Odéon noch immer pflegen im klassischen Repertoire, während auch sie jetzt schon lange im modernen dem Modernen zu seinem Rechte verhelfen. An einem Sonntag verab-

schiedete sich Anne Judic in „La femme à papa“ und am Montag darauf stellte sich im selben „Neuen Theater“ Mme. Segond-Weber als „Bhädra“ vor. Aber die klassische Tradition dieser Künstlerin und der traditionelle Klassicismus ihres Spielplans behagte dem Berliner sichtlich weniger und obzwar Mme. Segond-Weber weit jünger und schöner, als Mme. Judic, so zog er den prickelnden und pikanten und anmuthigen Gesang dieser dem pathetischen und mädchenreichen Singsang jener entschieden vor, was auch ganz zu begreifen, umso mehr, als diese zweite Truppe noch schlechter ist, als die Judic'sche . . . Es war leer, recht leer bei Herrn Lautenburg und er mochte froh sein, daß Mme. Segond-Weber nur 6 Abende für Berlin frei hatte, während ihre Vorgängerin 14 Mal spielte . . .

* * *

Aber interessant waren sie doch, die Racine'schen und Corneille'schen „tragédies“ zwischen all' den modernen Sittenstücken, Lebensauschnitten, Charakterbildern und Possen, die jetzt die Bühnen beherrschen. Und hatte die gelungenste der Aufführungen, die der „Bhädra“, immerhin zum großen Theil auch nur die Bedeutung eines „succès de curiosité“, wie sie es in Paris nennen — man überzeugte sich dabei doch andererseits, daß die wahre Dichtkunst immer jung und „modern“ bleibt; nur das Gewand, in dem sie in diesem Falle vor uns hintrat, war veraltet, verschossen und forderte den fin-de-siècle-Theaterfreund zu einem Lächeln heraus.

Freilich — manches Mal hat auch das fin-de-siècle-Produkt selbst kein besseres Loos, als belacht zu werden, weil es unverstanden bleibt.

Da gab es z. B. im Schauspielhause einen kleinen Dreiakter von Theodor Wolff. Er ist ein Nefte des bekannten Annoncen-Königs und Millionärs Rudolf Mosse und gehört somit zum großen Kreise der Schriftsteller des „Berliner Tageblatts“, das bekanntlich viel in Wälschthum macht. Auch Theodor Wolff, ein noch ebenso junger, als begabter Schriftsteller ist von seinem Onkel nach Paris geschickt worden, das trotz allem Vielen in Deutschland noch immer als die Hauptschule jeglichen Geschmacks gilt. Und Herr Theodor

Wolff ist sehr gelehrig und geschickt und ein echter, rechter Boulevard-Stilist und „causeur“ geworden, der in deutscher Sprache französisch schreibt. Nun ist er auch unter die Dramatiker gegangen und abermals möchte man sagen, er hat ein französisches Stück in deutscher Sprache geliefert. Nicht etwa im Lindau'schen Geiste. Nein — durch die Grazie und den Kunstgeschmack, die als Selbstzweck in „Niemand weiß es“ leben, erscheint es wie aus französischem Hirn und Empfinden herausgeboren. Aber in dem blendend schönen Rahmen, nebenbei bemerkt in streng japanischem Stil (die Dichtung spielt nämlich in Japan) ist ein Stück düsteren Symbolismus gefaßt und — für Symbolismus hat der Berliner nichts übrig, dazu ist er zu „helle“. Hätte er Wolff den Vorwurf gemacht, daß da nichts Selbständiges ist, daß Malterlinck und Verlaine u. A. Gevatter gestanden haben, daß der japanische Kulmen das Mitmachen einer pariser Mode, daß es bedauernswerth, wenn ein deutscher Dichter französisch zu empfinden und zu schaffen beginnt — so wäre die ablehnende Haltung begreiflich gewesen. Aber sie richtete sich nur gegen den Inhalt als solchen, der von der tragischen Geschichte des schönen japanischen Mädchens Tajo gebildet wird, die den wilden Maler Yori liebt, aber einen Alten heirathet, dann jedoch Yori in die Arme sinkt, der den Alten in der Stille der Nacht erdolcht und sich in's Gefängniß auf die Folterbank führen läßt, ohne das Schweigen über seine That zu brechen, während Tajo sich den blutigen Datagan in die Brust stößt. Worauf es dem Dichter ankam, das war Stimmung an sich zu erzeugen, traumverlorene Märchenstimmung, das düstere Geschick malerisch zu erfassen, das über dem Liebespaar im schönen Japan brütet . . . Und dabei kam ihm die Regie in freigiebigster Weise zur Hülfe durch eine ebenfalls märchenhaft schöne Ausstattung. Aber vergebens; vergebens auch das Bemühen Klein's, der den Alten gab, des Frl. v. Mayburg und Matkowsky's — Sprache und Handlung blieben der Masse unverständlich und wenn sich ihrer eine Stimmung bemächtigte, so war es die des Ulks . . .

Wehr gefiel schon eine andere, dieses Mal eine wirklich französische Bühnendichtung, Edmond Rostand's Komödie „Die Roman-tischen.“ Ludwig Fulda, der reiche Frankfurter Patriziersohn, der Frankreich und die Franzosen gut kennt und zwischen zwei eigenen

Dichtungen immer irgend eine dramatische Gabe des Nachbarvolks für die deutsche Bühne bearbeitet, hatte die Uebersetzung geliefert in fein polirten Versen. Das Lessing-Theater brachte die eigenartige Novität. Kostand schöpfte aus dem Born mittelalterlicher Dramatik und thut hier zu dem, was einst das Wesen italienischer *comedia del' arte* bildete, modernen Witz und *fin-de-siècle*-Sarkasmus hinzu, sowie eine Dosis Schäferspielpoesie des 17. und 18. Jahrhunderts. Und so gab's eine lustige Travestirung derer, die die Romantik außerhalb im Leben suchen und heraufzaubern wollen und erst spät merken, daß sie längst im eigenen Herzen lebt und nur da zu Hause ist und daß die schlichte Wirklichkeit reich an Poesie sein kann.

„Nicht wahr? Die Poesie erblüht aus treuer
Herzinnigkeit auch ohne Abenteuer . . .

Ja! Denn es leuchten für ein liebend Paar
Am nachgemachten Himmel echte Sterne . . .

Und thöricht suchten wir in weiter Ferne
Die Poesie, die in uns selber war.“

Das wird uns an den Erfahrungen eines Liebespaares und den Erlebnissen seiner närrischen romantiktollen Väter gezeigt . . . Eine ergögliche Komödie, phantastisch in der Handlung, phantastisch auch in der Ausstattung, wie denn z. B. die Mitwirkenden sich in der Tracht verschiedener Jahrhunderte zeigen, ohne daß es ein Maskenfest gäbe. Damit sollte wohl angedeutet werden, daß die Romantikollheit nicht einer Zeitepoche allein angehört. Ganz brachten die deutschen Künstler das grazile Säckelchen, das mit einer köstlichen Parodirung des „unglückseligen Liebespaares von Verona“ einsetzte, nicht heraus.

Es nahm sich manches etwas schwerfällig und daher mitunter albern aus. Auch so was müßte man durchaus von Franzosen selbst gespielt sehen.

*

*

*

.

Da nun heute so viel von Französischem die Rede, so paßt auch Paul Lindau recht gut in den Rahmen, er, der seinerzeit der lauteste Verkünder und Verbreiter der Bühnenkunst Frankreichs in Deutschland war. Er ist jetzt bekanntlich Intendant des einst so berühmten Hoftheaters zu Weiningen geworden. Der langjährige schneidige und witzige Theaterkritiker, der fruchtbare und früher glückliche Dramatiker hat somit, wie mancher seiner Zeitgenossen, wie Oskar Blumenthal z. B., der Direktor des Lessing-Theaters, oder Otto Brahm, der Leiter des Deutschen Theaters, nun auch die Möglichkeit nach den „théories“ die „exemples“ zu liefern, nach der Poesie — ihre praktische Bethätigung. Man war daher gespannt auf den Beginn seiner Intendantenherrschaft. Und er trat in der That mit einem förmlichen Programm hervor in Form eines Einakters, der unter dem Titel „Die Venus von Milo“ eine Anekdote aus den Tagen der Herrlichkeit griechischer Antike nicht ungeschickt dramatisch behandelt. Da giebt's u. A. einen harten Meinungsstreit über die alte und die neue Kunst. Der Mäcen Agathon und der Bildhauer Skapas führen ihn und der Künstler geht als Sieger hervor mit der Tirade:

„Ach! Die Jungen! Alten!

Braucht' ich den Runderim nimmermehr zu hören!
 Dem Phidias, unser aller großem Meister,
 Der nun seit sechzig Jahren im Elysion
 Den hitz'gen Streit der Schulen mild belächelt, —
 Schon ihm klang gellend, kreischend in den Ohren
 Das dumme Lied von Alten und von Jungen!
 Was in der Kunst ist alt? Was jung? Gieb Antwort!
 Vielleicht ist Phidias alt, der ewig Junge?
 Am Ende altert auch Unsterblichkeit?
 Und ist nur wahr, was unsre Augen sehen?
 Steig' nur hinauf, Freund, zur Akropolis,
 Betracht' am Parthenon das Bild des Zeus,
 Und sag' mir: ist das wahr, in Deinem Sinne?
 Das Bild hat freilich Mund und Stirn und Nase
 Und Ohren just wie wir — menschliche Züge!
 Und doch ist's anders — was? Mir fehlt das Wort,

Doch fühl' ich's deutlich: nenn's das Göttliche,
 Das übermenschlich Schöne, schaurig Hehre,
 Nenn's wie Du willst! Ich nenn' es einfach Kunst!
 Und steh' ich vor des großen Gottes Bildniß,
 Dann fühl' ich wohl, wie hinter diesen Brauen
 Der Donner schlummert, wie das mächt'ge Auge
 In Zorn entflammend Feuerblitze speit,
 Und wie die Fluth sich staut und grollend schäumt,
 Und die bestürzte Erde furchtsam bebt,
 Wenn er des Hauptes schwere Locken schüttelt.
 Das ist das Göttliche, das ist die Kunst! —“

So entscheidet Paul Lindau die moderne, vielumstrittene Frage von Wahrheit oder Schönheit in der Kunst. . . Er hat nicht viel Freunde in Berlin, wie sich das auch bei der hiesigen Aufführung der „Venus von Milo“ — im Lessing-Theater — zeigte und er kann sicher darauf rechnen, daß man hier höllisch aufpassen wird, ob und wie er sein Glaubensbekenntniß praktisch bethätigen wird. Es hat etwas Mißliches, mit einem feierlichen Programm hervorzutreten, wenn es sich auch in griechischer Gewandung verbirgt und in lauttönenden Versen ausspricht. . .

Das sind so einige Seiten aus der Berliner Theaterchronik der letzten zwei Monate. Auch auf den anderen sieht Vieles vermerkt, wengleich es rascher vergessen wird.

Daß Ludwig Fulda auch mit einer eigenen Neuheit erschien, natürlich im „Deutschen Theater“, das versteht sich ebenso von selbst, wie daß Felix Philippi im Lessing-Theater desgleichen ein neues Schauspiel brachte. Sowohl „Robinsons Eiland“, das übrigens nicht zu den besten Sachen Fulda's gehört, obschon die Idee recht glücklich war, die Robinsonade zu modernisiren und so zu beweisen, daß auch heute noch im kulturlosen Lande recht wohl der wahre Werth des Menschen sich zu bethätigen Gelegenheit hat, wie auch Philippi's „Dornenweg“ sind Tendenzstücke, aber wo der heitere Frankfurter lacht und scherzt, da räsonnirt meistens der kühle Berliner unbarmherzig und so hat Philippi auch dieses Mal einen harten Konflikt zwischen Wahrheitspflicht und Mutterliebe hart und scharf dramatisirt, ohne daß man darüber hinwegkäme, nicht Manches bloß

als Poſe aufzufaſſen. Darin hat er viel Verwandtes mit Boß, nur daß dieſer noch weit düſterer und wuchtiger iſt, wie jetzt wieder in ſeinem neuſten Drama „Die neue Zeit“, das im „Neuen Theater“ nicht allzuviel Beifall fand, obſchon gerade das gewöhnliche dortige Publikum, ebenſo wie das des „Berliner Theater“ an Nührung und Erſchütterung nie genug haben kann.

Daß aber darum beide Stücke, wie natürlich auch Fulda's neuſte Dichtung die Kunde über alle deutſche Bühnen machen werden — das iſt ganz zweifellos. So gelangen ſie wohl auch nach den Oſtſeeprovinzen, was von den Arbeiten Wolff's und Koſtand's kaum anzunehmen iſt.

Auch Miſch's „Nachruhm“ und Ernſt Koſmer's (Frau Bernſtein) „Tedeum“ dürften vielen Leſern vorgeführt werden, umſo eher, je weniger ſie etwas Neues bringen, obſchon Koſmer zu den Erkorenen des „Deutſchen Theaters“ mit ſeiner Pflge des Modernen gehört.

Und zudem iſt's Zeit, daß ich abbreche . . . Haaje's Schluß- und Abſchiedsgaſtſpiel im Kngl. Schauſpielhauſe wird erſt das nächſte Mal beſprochen werden können . . . Es iſt der Schwanengeſang einer alten Schule und — bezeichnend genug — es thut gar Vielen weh, daß es ein Schwanengeſang. Am Ende kommt's auch wirklich anders.

Berlin, im December.

J. Norden.





Litterarische Umschau.

Abgleich die Litteratur über Napoleon I. eine unermessliche und kaum mehr übersehbare ist, erscheinen doch noch immer neue Bücher über ihn in Frankreich. Während aber unter dem zweiten Kaiserreich, abgesehen von den durch Napoleon III. inspirirten und von ihm angeordneten Geschichtsdarstellungen, des Kaisers unerfättliche Eroberungspolitik scharf verurtheilt und seine Person bitter kritisiert wurde, wofür besonders Lanfrays Werk den besten Beweis liefert, und zuletzt noch Taine seine geistreiche, aber schonungslose Analyse von Napoleons I. Charakter und Persönlichkeit gegeben hat, ist in den letzten Jahren wieder ein gewisser Umschwung in der Auffassung seines Charakters eingetreten. Die parlamentarische Corruption, die Unfähigkeit der fortwährend wechselnden Regierungen, ebenso wie der Kammern haben das demokratisch-parlamentarische System in weiten Kreisen völlig discreditirt und man sehnt sich instinctiv wieder nach einem wirklichen Herrscher, einem genialen Manne, der mit starker Hand das Staatsschiff leitet. Diese Stimmung kommt auch der Beurtheilung Napoleons I. zu Gute; seine Persönlichkeit beginnt den Franzosen wieder in einem günstigeren Lichte zu erscheinen. Besonders über sein Privatleben, den Hof, das Treiben in den Tuileries sind im letzten Jahrzehnt zahlreiche Schriften veröffentlicht worden, unter denen die Denkwürdigkeiten der Frau von Remusat und noch mehr ihre Briefe die erste Stelle einnehmen. In neuester Zeit hat sich besonders Friedrich Masson

mit der Persönlichkeit Napoleons I. beschäftigt, zuerst in seinem Buche Napoleon I. und die Frauen und dann in dem Werke Napoleon I. zu Hause. Der Tageslauf in den innern Gemächern der Tuilerien. Beide sind von Oskar Marschall von Bieberstein ins Deutsche übertragen¹⁾. Das zweite liegt uns in dritter Auflage vor. Maffon's Buch giebt eine sehr interessante Uebersicht über das tägliche Leben des Kaisers; wir sehen Napoleon recht eigentlich im Schlafrock, ja im Bette, wir lernen alle seine Eigenarten und eigenthümlichen Gewohnheiten kennen, erfahren seine Tageseintheilung und werden mit seinen Aerzten, seinen Kammerdienern und seiner Leibwache bekannt gemacht. Ebenso wird uns die wechselnde Kleidung Napoleons I. genau beschrieben, wir wohnen seinen Mahlzeiten und Abenderholungen bei und werden mit der peinlich genau bestimmten Hofetikette vertraut. Vor allem aber gewinnen wir durch Maffon's Buch einen vollen Einblick in die rastlose Thätigkeit und unermüdlige Arbeitskraft des Kaisers. Er arbeitete eigentlich ununterbrochen die ganze Woche hindurch und zeigte sich der Bevölkerung nur am Sonntag; noch am Abend spät saß er an seinem Arbeitstisch und schon in der Nacht las und arbeitete er wieder. Nur auf diese Weise war es ihm möglich, allen auf ihn eindringenden Anforderungen zu genügen, zumal da er sich in allen wichtigeren Fragen die persönliche Entscheidung vorbehielt. An Arbeitsamkeit und unermüdlischer Erfüllung seiner Regentenpflichten kam ihm keiner der Fürsten jener Zeit auch nur entfernt gleich, er leistete darin wirklich Bewunderungswürdiges. Maffon's Werk ist in leichtem und fließendem Stil geschrieben, die Darstellung lebendig, es bietet eine belehrende und zugleich angenehme Lecture. Die Uebersetzung ist lesbar, aber nicht ausgezeichnet.

In die Napoleonische Zeit fällt zum großen Theil die politische Thätigkeit des Grafen Reinhard, dessen Leben und Schicksal soeben Wilhelm Lang in einem bedeutenden, auf mehrjährigen Studien und reichem litterarischem Material beruhenden Buche geschildert hat²⁾. „Aus einem Württembergischen Magister kann Alles werden,“ dies bekannte Wort findet auf Reinhard seine

¹⁾ Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 3 M. 60 Pf.

²⁾ Bamberg, C. C. Buchner. 10 M.

volle Anwendung. Ein an Umschwüngen und Wechselfällen reicheres Leben als das seinige läßt sich kaum denken. Ein Zögling des theologischen Stiftes in Tübingen, eifriger Dichter und begeisterter Verehrer der Kant'schen Philosophie, wird er Vicar bei seinem Vater in Balingen. Dann geht er nach der Schweiz, wird Hauslehrer in Bordeaux, wo er, ein schwärmerischer Anhänger Rousseau's und von kosmopolitischem Freiheitsfinn erfüllt, in den Kreis der Männer geräth, welche später unter dem Namen der Girondisten so bekannt geworden sind. Mit Jubel begrüßt er die Revolution und ging mit seinen Freunden nach Paris, wo er bald eine Stellung im Ministerium des Auswärtigen fand und zur Schreckenszeit mit Mühe der Guillotine entging. Darauf wurde er Gesandter der französischen Republik bei den Hansestädten, organisirte dann in Toscana die Republik und war 1799 drei Monate Minister des Auswärtigen in Frankreich als Talleyrands Nachfolger. Napoleon ernannte ihn zum Gesandten bei der helvetischen Republik und dann wieder in Hamburg; er liebte Reinhard nicht und ließ ihn seine Ungnade durch die Ernennung zum französischen Residenten in Jassy, was eine Art Verbannung war, fühlen. Dort gerieth Reinhard in russische Gefangenschaft, aus der er bald wieder befreit wurde. Nachdem er dann kurze Zeit aus dem Staatsdienst geschieden war, bestimmte ihn Napoleon zu seinem Gesandten in Kassel bei König Jerome; er sollte dessen Beaufsichtiger und Mentor sein. In dieser schwierigen Stellung hat Reinhard von 1808 bis 1813 gewirkt. Nach Napoleons Sturz schloß er sich Ludwig XVIII. an und blieb ihm auch während der 100 Tage treu. 1816 wurde er französischer Gesandter am deutschen Bundestag in Frankfurt a/M. und bekleidete dies Amt bis 1829, wo er seinen Abschied nahm. Unter Ludwig Philipp wurde er Pair von Frankreich und Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, er starb 1837 zu Paris. Talleyrand, obgleich schon dem Tode nahe, hielt ihm in der Akademie die Gedächtnisrede, in der er übrigens sich auf Kosten Reinhard's verherrlichte. Welche Wandlungen muß der Mann durchgemacht haben, welcher es vom Tübinger Stiftler und Freiheitschwärmer zum Napoleonischen Diplomaten und Pair von Frankreich gebracht hat! Nur aus dem kosmopolitischen Geiste des vorigen Jahrhunderts ist ein solches freiwilliges Aufgehen in eine andere Nationalität zu

verstehen. Vollkommen war sie doch nicht, denn Reinhard fühlte sich nur politisch als Franzose, dem Gemüthe, dem innern Leben nach blieb er Deutscher und verleugnete in seiner äußern Unbeholfenheit und schwerfälligen Rede bis zuletzt nicht den Schwaben. Durch diese Doppelheit seines Wesens kam ein tiefer Zwiespalt in sein Leben, den er oft genug schwer empfand und der seine Gemüthsstimmung verdüsterte. Mehr als einmal hat er daran gedacht, Frankreich ganz zu verlassen und sich dauernd in Deutschland wieder anzusiedeln, aber Charakterschwäche und Ehrgeiz ließen diesen Entschluß nie zur Ausführung kommen. Einem charakterstarken Manne wäre es auch unmöglich gewesen, nach einander der Republik, Napoleon und Ludwig XVIII. zu dienen. Reinhard aber ließ sich, wie er es bezeichnete, vom Schicksal treiben und erfüllte in jedem Amt treu seine Pflicht, wie schwer sie ihm auch wurde. Und welche Aufgaben hatte er zu erfüllen! Am Hofe Jeromes mußte er nicht nur den König überwachen, sondern auch den Späher und Aufpaffer auf alle deutschen Regungen und Erhebungsversuche machen. Als Bundestagsgesandter hatte er die Aufgabe, die früheren Rheinbundstaaten unter französischen Schutz zu nehmen. Lang schließt seine Charakteristik Reinhard's mit den treffenden Worten, er sei das lehrreichste Beispiel von deutscher Treue für fremdes Volksthum, er hätte aber hinzusetzen sollen, gegen das eigene, und darin liegt das Widerwärtige und Abstoßende von Reinhard's ganzer Lebenshätigkeit. E. M. Arndt hat doch nicht unrecht, wenn er Reinhard den deutschen Apostaten, den willigen Schergen des korbischen Zwingherrn nennt und gegen seine Verherrlichung eifert. Reinhard's zwiespältiges Wesen ist der strafenden Nemesis nicht entgangen. In seinem Adoptivwaterlande war er niemals recht beliebt und wurde als Diplomat zweiten Ranges bald vergessen; wo seiner später noch gedacht wurde, geschah es mit Geringschätzung oder gar mit Verunglimpfung. In Deutschland dagegen wurde er über Gebühr hochgeschätzt und gepriesen und blieb eben wegen seiner wunderbaren Lebensentwicklung vom schwäbischen Pfarrvicar zum französischen Gesandten und wegen seiner zahlreichen freundschaftlichen Beziehungen unvergessen. Durch seine Frau Christine Reimarus gehörte Reinhard jener bekannten, ganz von aufklärerischen und freigeistlichen Interessen erfüllten Hamburger Familie an, der Lessing einst so nahe

gestanden hat. Durch sie kam Reinhard mit vielen bedeutenden Männern der damaligen Zeit in Berührung. Der Glanz seines Lebens aber war die Freundschaft mit Goethe, dem er 1807 in Karlsbad nahegetreten war und mit dem er bis zu des großen Dichters Tode in lebhaftem brieflichen Gedankenaustausch stand. Goethe sprach sich gegen ihn über die Zeitverhältnisse sowie über die litterarischen Richtungen und Persönlichkeiten offener und rückhaltloser aus als gegen die meisten seiner sonstigen Correspondenten, wie das der schon vor 45 Jahren gedruckte inhaltreiche Briefwechsel zwischen beiden ausweist. Unter den zahlreichen von W. Lang veröffentlichten Briefen nehmen die nach Inhalt und Form gleich anziehenden von Frau Christine eine der ersten Stellen ein. Aber auch sonst enthält das Buch, dessen Inhalt ein reicher und mannigfaltiger ist, bewerkenswerthe Beiträge nicht nur zur politischen Geschichte, sondern auch zur Kenntniß der litterarischen und Culturverhältnisse der denkwürdigen Periode vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Sturze Napoleons. Sehr zu bedauern ist es, daß es Lang nicht gelungen, Einsicht in den zu Paris von einem Nachkommen streng verschlossen gehaltenen Nachlaß Reinharbs zu erlangen, in dem sich Aufzeichnungen des alten Diplomaten über die wichtigeren Abschnitte seiner politischen Thätigkeit vorfinden sollen. Wenn sich nach deren Bekanntwerden wohl im Einzelnen Manches in der vorstehenden Lebensschilderung modificiren wird, im Großen und Ganzen werden die Resultate von W. Lang's Forschungen gewiß bestehen bleiben.

Die Feier von Bismark's achtzigstem Geburtstage, die, einen ganzen Monat während, ihres Gleichen in der deutschen Geschichte nicht hat, erhielt ihren eigentlichen Glanz und ihre wahre Weihe durch die Reden und Ansprachen, welche der große Staatsmann mit stets frischer Geisteskraft und unerschöpflicher Gedankenfülle an die Deputationen und Huldigungszüge richtete. Diese Zeugnisse tiefster politischer Weisheit, die zugleich mit bewunderungswürdiger Kunst und Gewandtheit an die besondern Verhältnisse der verschiedenen glückwünschenden Gruppen anknüpften, verdienten es in vollstem Maße, auch später noch gelesen und beherzigt zu werden. Es war daher ein glücklicher Gedanke von Karl Wippermann eine vollständige Sammlung dieser Reden und Ansprachen zu veranstalten;

sie ist unlängst unter dem Titel: Fürst Bismarck's 80. Geburtstag. Ein Gedenkbuch erschienen¹⁾). Als Einleitung ist der Bericht über die bedeutsamen Huldigungen der Deutschen aus Posen und Westpreußen vorausgeschickt. Es werden dann jedes Mal die Ansprachen und Glückwunschadressen der Deputationen und Vereinigungen mitgetheilt und dann die Erwidernngen des Fürsten gegeben. In einem handlichen Bande hat man so alle Erinnerungen jener glänzenden Tage beisammen. Da so viel geboten wird, kann man den Wunsch nicht unterdrücken, der Verfasser hätte doch noch einen Schritt weiter gehen und eine kurze Beschreibung der Festlichkeiten hinzufügen sollen. Bei dieser Gelegenheit drängt es uns mit einigen Worten der großen von Dr. Horst Kohl veranstalteten kritischen Ausgabe der politischen Reden des Fürsten Bismarck zu gedenken, die nunmehr mit dem 12. Bande abgeschlossen vorliegt²⁾). Wir haben den ersten Band dieser Ausgabe an einem andern Orte³⁾ seiner Zeit eingehend besprochen und den Werth und das Verdienst derselben gewürdigt. Jetzt wollen wir in aller Kürze über den Inhalt der folgenden Bände berichten. Band II bis IV umfassen die Zeit von 1862 bis 1870, also die Periode, in welcher Bismarck's glänzende Staatskunst in heftigem Widerstreit mit der Volksvertretung die größten Erfolge errang. Der Herausgeber hat alles zum Verständniß der Reden Bismarck's Erforderliche, ja nur Wünschenswerthe hinzugefügt, so gleich im II. Bande eine kurze, aber instructive Vorgeschichte des Conflicts als Einleitung vorausgeschickt. Auch die wichtigen Commissionsverhandlungen sind, so weit Bismarck an ihnen theilnahm, vollständig mitgetheilt, so die denkwürdige Rede am 30. September 1862, in der Bismarck das berühmte Wort von der Herstellung der deutschen Einheit durch Eisen und Blut (so, nicht wie gewöhnlich umgekehrt lautet es authentisch) sprach. Auch Bismarck's große Denkschrift über die schleswig-holsteinische Frage wird zum Verständniß der Situation abgedruckt. Im IV. Bande wird wieder eine kurze instructive Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges gegeben und die dazu gehörigen Aktenstücke mitgetheilt,

¹⁾ München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 3 M.

²⁾ Stuttgart, Verlag der F. G. Cotta'schen Buchhandl. Nachfolger, à 8 M.

³⁾ Düna=Zeitung 1892, Nr. 212—214.

ebenso die wichtigsten auf die Herstellung des deutschen Reiches sich beziehenden Adressen und Ansprachen hinzugefügt. Band V bis VII umfassen dann die Zeit von 1871 bis 1879, die Periode des Kulturkampfes, der wiederholten Steuerreformpläne Bismarcks, der Eisenbahnverstaatlichung und des Socialistengesetzes. Der größte Theil der Reden des Fürsten in diesen Bänden beschäftigt sich mit dem Kulturkampf, für dessen Vorgeschichte die wichtigsten Aktenstücke mitgetheilt werden, im Anfang sind dann die kirchenpolitischen Gesetze abgedruckt. Die von beiden Seiten mit leidenschaftlicher Erregung damals geführten Kämpfe treten in den Reden Bismarck's dem Leser mit vollster Lebendigkeit vor Augen. Der VII. Band leitet zu der großen von Bismarck durchgeführten Steuer- und Wirthschaftsreform herüber, deren Vorgeschichte Kohl ebenfalls in lehrreicher Zusammenfassung beleuchtet. Der schwere Kampf, in dem Bismarck diese Reformen durchsetzte und bei dem die bisher so mächtige nationalliberale Partei in Opposition zum Kanzler trat und dadurch ihre einflußreiche Stellung einbüßte, erfüllt die Reden des VIII. Bandes. Die Reden des IX. Bandes, von 1881 bis 1883 reichend, beschäftigen sich mit der großartigen, ganz aus Bismarck's Geiste hervorgegangenen Arbeiterschutzgesetzgebung und beziehen sich weiter auf den Anschluß Hamburgs an das Zollgebiet des deutschen Reichs, zu dem der Kanzler trotz alles heftigen Widerstrebens Hamburg nöthigte. Auch die Reden des X. Bandes beschäftigen sich mit der Fürsorge für die Arbeiter, insbesondere mit der Unfallversicherung, andererseits mit der Verlängerung des Socialistengesetzes. Dazu kommt dann die Kolonialpolitik, die Bismarck seit 1885 energisch betreibt. Auf sie und die Zollpolitik beziehen sich auch die Reden des XI. Bandes. Eine der gewaltigsten Reden Bismarck's ist die vom 13. März 1885, in der er sich mit dem größten Nachdruck gegen den Hader der Parteien und das Uebergewicht der Parteinteressen wendet und mit dem berühmten mythologischen Hinweis auf Loki und Hödur schloß. Endlich kommt in diesem Bande die Wendung in der Polenpolitik der Regierung und das energische Vorgehen gegen die nationalpolnischen Bestrebungen in Posen zur Sprache. Der XII. Band umfaßt die Reden aus den letzten Jahren von Bismarck's Amtsthätigkeit von 1886 bis 1890. Zunächst handelt es sich in ihnen um die völlige Beilegung des Streites mit

der katholischen Kirche: alle dahin gehörigen Aktenstücke sind beigelegt. Dann tritt Bismarck auf's Entschiedenste für die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke des Heeres ein. Als der Reichstag sie verwirft, erfolgt die Auflösung desselben und die Bildung des Cartells. Am 6. Februar 1888 hielt dann Bismarck jene mächtige Rede, deren Schlußwort: Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt, einen Beifallsturm innerhalb und außerhalb des Reichstages hervorrief. Diese Rede ist nach Inhalt und Umfang — sie dauerte 2 $\frac{1}{2}$ Stunden — eine der größten, die Bismarck je gehalten hat und zugleich die letzte aus der Reihe jener, in welchen er seine Politik dem Reichstage in großem Stil entwickelte. Von monumentaler Größe, schlichter Einfachheit und ergreifender Herzensbewegung ist dann weiter der Nachruf, welchen er am 9. März 1888 Kaiser Wilhelm I. im Reichstage widmete. Den Schluß des Bandes bildet die authentische Darstellung der Entlassung Bismarck's.

Jedem Bande ist ein sorgfältiges Personen- und Sachregister beigelegt. Wo es nöthig, begleitet der Herausgeber den Text mit Anmerkungen, in denen er auf frühere Neußerungen Bismarck's hinweist oder die Stellen aus den Reden der Abgeordneten, auf die Bismarck sich speciell bezieht, wörtlich mittheilt oder endlich erläuternde Bemerkungen giebt. Mit Recht nennt sich diese Ausgabe eine kritische, denn der Text der stenographischen Protokolle ist sorgsam geprüft und viele Fehler darin sind von H. Kohl verbessert worden. Bisweilen ist der Herausgeber freilich unseres Erachtens zu weit gegangen und hat an manchen Stellen die stenographischen Berichte geändert, wo deren Wortlaut uns keiner Beanstandung zu unterliegen scheint. Befremdet hat es uns und wohl auch manche andere Leser, daß der Herausgeber es für nöthig gehalten hat jedes lateinische Citat nicht nur, sondern auch jede lateinische Wendung in den Anmerkungen zu verdeutschen, ebenso auch jedes lateinische und griechische Fremdwort. So um nur ein paar Beispiele aus dem XII. Bande anzuführen, wird heterodox, furtim, pretium affectionis, bona fides, ja sogar salus publica übersetzt. Diese Uebersetzungen der bekanntesten und gewöhnlichsten Ausdrücke scheinen uns mit dem ganzen Charakter dieser großen Ausgabe im Widerspruch zu stehen und wirken geradezu störend. Für Ignoranten, die solcher Belehrung bedürfen, sind doch weder Bismarck's Reden gehalten noch ist

für sie diese Ausgabe bestimmt. Die Banquiers, Rauffherrn und Großindustriellen, die solcher Belehrung allenfalls bedürften, haben ja ihren Büchmann und Heyse, aus denen sie sich im Nothfalle die erforderliche Auskunft holen können. Im Reichstage haben gewiß, als Bismarck die Reden hielt, auch Manche geseffen, denen das Lateinische fremd war, aber der Kanzler hat es doch nicht für nöthig gehalten, deshalb gewohnte Ausdrücke aus den alten Sprachen zu vermeiden. Es wäre ein trauriges Zeichen für den Verfall der klassischen Bildung in Deutschland, wenn wirklich weite Kreise der Gebildeten solcher Uebersetzungen bedürften.

Diese nun abgeschlossene Ausgabe der politischen Reden Bismarck's ist ein wahrhaft monumentales Werk, dessen würdige, einfach vornehme Ausstattung der Größe und dem Werthe des Inhalts entspricht. Da der Preis dieser Ausgabe ein verhältnißmäßig höherer ist, so wird die Sammlung der Reden Bismarck's von Böhm und Dove daneben ihre Geltung und Verbreitung behalten und geringern Ansprüchen werden die Auswahlen von Kraemer und Stein genügen. Aber für den Historiker, den Staatsmann, den Politiker und Publicisten wird Kohl's Ausgabe der Reden Bismarck's unentbehrlich und allein verwendbar sein und bleiben. Ein unermesslicher Schatz politischer Weisheit, origineller politischer Ideen, mächtiger Anregungen ist in diesen Reden dem deutschen Volke und den deutschen Staatsmännern zur praktischen Benutzung und Aneignung dargeboten; die Gegenwart scheint es nicht zu verstehen, davon rechten Gebrauch zu machen; um so nachhaltiger und erfolgreicher wird es, dessen sind wir gewiß, die Nachwelt thun.

Am 4. December n. St. sind es hundert Jahre, daß einer der größten und originellsten Geister Großbritanniens das Licht der Welt erblickt hat, der Schotte Thomas Carlyle. In diesem Anlaß ist kürzlich erschienen: Christian Rogge, Thomas Carlyle. Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages¹⁾. Diese Schrift ist trotz aller Kürze eine recht gelungene Zusammenfassung aller wesentlichen Momente in Carlyle's Leben und Entwicklungsgang und sie giebt zugleich eine gedrängte Uebersicht über seine hervorragendsten Werke, wobei namentlich seine Bedeutung auf socialeni

¹⁾ Göttingen Vandenholtz & Ruprecht. 1 M. 20 Pf.

Gebiete hervorgehoben wird. Rogges Büchlein kann allen, die bisher von Carlyle wenig oder nichts wußten, warm empfohlen werden; sie wird als Einführung in die Lectüre und das Studium seiner Werke sehr gute Dienste leisten. Wer sich dann eingehender mit Carlyle zu beschäftigen und genauer mit seinen Werken bekannt zu machen Neigung empfindet, der wird das Buch von Schulze-Gaevernik zu Rathe zu ziehen und vor allem Frondes große Biographie zu studieren haben. Wir müssen an dieser Stelle der Versuchung widerstehen auf Carlyles Bedeutung als Historiker und socialer Schriftsteller näher einzugehen sowie seine außerordentliche Persönlichkeit und schriftstellerische Eigenart näher zu charakterisiren: wir hoffen, das bald bei einer andern Gelegenheit thun zu können.

Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte enthalten die kleinen Schriften von Franz Kern, von denen unlängst der erste Band unter dem Titel: zu deutschen Dichtern erschienen ist¹⁾. Der Verfasser, ein verdienter Pädagoge, zuletzt Director des kölnischen Gymnasiums in Berlin, hat sich durch einen umfassenden, tief eindringenden Commentar zu Goethes Tasso und durch eine scharfsinnige Reformschrift über die deutsche Saglehre, sowie durch eine eingehende Würdigung von Rückerts Weisheit des Brahmanen bekannt gemacht, außerdem eine inhaltreiche Biographie des Stettiner Schulmanns und Dichters Ludwig Giesebrecht geschrieben. Die in dem vorliegenden Bande vereinigten Aufsätze sind von dem Sohne des Verewigten zusammengestellt worden, der auch ein ansprechendes Lebensbild Franz Kerns vorausgeschickt hat. Die 12 Aufsätze behandeln fast alle neuere Dichter, nur der erste über Angelus Silesius geht in eine frühere Zeit zurück. Der Verfasser hält sich bei der Besprechung der einzelnen Dichter von allem Phrasenhaften und Ueberschwänglichen fern, seine Charakteristiken sind in ruhigem, mitunter etwas kühlem Tone gehalten. Man erkennt leicht, daß ihm das Romantische, das eigentlich Lyrische ferner steht und daß seiner innern Neigung und Richtung mehr die Gedankenlyrik zusagt. Daher erörtert Kern Schillers Ideale vom Menschenglück in vortrefflicher Weise und giebt von Fr. Rückert, der sein Liebling ist, eine schöne und treffende Charakteristik, auch Lenaus Poesie entwickelt er mit Sympathie in

¹⁾ Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 3 M.

einem anziehenden Vortrage. Dagegen scheint uns Kern Umland und besonders Eichendorff nicht voll zu würdigen, wenn es auch in deren Charakteristiken wie anders wo nicht an feinen Bemerkungen fehlt. Gegen Platen endlich ist er gradezu ungerecht, indem er ihm das wahre Dichtertalent gänzlich abspricht. Daß zuletzt Felix Dahms Dichtung Harald und Theano eine eingehende Besprechung und Würdigung findet, hat uns sehr gewundert. Diesem schnellschreibenden Autor der Tageslitteratur ist dadurch, wie durch die Anreihung an die wirklichen echten Dichter eine sehr unverdiente Ehre zu Theil geworden; wir begreifen nicht, wie ein so feinführender und klarurtheilender Mann wie F. Kern in einen solchen Irrthum hat verfallen können. Die Aufsätze dieses ersten Bandes bieten eine gute Einführung in das Verständniß der bedeutendsten Dichter dieses Jahrhunderts; der zweite Band, dessen Erscheinen man wohl bald entgegensehen kann, wird wahrscheinlich eine weitere Folge von wohl-durchdachten und belehrenden Charakteristiken bringen.

* * *

Bei der Redaktion der „Balt. Mon.“ sind ferner folgende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Koch, Max, Geschichte der deutschen Litteratur. Geschenk-Ausgabe, geb. (Stuttgart, G. F. Wöschel'sche Verlagsbuchhandlung.)

Kurz, Josef, Italienische Erzählungen. (Ebendasselbst.)

Münch, Wilhelm, Anmerkungen zum Text des Lebens, gbd. (Berlin, R. Gaertner's Verlag.)

Koch, G., Beiträge zur Geschichte der politischen Ideen und der Regierungspraxis. 2 Bände.

I. Absolutismus und Parlamentarismus.

II. Demokratie und Konstitution. 1750—1791. (Ebendasselbst.)

Neuß, Eleonore Fürstin v., Philipp Nathusius Jugendjahre. (Berlin, W. Herß.)

Aus dem Leben Theodor v. Bernhardt's. Fünfter Band: Tagebuchblätter aus den Jahren 1863—1864. (Leipzig, S. Hirzel.)

Das deutsche Reich von 1871—1895. Ein historischer Rückblick auf die ersten 25 Jahre. (Berlin, R. von Decker's Verlag.)

Müller, Dr. J., Das Wesen des Humors. (München, Dr. G. Lineburg.)

Euttner, A. G. v., Ein Dämon. Roman aus der Gegenwart. (Dresden C. Pierson's Verlag.)

- Grosser, Balduin, Zehn Geschichten. (Ebendasselbst.)
- Kreger, Max, Ein Unberühmter und andere Geschichten. (Ebendasselbst.)
- Kiemann, Aug., Der Agitator. Roman. (Ebendasselbst.)
- Kaemmel, D., Italienische Eindrücke. (Leipzig, Fr. W. Grunow.)
- Bähr, Dr., D., Gesammelte Aufsätze. II. Band. Aufsätze politischen, sozialen, wirtschaftlichen Inhalts. (Ebendasselbst.)
- Carlyle, Thomas, Sozialpolitische Schriften. Aus dem englischen überf. von E. Pfannkuche. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. P. Hensel, Privat-Dozent in Straßburg i. Elz. 2 Bände. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.)
- Sophokles, Tragödien. In neuer Uebersetzung von Oskar Kubatsch. (Bielefeld, Velhagen u. Klasing.)
- Fulda, Ludwig, Die Kameraden. Lustspiel in 3 Aufzügen. Zweite Aufl. (S. G. Cotta'sche Buchh., Nachfolger.)
- Baumgart, Herm., Goethe's Geheimnisse und seine „Indischen Legenden“. (Ebendasselbst.)
- Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Hrsg. von Theodor Schiemann. VII. Band: Jugenderinnerungen des Professors Alexander Zwanowitsch Nikitenko. Aus dem Russischen übersezt von N. Türstig. (Ebendasselbst.)
- Schulze, Dr. Sigm., Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas Einige Kapitel zur vergleichenden Litteraturgeschichte. (Halle, Kaemmerer & Co.)
- Meinecke, Friedrich, Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. I. Bd. (S. G. Cotta'sche Buchh., Nachfolger.)
- Brümmer, Franz, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisiten des 19. Jahrhunderts. Vierte Ausgabe. 1. Lief. (Leipzig, Bf. Neclam jun.)
- Hartwig, Arthur, Erinnerungen. Vier Erzählungen. (Arensburg, Verlag des Arensb. Wochenbl.)



Beilage

zur

Baltischen Monatschrift.

~~~~~  
Februar 1896.  
~~~~~

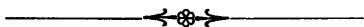
Inhalt: Gedichte.

 Holde Jugendeserei. Skizze von Schtschedrin.

 Kunstbriefe. V. Von J. Norden.

 Litterarische Umschau.

~~~~~  
Nachdruck verboten.





## Gedichte.

### Neujahr!

Das neue Jahr tritt leise ein  
Verhüllten Angesichts —  
Mag schreckensvoll dies Antlitz sein?  
Gleicht's einem Bild des Nichts?

Sei uns willkommen neues Jahr,  
Was du auch immer bringst —  
Ob weiße Flocken in das Haar,  
Ob Lust, ob Leid bezwingst.

Ob du uns führest rauhe Bahn  
Ob sanften Blumenweg —  
Nur vorwärts führe, nur hinan,  
Dann gilt uns gleich der Steg!

Und rufft du uns zu Kampf und Streit,  
So gieb uns freud'ge Kraft,  
Die unverzagt zu jeder Zeit  
Am Wert des Friedens schafft.

Die Treue sei unser Panier,  
Die Liebe unser Schwert,  
Der Schild des Glaubens unsre Zier,  
So sind wir wohl bewehrt.

Und ist uns dieses neue Jahr  
 Das letzte auf der Erd' —  
 Willkommen sei es immerdar,  
 Wenn's sel'gen Tod bescheert.

Nicht fremd ist uns das neue Jahr,  
 Es ist ein Jahr des Herrn --  
 Hoch über ihm strahlt ewig klar  
 Der Gnade Himmelstern.

Sylva Testa.

### Glück.

Du fragst mich, Kind, „was ist denn Glück?“ Ja, Glück?  
 Was sag' ich dir, wie mal' ich es in Worten?  
 Nun denke Dir: die herrlichste Musik  
 Erlänge Dir in seligen Akkorden;  
 Ein tiefer Strom unendlich klar und groß  
 Trüg' sie Dir zu; Du brauchtest nur zu lauschen,  
 Und hingestreckt auf üppig-weichem Moos  
 Umgäbe Lenzhauch Dich, und Waldesrauschen.  
 Denk' Dir dazu der Jugend vollste Kraft,  
 Das heil'ge Recht, ein Vaterland zu schützen,  
 Den frommen Glauben, der da Wunder schafft,  
 Den reinen Stolz, das Schönste zu besitzen;  
 Vereine das zu einer Harmonie  
 Und — kannst Du deine Seele drein versenken,  
 So ahnst Du's wohl; Doch ganz begreiffst Du's nie —  
 Das Glück läßt sich nur fühlen, niemals denken.

M.

### Bergsee.

Der See liegt tief im Dunklen,  
 Der Bergwald schließt ihn ein;  
 Ein Sonnenlächeln streifet  
 Die Wasser und den Stein,  
 Wie Liebesglutherinnern,  
 Das leuchtend trosterhell  
 Tief in die düstre Seele  
 Des Weltverlassnen fällt.

Alexander Frhr. von Meugden.

## Stimmungsbild.

Hoch ragt im See das Marmorhaus  
 Unter wehenden Wipfeln;  
 Da fliegen die Vögel ein und aus  
 Von den wehenden Wipfeln;  
 Der See schmiegt kosend sich an den Stein,  
 D'rin spiegelt sich goldner Sonnenschein,  
 Ich seh's allein . . . .

Die Wolken dröben ziehen schnell  
 In gelbem Glanze;  
 Bald dunkel der Wald, bald wieder hell  
 In gelbem Glanze;  
 Ein Kahn schwimmt in der Fern' vorbei,  
 Geschmückt wie der Nachen einer Fei,  
 O wär' ich mit dabei! . . . .

Die Erd' bedecken Schatten grau  
 Und grau den See;  
 Kalt weht's und traurig vom Marmorbau  
 Und von dem See.  
 So über mein sonnenfroh Gemüth  
 Urplötzlich der alte Nebel zieht —  
 Und die Hoffnung flieht . . . .

Victor von Andrejanoff. †

## Psalm 118

Vers 14: Der Herr ist meine Macht und mein Psalm und ist mein Heil.

Der Herr ist meine Macht, mein Heil,  
 Mein Lobgesang, mein Segen,  
 Mein Psalm, mein Preis, mein köstlich Theil  
 Auf allen meinen Wegen;  
 Der Herr ist meine Zuversicht,  
 Mein Trost, mein Glück, mein helles Licht,  
 Ich will dem Herrn lobfingen.

Des Herren Rechte muß ja doch  
Den Sieg zulezt behalten,  
Er waltet als ein Herrscher noch  
Und wird auch ewig walten;  
Des Herren Rechte ist erhöht,  
Und wer zu ihm um Glauben fleht,  
Den wird er nicht verlassen.

In der Gerechten Hütten klingt  
Des Herren Lob mit Schalle.  
Des Herren Sieg mit Freuden fingt,  
Die ihr ihm dienen, alle!  
Den Tod zerbricht sein heilig Wort,  
Ich werde leben, fort und fort  
Des Herren Ruhm zu künden.

Walter Kempe.





(Nachdruck verboten.)

## Goldde Jugendeselei.

Aus dem Russischen des W. G. Sjaltykoff (Schtischebrin).

Es ist Abend. Der junge Dichter Kobyljnikow (gleichzeitig Tischvorsteher der Gouvernements-Verwaltung) sitzt brütend vor einem sauber beschriebenen Bogen Papier in seinem bescheidenen Stübchen und kaut mit unsäglichem Ingrimme bald an der Feder, bald an seinen Nägeln. Es geht schon auf sieben; noch eine Stunde, und die Wohnung des Rathes Lopatnikow erstrahlt im heiteren Glanze der Weihnachtskerzen; noch eine Stunde — und sie tritt in den Saal, in einem kurzen weißen Kleidchen (denn leider zählt sie erst fünfzehn Sommer) frisch und fröhlich und umwittert von dem Duft lieblichster Unschuld.

„Nun Herr Kobyljnikow, haben Sie Ihr Wort gehalten?“ fragt sie ihn.

Bei diesem Gedanken springt Kobyljnikow wie von der Tarantel gestochen in die Höhe und greift mit beiden Händen nach seinem Kopf. Er beginnt einzusehen, daß er seinem Gedicht ein gar zu breites Fundament gegeben hat. Schon zwei Strophen, jede von acht Versen, sind fertig und sauber abgeschrieben, doch nach der Entwicklung, die der Grundgedanke dabei erfahren hat, läßt sich auch nicht annähernd absehen, worauf das Gedicht hinauslaufen werde. Er hat der erblühenden Schönheit des jungen Mädchens schon einen reichen Tribut der Begeisterung gezollt; er hat bereits

des Kleidchens gedacht, des Lilienhalses, der „Wänglein gleich  
flaumigen Pfirschen“ und endlich auch

Etwas, was ich gern besänge,  
Aber gar nicht nennen darf!

Jetzt legt er sich die Frage vor, wer alle diese Schätze  
besitzen soll: der schlotternde Greis im Silberhaar, oder der Dichter,  
der schwarzgelockte?

Sag' mir, wessen Helbenantlig  
Dieses Herz dereinst entflammt?  
Wer den Pfirsich. . . .

Aber da versagt ihm die Phantasie endgiltig den Dienst. Ein  
Reim auf Antlig will sich nicht finden lassen; er geht das ganze  
Alphabet durch und findet nichts als „Bantlig“, „Gantlig“,  
„Dantlig“, „Fantlig“. . . . der Teufel hole diese Ungereimtheiten!

„Nein — aber was nun? was nun?“ stöhnt er in heller  
Verzweiflung. „Soll ich denn gleich das erste Mal zum wort-  
brüchigen Schurken werden?“

Aber die Zeit fließt unterdessen, taub gegen seine Verzweiflung,  
unaufhaltbar dahin und rückt den Zeiger der Uhr erbarmungslos  
vorwärts — Kobyljnikow blickt schmerzvoll auf: nur noch 5 Minuten  
bis sieben.

„Nein! um nichts in der Welt gehe ich hin!“ ruft er aus  
und sinkt in tiefster Erschöpfung auf den Stuhl zurück. „Lieber  
bleibe ich hier ganz allein sitzen, lieber gehe ich ohne Abendessen  
schlafen, als daß ich zum Schurken werde!“

„Bantlig!“ höhnt unterdessen eine unbarmherzige innere  
Stimme.

„Pfui über diese Niedertracht! Wie nur diese Dummheiten  
in's Gehirn kommen! Da ist weder Sinn noch Verstand!“

Kobyljnikow speit aus vor Aerger.

„Um nichts in der Welt gehe ich hin!“ wiederholt er, ver-  
sinkt aber doch wieder in tiefes Sinnen.

Die Jugend beginnt ihm mit schmeichelnden Stimmen zuzu-  
reden. Vor seinen Augen erscheint der kerzendurchstrahlte Saal;  
in der Mitte steht der Weihnachtsbaum mit Bändern und glitzerndem  
Flitterwerk geschmückt, die Zweige gebogen von der Last der

lockenden Näschereien. Und dort ist auch das weiße Kleidchen und das liebliche Gesichtchen, umrahmt von dunklen Locken. Himmel! welche Anmuth in den Linien dieses Antlitzes! welche Frische, welcher Zauber in dieser eben emporknospenden Mädchenbrust! Und wie so hell und fröhlich klingt ihr glockenreines Lachen durch den Saal! Just so, wie wenn die liebe Sonne aus trüben Regenwolken hervorlugt und Alles ringsum zu freudigem Lächeln erweckt: es lächelt der Bach, der kurz zuvor noch seine schlammigen Fluthen träge dahinwälzte; es lächelt die nahe Wiese, welche eben noch ihren Blüthenteppich vor den Regen- und Kälteschauern des finstern Unwetters verbergen mußte; es lächelt selbst der Staatsrath Poplawkow, der zwanzig Mal nach der Reihe am Kartentische ein mürrisches „Passé“ hatte vernehmen lassen. Ach! und nun beginnt sie gar zu tanzen! — und wie so ganz anders steht ihr das, als den Uebrigen. Man sehe, oder besser gesagt, man höre nur, wie z. B. Nastja Poplawkow oder Njuta Smuschtschinsty tanzen! „Die Kofse stampfen, die Erde dröhnt!“ Sie dagegen! Unhörbar, fast unsichtbar schwebt sie über den Fußboden dahin, mit ihren schlanken Füßchen die Erde kaum berührend, gleichjam als schwänge sie sich höher und immer höher hinauf, um schließlich ganz gen Himmel zu fahren.

Aber außerdem ist auch das Abendessen nicht ohne Reiz. Schon wird der lange Tisch im hintern Zimmer gedeckt, und obgleich die Hände Andrei's, des Hausnechts, nicht ganz sauber sind, so läßt sich doch bei der guten Küche des Hauses keinen Augenblick daran zweifeln, daß sowohl frischer Stör, wie fetter gebratener Brachs und Alles, was dem Vorabende eines so hohen Festes wie Weihnachten gebührt, auf die Tafel kommen werde.

„Und nun muß ich dieses Pech haben,“ denkt Kobyljnitow, aber sein Entschluß ist schon matter, ohne die frühere Energie der Entsagung. Ueberhaupt, erweist sich, daß die Bilder seiner Phantasie eine merkliche Erschlaffung in seinem ganzen Organismus hervorgerufen haben.

Jetzt schlägt es sieben und Kobyljnitow erhebt sich mechanisch vom Stuhl und begiebt sich zum Kleiderschrank.

„Bändlig“, „Dantlig!“ flüstert plötzlich eine feindliche Stimme und bringt ihn auf halbem Wege zum Stehen.

Eine Minute dauert noch der innere Kampf, endlich siegt die Jugend. Kobylnikow wirft sich eilig in den Frack, blickt noch einmal auf die zwei zierlich in's Reine geschriebenen Strophen in der schwachen Hoffnung, daß sie auch in dieser unfertigen Gestalt ihren Dienst leisten könnten, aber bei sorgfältiger Prüfung wollen ihm die Verse noch weniger gefallen als zuvor. Voll Aerger wirft er sie bei Seite und läuft auf die StraÙe.

Draußen ist es dunkle Nacht, eine jener finsternen schauerlichen Nächte, wie sie nur in abgelegenen Provinzialstädten vorkommen, wo der Branntweinspächter noch nicht durch sanfte obrigkeitliche Maßregeln zu der Ueberzeugung geführt worden ist, daß es seine Pflicht sei, den Spiritus für die Straßenbeleuchtung zu spenden. Ein heftiger, schneidender Wind bläst durch die Straßen, den feinen Schneestaub zu förmlichen Säulen empormirbelnd und bricht sich heulend und winselnd an den Ecken und Dächern der Häuser. Ein wahres Glück, daß Kobylnikow nicht weiter als dreißig Schritte zu gehen hat, sonst könnte der Ärmste nur gleich wieder umkehren und sich einsam in seinem Poetenstübchen an die Vollendung der verwünschten Verse machen.

„Bandliß!“ heult der Sturm ihm plötzlich mit voller Gewalt in die Ohren.

„Pfui zum Teufel!“ brummt Kobylnikow und watet, sich fester in seinen Mantel hüllend, mit Anstrengung durch die tiefen Schneemassen, welche der Wind auf dem Trottoir zusammengeweht hat.

Aber da glitzert bereits Licht durch den wirbelnden Schnee, zuerst schwach wie ein kleiner dunstiger Kreis, aber nach und nach wird es größer und bestimmter und die hell erleuchteten Fenster der staatsrätlichen Wohnung bieten sich dem Auge in ihrer ganzen verführerischen Pracht dar.

Halb erstarrt und vor Kälte schauernd betritt Kobylnikow den Flur des ersehnten Hauses und es dauert längere Zeit bis es ihm gelingt, seine vom Schnee derangirte Toilette wieder in Ordnung zu bringen.

„Ach, junger Mann, bitte treten Sie näher!“ begrüßt ihn der Hausherr Swan Dementjitsch Lopatnikow. „Nun wie stehts?“ Haben Sie die Kapustnikowsche Sache erledigt?“

„Sie ist fertig!“ antwortet Kobyljnikow und denkt dabei: „wenn Du wüßtest, daß ich, statt an der Kapustnikowschen Acte zu arbeiten, drei volle Stunden mit Versmachen zugebracht habe.“

„Das ist recht, sonst hätte der neue Chef uns Beide mit Haut und Haaren aufgefressen.“

Aber während er mit dem Hausherrn spricht, weiß Kobyljnikow doch einen forschenden Blick zur Seite zu werfen und da bemerkt er zu seinem unsäglichem Entzücken, daß genau ein ebenso forschender Blick hinter dem Weihnachtsbaum hervor auf ihn gerichtet ist. Er beeilt sich das Gespräch mit dem liebenswürdigen Hausherrn abzubrechen und eilt auf Flügeln der Sehnsucht dorthin, wo ihm ein Paar warmblickende Augen in kindlicher Anhänglichkeit ein aufrichtiges Willkommen entgegenstrahlen.

Lieber Leser! Ich weiß nicht, ob Du jemals in der Provinz gelebt hast, aber ich, der es sich wohl sein ließ zu Wjätka, der da florirte zu Perm, der sein Leben genoß zu Njasan, sich des tiefsten Seelenfriedens erfreute zu Twer, ich kann versichern, daß die Erinnerungen an den Weihnachtsbaum zu den lieblichsten und unauslöschlichsten meiner Vergangenheit gehören. Erstens weht ein so eigener friedenbringender, feiertäglicher Hauch durch die Luft und lichte freudige Gedanken werden wach bei dem Anblick der brennenden Weihnachtskerzen und dieser vollen rothwangigen Gesichter, die in munterem Geplauder und fröhlichem Gelächter ihrer Festfreude Ausdruck geben. Zweitens aber, was sind das doch für herrliche Geschöpfe, diese Kinder! Wie aufmerksam und gespannt blicken ihre Augen Neuglein drein! und wie so gar nicht gleichen sie ihren Vätern, welche gleichfalls hier umherstehen und mit Ungeduld den Augenblick erwarten, wo man sich an den grünen Tisch setzen kann, oder das Signal zum Angriff auf den Imbißtiisch und die Flaschenbatterie gegeben wird. Der eine Vater hat sich mächtig in die Breite gelegt; sein rundes Gesicht schaut drein wie ein Schweizer Radkäse, sogar die Nase ist verschwunden, aber sieh mal an, sein Söhnchen ist schlank und bräunlich, die Neuglein blitzen nur so, das römische Näschen ist fein wie gemeißelt. Ein anderer Vater sieht wie ein Künstler aus: er ist schwarzäugig, schlank, bleich — kurz, wie man zu sagen pflegt, ein interessanter jeune homme, aber sein Söhnchen hat Aehnlichkeit vom Gouverneur und dieser von einem

Heuschober. Und nun stehst Du da und blickst auf diese lockigen lächelnden Kinder und denkst wohl: Ist es möglich, wird Wanja wirklich dereinst Rath der Getränkeverwaltung? Wird jene flinke blitzäugige Bjäljä wirklich einstmals Frau Vice-Gouverneur? Und bei diesem Gedanken erfaßt Dich ein leichtes Grauen.

Kolla, mein Freund! laß Dein fröhliches Tanzen sein, denn Du wirst niemals Rath der Getränkeverwaltung! der Popanz kommt und treibt alle Rätze fort.

Bjäljä, mein liebes Kind! drehe Deine runden Armechen nicht so und lege Dein Köpfschen nicht so coquett auf die rechte Seite, nicke dem Mitja Prozechin nicht so freundlich zu, denn Mitja wird niemals Vice-Gouverneur! der Popanz kommt und setzt alle Vice-Gouverneure außer Etat — wegen Entbehrlichkeit.

„Nun, haben Sie's gebracht?“ fragt unterdessen Nadjenta unseren Kobyljnikow.

„Ich... Nadeschda Swanowna, ich... ich habe es begonnen, aber noch nicht beendet“ — stammelt Kobyljnikow.

„Ich aber glaube, daß Sie nur geprahlt haben und gar nicht dichten können.“

Und Nadjenta schwirrt davon wie ein Vögelchen.

„Bitte, Nadeschda Swanowna, ich habe wirklich schon recht viel fertig geschrieben“ ruft Kobyljnikow ihr mit flehender Stimme nach.

Aber Nadjenta ist schon längst fort und zwitschert bereits unter ihren Freundinnen.

„Gieb schnell her!“ bittet Nutja Smuschtschinskij.

„Mes dames! wir wollen es im Schlafzimmer lesen“, sagt Nastja Poplawkow.

„Es giebt nichts zu lesen! es war eine leere Prahlerei! er kann gar nicht Verse machen!“ antwortet Nadjenta mit einer Stimme, der sie mit Anstrengung einen gleichgiltigen Ton zu geben sucht, die aber dennoch vor innerer Betrübniß bebt. „Mes dames, wir wollen ihn heute nicht in unserer Gesellschaft dulden.“

Unterdessen ist Kobyljnikow herangekommen.

„Nadjenta!“ ruft er mit flehender Stimme.

Nadjenta wirft das Köpfschen zurück und sieht ihn so stolz an, daß der arme Poet sich selbst ganz dumm vorkommt.

„Was sind das für Vertraulichkeiten?“ ruft sie und dazu noch so laut, daß Kobyljnikow sich scheu nach allen Seiten umblickt, denn ihm wird ernstlich bange, Papa Lopatnikow könne diesen ent-rüsteten Ausruf gehört haben.

Darauf stürmt die ganze junge Gesellschaft in's Nebenzimmer, den nun ganz vernichteten Kobyljnikow allein lassend.

„Ach, der Arme, wie leid er mir thut“, bemerkt Njuta Smuschtschinskij.

„Ach was, ein Prahlhans, weiter nichts!“ erwidert kaltblütig die grausame Madjenka.

Kobyljnikow steht da, als hätte er unvermuthet ein Sturzbad erhalten. In seiner Seele ist es finster und leer und wie zum Hohn gehen ihm unterdessen zwei schlechte dumme Verse durch den Kopf:

Gar nichts, gar nichts will mich trösten,

Gar nichts, gar nichts mich erfreu'n.

Und diese dummen Verse summen ihm wie eine zudringliche Mücke unaufhörlich in den Ohren.

„Was für ein verwünschter Abend! Zuerst jene dummen sinnlosen Reime und nun auch noch diese Albernheit!“ denkt Kobyljnikow und wird roth vor Scham.

Der Gesellschaftsabend aber nimmt unterdessen seinen Verlauf.

Papa Lopatnikow hat in einem hohen Preferencespiel dem Staatsrath Poplawkow drei Unterstiche beigebracht und das Unglück des letzteren ist thatsächlich so beispiellos groß, daß alle Anwesenden, sogar die Mitspielenden, ganz gedrückt und sprachlos dasitzen, gleichsam als wollten sie durch dieses trübe Schweigen dem schwerbetroffenen, ohnehin schon unter der Bürde einer zahlreichen Familie seufzenden Unglücksmann ihr Beileid bezeugen. Poplawkow selbst sitzt da, roth wie ein Krebs, und scheint noch nicht recht fassen zu können, was ihn betroffen hat. Er vergißt sogar sich den Verlust anzuschreiben und malt mit dem Finger irgend eine unerhörte Zahl auf's Tuch. Seine Gattin, die gerade in's Spielzimmer hineinsieht, macht sofort linksum kehrt und ruft so laut, daß es die ganze Gesellschaft hören kann: „Mein alter Narr verliert natürlich wieder!“

Die Kinder lärmen und freuen sich. Mitja Porubin sucht Wassjü Satipkin klar zu machen, daß er ihm seine Portion Rüsse

abzutreten habe und begründet seine Forderung damit, daß, wer viel Näscherereien ißt, mit der Zeit ganz dünne krumme Strohbeinchen bekomme. Manja Kulagin fordert ihren Bruder Sascha auf, vorzumachen, wie die Truthühner auf ihrem Hofe „Sdravje shelajem wasehe Blagorodje“ rufen. Senja Porubin, ein buckliger boshafter Knabe, läuft, als ob er ahnte, was in Kobyljnikow's Seele vorgeht, auf diesen zu und zieht ihn wegen seines Verhältnisses zu Madjenka auf, wobei er sich sogar dunkle Anspielungen auf gewisse Intimitäten erlaubt, die zwischen Madjenka und dem Primaner Prochorow bestanden haben sollen. Der letztere hat sich in eine Ecke zurückgezogen, bohrt sich die Nase und amüsiert sich augenscheinlich vorzüglich dabei. Kobyljnikow, der den boshaften Porubin gern in's Ohr gekniffen hätte, kann seiner leider nicht habhaft werden, denn der kleine Satan windet sich ihm, nachdem er sein Gift von sich gesprüht hat, wie eine Schlange aus den Händen. —

Madjenka flattert inzwischen im Zimmer hin und her und lacht und schwagt absichtlich besonders laut und fröhlich, wenn sie an dem erbitterten Poeten vorüberkommt. Diesem hat Senja Porubin einen bösen Gedanken eingegeben.

„Wie soll man auch nicht fröhlich sein, wenn der heißgeliebte Prochorow zugegen ist!“ zischt er durch die Zähne als Madjenka wieder an ihm vorüberkommt.

Madjenka wird blutroth und macht Miene umzufinken.

„Was sagen Sie da!“ fragt sie, vor ihm stehen bleibend.

„Nichts! ich sage blos, daß es kein Wunder ist, wenn gewisse Leute vor Freude außer sich sind. Der liebe Prochorow ist hier!“ wiederholt Kobyljnikow, mit seinem Uhrschlüssel spielend.

„Ich hoffe, daß von diesem Augenblick Alles zwischen uns aus ist“, plagt Madjenka heraus und entfernt sich augenblicklich.

„Ganz wie Sie befehlen!“ ruft ihr Kobyljnikow nach: „was will es denn auch sagen, mich zu verabschieden, wenn man den lieben Prochorow in Reserve hat!“

Die Beleidigung erbittert das arme kleine Herzchen Madjenka's auf's tiefste, und zwar um so tiefer, als in dem Vorwurf Kobyljnikow's allerdings ein Körnchen Wahrheit steckt. In der That hat es eine kurze, aber wirklich nur ganz kurze Zeit gegeben, wo Madjenka sich für Prochorow interessirte. Als frühreifes Kind hat sie sich schon

zeitig ihre eigenen Gedanken gemacht. Ihre kindische Phantasie hatte Prochorow mit allerlei Tugenden und Geistesgaben ausgeschmückt, die dieser gar nicht besaß. Damals hatte sie es geliebt, ihn allein bei Seite zu nehmen und ihm mit einer gewissen Wichtigkeit gesagt: „Jetzt, Prochorow, wollen wir von Ihrer Zukunft sprechen!“

Aber Prochorow hatte nur eine Passion: das Nasenbohren, und pflegte mit wirklichem Interesse nur von Näsereien zu sprechen, denn er war ein unerfättlicher Vielfraß und ein leidenschaftliches Leckermaul. Die Passion Nadjenka's war bald geschwunden; sie war sogar überzeugt, daß Niemand etwas bemerkt hätte. . . . . und nun plötzlich! Nadjenka läuft zum Weihnachtsbaum, macht sich allerlei zu schaffen und schwatzt ohne Aufhören, aber das kleine Herzchen arbeitet heftig und schwer. Mitten in einem Satze fühlt sie plötzlich, daß etwas ihre Brust beklemmt, daß etwas ihr heiß in die Augen tritt. Sie reißt sich von ihren Freundinnen los und läuft fort in die inneren Gemächer.

Kobyljnikow sieht Alles mit an, begreift aber nichts. Er sieht Nadjenka fröhlich und vergnügt und denkt nur: Es wird ihr wohl das Band von einem Schuh aufgegangen sein, da sie so schnell davonläuft. —

Aber Nadjenka hat unterdessen ihr Gesichtchen in's Kissen gedrückt und benezt es mit heißen Thränen. Und je reichlicher die Thränen fließen um so leichter und milder erscheint die Kränkung, welche dieselben verursacht hat, um so mehr drängt sich ihr ein anderes Gefühl auf, ein Gefühl, das ihr armes Herzchen gleichzeitig mit geheimem Bangen und ganzen Strömen von Freude und Glück erfüllt.

„O Du garstiger Kobyljnikow!“ ruft sie zum letzten Mal ausschluhzend. „Armer Mitinka!“ wiederholte sie gleich darauf, in süßes Sinnen versinkend.

Die Lichter des Weihnachtsbaumes sind inzwischen niedergebrannt; auf ein gegebenes Zeichen stürzen sich die Kinder in wüstem Durcheinander auf ihn und werfen ihn zu Boden. Es entsteht ein allgemeiner Wirrwarr; man hört Schreien, Winseln und triumphirende Ausrufe. Senja Prorubin entwickelt, trotz seiner Berümpelung und Schwächlichkeit, eine erstaunliche Gewandtheit;

es gelingt ihm, fast die Hälfte aller Kostbarkeiten des Baumes in seine Tasche zu practiciren. Der Primaner Brochorow macht auch Miene, mit den Uebrigen zusammen auf's Fouragiren auszugehen, aber es gelingt ihm auch nicht ein einziges Confectchen zu erhaschen, denn die Kinder wälzen sich um seine Beine und lassen ihn garnicht herankommen. Schließlich ergreift ihn noch die Wärterin der kleinen Poplawkow ganz ungenirt an der Hand und führt ihn aus der Kinderschaar fort, indem sie ihm die harten Worte zuruft: „Schämen solltest Du Dich, Herr! Solch ein großer, erwachsener Mensch, und will sich mit den Kindern herumbalgen! Fast hättest Du Maschenka mit Deinen Stiefeln das Händchen zerquetscht.“

Wie hätte sich Nadjenka geschämt, wenn sie Zeugin dieses Auftritts gewesen wäre.

Aber ihre Abwesenheit wird erst bemerkt, nachdem der Baum bereits geplündert ist. Papa Lopatnikow beunruhigt sich ernstlich und schickt sich schon an, sein Töchterchen aufzufuchen, als diese im Saal erscheint.

Nadjenka ist etwas blaß, aber auf die Frage des Vaters: „Hast du Kopfweh?“ antwortet sie: „Nein Papa!“ und als er weiter fragt, ob ihr Magen etwa nicht in Ordnung sei, flüstert sie, ihr erröthendes Gesichtchen an der Brust des Vaters bergend: „Aber was fällt dir ein, Papa?“.

„Was fehlt dir denn, mein Herzchen?“ fragt er weiter.

„Ach, Papa, was du auch Alles fragst!“ spricht sie und läuft davon.

Während dieses Verhörs schlägt das Herz Kobyljnikows immer unruhiger und unruhiger und plötzlich wird es ihm klar, welcher einen schlechten Streich er gespielt, als er Nadjenka eine solche Niederträchtigkeit in's Gesicht schleuderte. Mit Born, ja mit Haß blickt er auf Senja Prorubin und sucht ihn mit einer vergoldeten Wallnuß heranzulocken; aber Senja scheint abermals zu ahnen, was in der Seele Kobyljnikows vorgeht: er rührt sich nicht von der Stelle und zeigt seinerseits auf einen großen Haufen vergoldeter Nüsse, die vor ihm liegen.

„Nun, warte nur! Wir werden schon später abrechnen“, denkt Kobyljnikow und schaut im selben Augenblick instinktiv zu Nadjenka hinüber.

Von dort blicken ihn zwei graue Augen mit derselben kindlichen Anhänglichkeit und Bärtlichkeit an, mit der sie ihn bei seiner Ankunft hinter dem Weihnachtsbaum hervor begrüßten. Wie angewurzelt ruhen diese tiefen, großen Augen auf ihm, als ob sie gar nicht fähig wären, anderswo hinzublicken. Kobyljnikow überkommt es ahnungsvoll; es ist ihm, als ob das Blut aus seinem Herzen ströme und sich Tropfen für Tropfen in seine Brust ergieße und zum Berspringen anfülle. So selig, so gehoben, so muthig fühlt er sich plötzlich.

„Nun sehen sie doch nur Nadjenka an!“ flüstert Frau Poplawkow Frau Prorubin zu, „sie kann ja die Augen von diesem Milchbart garnicht abwenden, als ob sie ihn gleich verschlingen wollte.“

„Verliebt! — Anna Petrowna, verliebt wie ein Käzchen“, antwortet Mama Prorubin mit boshaftem Achselzucken.

„Ich wundre mich nur, wo dieser alte Narr seine Augen hat?“

„Warum denn nicht? Für ein Mädchen ohne Mitgift ist auch dieser eine annehmbare Partie!“

„Aber doch . . . immerhin . . .“

„Warum kommen Sie nicht zu mir?“ fragt unterdessen Nadjenka Kobyljnikow in jenem halbunterdrückten Flüsterton, den die Stimme unwillkürlich annimmt, wenn wir von Dingen reden, die alle unsere Lebensnerven zugleich erregen.

Kobyljnikow antwortet nicht; er kann nur seufzen.

„Warum kommen Sie nicht zu mir,“ wiederholt Nadjenka.

Er schweigt noch immer, obgleich ihm das Herz schier zerspringen will, vor Sehnsucht, sich zu erklären. Er fühlt, daß wenn er auch nur ein Wort spricht, kein Halten mehr sein wird: er wird sich Nadjenka zu Füßen werfen, er wird das liebe gute Geschöpfchen in seine Arme nehmen und an sich pressen oder aber auch in Thränen ausbrechen und laut, laut zu schluchzen beginnen.

„Warum geben Sie mir nicht die Hand?“ fährt Nadjenka fort.

„Nadjenka!“ ringt es sich endlich aus der Brust Kobyljnikows los.

„Was sprechen sie da für Dummheiten?“

„Engel!“ stöhnt Kobyljnikow.

„Und wann werde ich das versprochene Gedicht haben?“

Kobyljnikow will eben antworten; er will ihr erzählen, daß die Verse keine Fabel sind, daß das Gedicht fast ganz fertig geworden, daß er nicht nur eins, nein! zehn, zwanzig, hundert Lieder dichten will, zur Verherrlichung seiner lieben kleinen Madjenka, als plötzlich der böse Bube Porubin Alles verdirbt.

„Bandliß!“ piept er, Kobyljnikow fast zwischen den Beinen hindurch springend.

Kobyljnikow glaubt den Bösen selbst aus dem Munde des Knaben zu hören.

„Woher weißt du das?“ ruft er hinter dem Knaben herlaufend, den er nun auch wirklich erwischt. — „Nein, sage mir, woher du das weißt?“

„Mama! Mama! Kobyljnikow kneift mich!“ heult Senja aus vollem Halse.

Bei diesem Schrei läßt Kobyljnikow seine Beute unwillkürlich fahren und beginnt sogar Senja den Kopf zu streicheln.

„Streichle nur, streichle nur!“ zischt die junge Schlange. „Mama, er schlägt mich, weil ich ihn mit Madjenka erwischt habe.“

Es beginnt ein Verhör.

„Wollen Sie mir gütigst sagen, Dmitri Nikolajewitsch, was Ihnen das unschuldige Kind gethan hat?“ inquirirt gekränkt Mama Porubin.

„Ihr Sohn hat mir eine Ungezogenheit gesagt!“ erwidert ganz außer Fassung Kobyljnikow.

„Mama, ich habe ihm garnichts gesagt!“ klagt seinerseits Senja unter geheucheltem Schluchzen.

„Ihr Sohn hat mir „Bandliß“ zugerufen!“ fährt Kobyljnikow plötzlich heraus.

„Bandliß? was heißt Bandliß? und in wiefern ist dieses Wort für Sie beleidigend?“

Bei diesen Worten schüttelt Mama Porubin bedenklich den Kopf und breitet verwundert die Arme aus.

„Nun ja! Bandliß, Cantliß, Dantliß, Fantliß!“ höhnt Senja boshaft und tanzt vor Kobyljnikow hin und her.

„Bitte sehen Sie selbst!“ sagt Kobyljnikow.

„Ich sehe, ich sehe Alles! Schämen sollten Sie sich, junger Mann. Senja, laß den Herrn in Ruh' und wage nie mehr ein Wort mit ihm zu sprechen.“

Damit segelt Frau Borubin majestätisch von dannen, Senja im Schlepptau mit sich führend, sieht sich aber unaufhörlich um, als käme die Pest hinter ihr drein.

Kobyljnikow fühlt sich sehr unbehaglich; er begreift, daß er nicht nur Madjenka compromittirt, sondern sich auch in ihren Augen lächerlich gemacht hat. Wieviel Dummheiten hat er bereits an diesem Abend begangen? Mindestens drei: erstens hat er sich durch unsinnige Reime aus dem Concept bringen lassen und in Folge dessen sein Gedicht nicht vollendet, während es doch weit einfacher gewesen wäre einen Vers ungereimt zu lassen (das kommt sogar bei den besten Dichtern vor!); zweitens hat er Madjenka eine große Ungezogenheit über ihr Verhältniß zu Prochorow gesagt; und drittens hat er mit dem hoshafteften Buben der Stadt angebunden, der nun wahrscheinlich in der ganzen Stadt Lärm schlagen und den ärgsten Scandal hervorrufen wird. Kobyljnikow kommt es so vor, als seien Aller Blicke auf ihn gerichtet, als drücke sich in allen Mienen strengste Mißbilligung aus, ja als würde sogar der Hausknecht Andrei sogleich den Besen ergreifen, um den Verführer fünfzehnjähriger Mädchen aus dem ehrbaren Hause auf die Straße zu kehren. Kobyljnikow überläuft es heiß und kalt; um seiner Verwirrung Herr zu werden, eilt er rasch ins Herrenzimmer.

Da sitzen die Herren an mehreren Tischen beim Kartenspiel. Der Präsident des Kameralhofs spielt mit dem Gouvernements-procureur Whist-Grandissimo — gegen den Kameralhofsrath und den Bataillonscommandeur. Der Herr Präsident ist nicht gerade bei bester Laune; er hat zwölf Mal Pique ohne Aß und als dreizehnte Karte Coeur-Zwei. Er spielt die Pique-Zwei aus — das Aß hat sein Partner, der aber die Farbe natürlich nicht verfolgen kann.

„Ich sitze auf Capitalien!“ klagt der Herr Präsident, — „denn die sind alle frei, alle frei!“ —

Der Procureur geräth in Verlegenheit; er begreift die Situation und sucht zu errathen, was die dreizehnte Karte seines Partners sein könnte. Der Präsident sieht das und zeigt ihm, um die Situation zu klären, die Coeur-Zwei, natürlich nur in der Absicht, den Procureur zu rascherem Spiel zu veranlassen.

Dagegen kommen dem Kameralhofsrath die hohen Karten nur so zugeflogen; nie fehlt es ihm an Handkarten, nie an Unter-

stützung, aber sein Glück macht ihm keine Freude, denn er fühlt es, daß er seinen Vorgesetzten damit erbittert. Darum sucht er sich auf jede Weise zu entschuldigen. Wenn er die Karten aufnimmt, so zuckt er die Achseln, als wollte er sagen: „Immer dieses vermaledeite Glück!“ Wenn er einen Stich nimmt, so legt er die Karten nicht ruhig bei Seite, sondern schleudert sie verächtlich von sich, als wollte er sagen: „Da ist schon wieder solch ein Hundesohn von Aß!“ Aber der Präsident nimmt davon gar keine Notiz, sondern erboft sich nur noch mehr über seinen Untergebenen.

„Aus welchem Grunde decken Sie Ihr Spiel auf?“ fährt er ihn an.

Der Rath, der seinem Vorgesetzten einen Stich zuwenden will, verleugnet Farbe.

„Haben Sie kein Coeur?“ inquirirt streng der Bataillonscommandeur.

„Nein — ja doch!“ stammelt der Rath.

„Nicht einmal zu lügen versteht er,“ denkt der Präsident.

Kobyljnikow sieht den Spielenden zu und hat nur den einen Gedanken, wie er durch irgend eine Großthat diesen Abend in einer Weise beschließen könnte, daß damit die Scharte aller drei Dummheiten auf einmal ausgewetzt würde. Plötzlich wird ihm so wohlthunlich und fröhlich zu Sinn: er sieht ein großes erleuchtetes Zimmer, in Witten desselben steht Radjenka in ihrem weißen Tarlatankleidchen und neben Radjenka steht er selbst, beide mit Champagnerpokalen in den Händen; die Gäste kommen auf sie zu, gleichfalls mit Champagnergläsern, stoßen an und gratuliren ihnen.

„Swan Dementjitsch“ — spricht er mit bebender Stimme, indem er unter dem Banne dieser seligen Phantasiegebilde auf den Hausherrn tritt: „gestatten Sie mir einige Worte unter vier Augen“.

Swan Dementjitsch blickt ihn etwas verdrossen an, weil diese unerwartete Unterbrechung ihn beim Spiel stört. Als er aber bemerkt, daß Kobyljnikow am ganzen Körper zittert, wird er besorgt.

„Was ist Ihnen?“ fragt er — „Sie haben doch nicht gar die Kapustnikowsche Acte verloren?“

„Ich — bitte unter vier Augen“ wiederholt Kobyljnikow.

Swan Dementjitsch geht mit ihm abseits.

„Nun?“ fragt er.

„Sch... ich möchte...“ stottert Kobyljnikow, dem plötzlich aller Muth entschwunden ist.

„Aber so sprechen Sie doch, mein Bester, und halten Sie mich nicht auf!“ bemerkt Swan Dementjitsch ärgerlich.

„Ich bitte um die Hand Nadjeschda Swanownas“, plagt Kobyljnikow heraus.

Swan Dementjitsch dreht den Freier gegen das Licht und sieht ihn einen Augenblick besorgt an. Dann kehrt er sofort an den Kartentisch zurück und macht nur eine abwehrende Handbewegung, als wollte er eine Fliege von der Nase vertreiben. Kobyljnikow ist starr vor Schreck; er läßt nicht nur die Arme sinken sondern knickt auch in den Kniekehlen zusammen; es wird ihm ganz grün vor den Augen und das Zimmer dreht sich im Kreise umher. Er begreift nur das Eine: dieses war der vierte und allerdummste Streich. Plötzlich sieht er etwas vor seinen Füßen hin und her hüpfen: es ist Senja Prorubin.

„Ach, das ist der vierte!“ höhnt der böse Bube, offenbar die geheimsten Gedanken errathend, die Kobyljnikows armes Herz bedrücken.

Kobyljnikow hört es nicht einmal, er ist vernichtet, entehrt, obgleich Papa Lopatnikow gleich an den Kartentisch zurückgekehrt ist und mit der größten Seelenruhe, als ob nichts vorgefallen wäre, sieben in Pique angesagt hat. Prorubin tanzt unterdessen vor dem Unglücklichen hin und her und höhnt fortwährend: „Etsch, etsch! das war der vierte.“ Kobyljnikow drückt sich vorsichtig an der Wand hin, um irgendwie unbemerkt in's Vorzimmer zu gelangen. Senja Prorubin bemerkt es und sprengt das Gerücht aus, Kobyljnikow habe Magenschmerzen. Kobyljnikow hört diese Verleumdung und bleibt stehen; er lehnt sich an die Wand und schaut kühn drein; aber vergebens, die Verleumdung hat schon ihre Wirkung gethan. Unter den jungen Mädchen hört man flüstern: „der Arme!“ Madjenka wird roth und wendet sich ab; offenbar sind ihr vor Scham und Schmerz die Thränen nahe.

„Bändliß“, flüstert sein verfluchtes Gedächtniß und Kobyljnikow springt, wie von einer Wespe gestochen, aus dem Zimmer fort, durch seine Flucht ein lustiges Richern unter den jungen Mädchen hervorrufend.

Und wieder sitzt Kobyljnikow in seinem einsamen Stübchen; er sitzt und weint bitterlich. Vor ihm liegt die Kapustnikowsche Acte und die Thränen fließen nur so auf's Papier; darauf steht: „Es petitionirt der Kaufmann Kapustnikow, worin aber seine Bitte besteht, besagen folgende Punkte, — doch seine Augen sind verschleiert und sein armes Herz will in Stücke springen.“

Durch die Thränen aber und das herzbrechende Schluchzen hindurch schimmert hell das Bild des lieblichen Mädchens: er glaubt ihren frischen Athem zu spüren, den Schlag ihres kleinen Herzens zu hören.

„Mitenka“, spricht sie und läßt ihr Lockenköpfchen verschämt auf seine Schulter sinken.

„Mes dames“, flüstern die jungen Mädchen ringsum: „Mes dames! Kobyljnikow hat Magenschmerzen.“

Kobyljnikow springt auf und läuft im Zimmer umher, greift sich dabei nach dem Kopf und macht alle jene Bewegungen, die einem Verzweifelten anstehen.

„Bandlitz!“ ruft plötzlich das unentrinnbare Gedächtniß.

Kobyljnikow beißt sich vor Ingrimme die Lippen blutig, er setzt sich wieder und nimmt abermals die Kapustnikowsche Acte vor, in der Hoffnung, darin die Erinnerungen des Abends zu ersticken.

Aber hinter der Bretterwand regen sich die Hauswirthe — Kleinbürger. Sie sind allem Anschein nach gleichfalls soeben vom Besuch heimgekehrt und im Begriff schlafen zu gehen. Man hört tiefes Athmen, man hört das Oeffnen einer Commode, man hört jenes Rascheln, welches das Auskleiden und Zubettegehen immer zu begleiten pflegt. Endlich ist Alles still.

„Bist Du eine dumme Gans oder nicht?“ fragt der Hauswirth seine Gattin: „bist Du eine dumme Gans oder nicht?“

„Schlaf Dich aus, Trunkenbold; bedenke was morgen für ein Feiertag ist“, ermahnt die Gattin. —

„Nein, sage mir, bist Du eine dumme Gans oder nicht?“ wiederholt der Hausherr hartnäckig.

Hinter der Bretterwand hört man ein erschütterndes Gähnen. Kobyljnikow nickt tiefer und tiefer und endlich sinkt sein Kopf ganz

auf die Kapustnikow'sche Acte. Er träumt vom Weihnachtsbaum, er träumt, daß er mitten im erleuchteten Saal steht, aber neben ihm steht nicht Nadjenka, sondern der Kaufmann Kapustnikow und petitionirt, worin aber seine Bitte besteht, besagen folgende Punkte. . . .





## Kunstbriefe.

### V.

**G**rau in Grau Alles... Aber kein vornehmes Silbergrau, wie es mancher Landschaftler der Natur nach in sein Bild hineinzaubern weiß, namentlich in unseren Tagen der Stimmungsmalerei. Nein — ein häßliches Graugrün und schmutziges Gelbgrau. Sie nennen es hier „Winter“, fügen aber hinzu, daß Berlin auch schon andere Winter gesehen hat. Mag sein. Meine Leser aber, die die deutsche Reichshauptstadt zumeist nur in der sommerlichen Hälfte des Jahres zu besuchen pflegen, können sich schwerlich eine Vorstellung davon machen, wie häßlich Berlin in solchem Winter sich ausnimmt. Und zu den schönen Städten gehörte es ja nie. Die Stellen, mit denen es sich sehen lassen kann, sind gar bald hergezählt, rascher und leichter, als all' die Mißgriffe, die bei der Ausgestaltung von Neu-Berlin während der letzten zwanzig Jahre in ästhetischer Hinsicht begangen worden sind, angefangen bei der verunglückten Wahl des Platzes für das Reichstagsgebäude und der sprichwörtlichen Häßlichkeit des in seiner Nähe stehenden „Siegesspargels“, wie ja der boshafte Berliner Volkswitz die Siegesssäule abgetauft hat.

Man sehe sich nur ein Mal mit den Augen des Künstlers oder auch nur mit Schönheitsfönn Begabter die Häuserzeilen und Plätze, die Brunnen und Denkmäler der Reichshauptstadt an: fast nirgends ein schöner Anblick, fast nirgends ein harmonischer

Abschluß und Gesamteindruck. Was hätte man — um nur ein Beispiel anzuführen — in Paris oder Wien aus dem Potsdamer Platz gemacht und sicher hätte man dort einem Denkmal, wie das Luthers, eine bessere Stelle anzuweisen gewußt, als hier geschehen.

Doch das ist ein Kapitel, dessen Behandlung für ein anderes Mal vorbehalten bleiben mag und ich kehre zurück zu dem, wovon ich ausging.

\* \* \*

Grün in Grün Alles. Auch auf dem Gebiete der heurigen Winter-Kunstfaison, aus der nur das Menzselfest und die beiden dem Altmeister zu Ehren, den Nachkommen zu Nutzen veranstalteten Ausstellungen in der Akademie der Künste und in der Nationalgalerie als eine strahlende Episode hervorleuchten inmitten eines eintönigen Einerlei.

Aber doch ist das nur der Gesamteindruck, den der rückwärts Blickende gewinnt. Sieht er näher zu, besinnt er sich auf das Einzelne, so hat er seit der Zeit, wo im October die Thore des Ausstellungspalastes beim Lehrter Bahnhof geschlossen wurden, immerhin manches Sehenswerthe geschaut, Wissenswerthe kennen gelernt. Und gerade, weil die Physiognomie Berlins jetzt so gar häßlich ist, sind die kleinen Kunst-Ausstellungen, die uns unausgesetzt geboten werden, sozusagen eine wahre Wohlthat, die einigen Ersatz bietet für die mangelnde Befriedigung künstlerischer Ansprüche und Anregungen im nüchternen Straßen- und sonstigen Außenleben Berlins . . . . .

Es fehlt hier nicht an Kunstvereinen, die in ihren Räumen, sei es zu Handels- oder zu Bildungszwecken, wiederholt oder auch fortlaufend den Winter über Ausstellungen veranstalten, wie vor Allem der „Verein Berliner Künstler“ im Architektenhause in der Wilhelmstraße. Doch nicht diese Ausstellungen sind es, die gemeinhin das Interessanteste bieten. Das finden wir vielmehr in den Kunstsalons der Firmen E. d. Schulte und Friß Gurlitt.

Es sind die beiden bedeutendsten Kunsthandelfirmen Berlins. Das heißt, richtiger hieße es Bilderhandelfirmen, denn fast nur Bilder bekommen wir dort zu sehen, und zwar nur Originale, vornehmlich Delgemälde und Aquarelle, seltener Stiche und Ra-

dirungen. Es erinnert Einen hier nichts an den Laden. Es sind eben wirklich Kunstsalons. Kein Verkäufer ist zu sehen, keinen Ladentisch giebt's, keine „Kasse“ außer der zur Lösung der Eintrittskarten. Dicke Teppiche decken den Boden; schwere Vorhänge umrahmen die Thüröffnungen; stilvolle Sessel und Divans laden zum Sitzen ein; zwischen den großen und kleinen Gemälden an den Wänden hier und da eine Statue, eine Vase; auf einem Sessel, wie zufällig, ein Bild aufgestellt; Alles in den dunkleren Nachmittagsstunden im Scheine elektrischen Lichts, deren Lampen an der Decke, aber hinter Blenden angebracht sind. Das Geschäftsbureau ist von diesen Räumen vollständig getrennt. . . . Sowohl bei Schulte, u. d. Linden 1, an der Ecke des Pariser Platzes, als bei Gurlitt, in der Leipziger Straße 131, zwischen dem Leipziger Platz und der Wilhelmstraße, besteht schon seit ein paar Jahrzehnten die Sitte, das ganze Jahr hindurch Ausstellungen zu veranstalten. Groß sind sie natürlich nicht, aber immerhin giebt's mitunter doch 100 und mehr Nummern. Das runde Jahr hindurch werden diese Ausstellungen alle drei bis vier Wochen regelmäßig erneuert und dabei beträgt der Abonnementspreis für 12 Monate bloß 3 Rm. Ein lächerlich billiger Preis, wenn man bedenkt, wieviel man hierfür im Laufe des Jahres zu sehen bekommt. Der intime Charakter dieser Ausstellungen, wo mancher Künstler ganz anders zur Geltung zu kommen vermag, als auf den großen internationalen Bazars der sommerlichen Gesamtausstellungen in Berlin, München u. s. w., so daß der Ruhm dieses und jenes Künstlers thatsächlich von diesen Kunstsalons aus seinen Weg in die große Masse genommen hat, die günstige Lage der Ausstellungslokale, die Bequemlichkeit, die sie den Besuchern bieten — das Alles zusammen hat es bald dahin gebracht, daß es zum guten Ton gehört, sein Abonnementsbillet bei Schulte und Gurlitt zu besitzen, wie seine Loge oder seinen Logensitz in der königlichen Oper. Nachmittags vor Tisch, so zwischen 1 und 3 Uhr, wenn man die Linden hinunterschlendert, oder auf der Leipziger Straße flanirt, da tritt man dann wohl für eine halbe Stunde in die Salons ein, in Straßentoilette, die Herren auch den Hut nicht ablegend, man ist, namentlich in der ersten Woche jeder einzelnen Ausstellungsperiode, zumal in den Wintermonaten, sicher, Bekannte zu treffen. Kunst-

kritiker und Schriftsteller und Künstler, Vertreter der Welt des Vollglanzes und des Scheins, unscheinbare wahre Kunstfreunde neben Brocken, die die Mode mitmachen, reelle Käufer und verbissene Kritiker, Leute, die nur sehen, andere, die sich bloß sehen lassen wollen, mitunter auch solche, die auf ungefährliche Weise sich hier ein Rendezvous geben können und, anscheinend ganz und gar in die Besprechung einer italienischen Landschaft oder eines naturalistischen Bauernknechtes vertieft, von durchaus anderen Dingen reden . . . . .

\*            \*            \*

Das größere Local hat Schulte aufzuweisen; er verfügt unter Anderem sogar über einen schönen Oberlichtsaal. Aber künstlerisch höher steht wenigstens in diesem Jahre wohl der Salon Gurlitt. Man gewinnt bei Schulte den Eindruck, als ließe er sich zumeist die Werke in's Haus hineintragen, während Gurlitt mehr prüft und sichtet und — sucht. Am interessantesten sind natürlich immer die Einzelwerke ganz junger, neuauftauchender Künstler, sodann Sammelausstellungen älterer, endlich einzelne neue Werke von altberühmten Meistern, d. h. Meistern aber stets der Neuzeit, die beiden Firmen haben fast ausschließlich die moderne Kunst im Auge.

Es wäre übrigens ungerecht, wollte man Schulte's Ausstellungen dieses Winters verurtheilen. Auch er hat manchen sehr guten Griff gethan. So war es ein ebenso pietätvoller, als glücklicher Gedanke, das Andenken des liebenswürdigen jüngst verstorbenen märkischen Landschafters Bennewitz v. Döfen durch eine Sonderausstellung von Skizzen und Studien in Del und Aquarell zu ehren. Gerade diese Ausstellung hat uns den Werth des Künstlers besser erschlossen, als all' die vielen großen Bilder, die von ihm in den letzten Jahren zu sehen gewesen sind. Auch die größeren Ausstellungen der Berliner Marx Uth und Walther Leutikau, die beide in den letzten Jahren sich in der Aquarell-Technik bedeutend entwickelt haben, beanspruchten neben dem besonderen ein allgemeines Interesse. Das Gleiche gilt von der Sammlung der Gemälde und Stizzen des Münchener Wilhelm Bolz, ein Malerpoet Böcklinscher Schule, wenn man so eine Anlehnung und Empfindungsverwandtschaft bezeichnen mag, die der junge Künstler in Bezug

auf den alten Meister zeigt. Unter den „Modernen“, die bei Schulte zu finden waren, seien auch die koloristisch sehr originellen Bildnisse, Acte, Stillleben des Impressionisten im Stile des Pariser Bernard, Kurt Herrmann, sowie die Landschaften Philipp Francé's genannt, ferner Fritz Burger mit seinen naturalistischen, ebenfalls durchaus von Paris beeinflussten Portraits. Dieselben Naturalisten, die unlängst noch so gern Fabrikarbeiter, Ackerknechte u. s. w. malten, namentlich wenn sie zur Klasse der „Erniedrigten und Bedrückten“ gehören, um das Dostojewskische Wort zu gebrauchen, — jetzt suchen sie die Objekte für ihre Studien in den entgegengesetzten Kreisen und so begegnet man Männerportraits aus den Kreisen des Chic's und des Pichuett's, die das Entzücken eines jeden Modeschneiders und Gigerl's ausmachen können, denn ebenso wahrheitsgetreu, wie einst jene Hungerleider, sind jetzt diese Upperten gemalt. Ob diese Bildnisse mehr der Kunst Rechnung tragen, als jene, mag der Leser selbst entscheiden. Brillant gemalt sind die Sachen entschieden, auch die Burger'schen, und für charakteristische Typen unserer Zeit können sie ohne Zweifel ebenso gelten, wie die des Glends und des Jammers.

Noch viel Anderes, In- und Ausländisches, gab es bei Schulte zu sehen, was erwähnenswerth wäre, aber ich muß mich kurz fassen. Nur eines Landsmanns sei noch gedacht, des Professors Eduard v. Gebhardt, der einen „Christus als 12-jähriger Knabe im Tempel zwischen den Schriftgelehrten“ ausstellte. Der Gewohnheit gemäß versetzt uns der Maler ins deutsche Mittelalter. Der Tempel wird zur Sacristei einer christlichen Kirche, die jüdischen Schriftgelehrten werden zu gelehrten Theologen und hochweisen Kirchenältesten, die dem am Schmalende eines grünverhangenen Tisches sitzenden blonden, einem Estenknaben gleichenden Jesus gespannt oder verwundert zuhören. Links im Hintergrunde bringt Maria erregt herein, vom Schließer mühsam zurückgedrängt. Die Ausbildung der Gesichtszüge der Männer, der Ausdruck Jesu und seiner Mutter, das Dämmerlicht zwischen den dunklen holzgetäfelten Wänden der Sacristei, ihre ganze stilgerechte niederdeutsche Einrichtung, das durch die Thür hereinfluthende Licht, die Trachten u. s. w. — das ist Alles so überzeugend gemalt, wie immer bei Gebhardt, und wie immer auch hat man die Empfindung, daß er

im Detail allzu viel geben will. Jedoch — das ist Geschmacks-  
sache, wie auch seine ganze Manier, biblische Vorgänge in die Zeit  
der deutschen Renaissance zu verlegen. . . .

\* \* \*

Altbekannte Namen von bestem Klang boten uns die zier-  
lichen Kataloge der Gurlittschen Ausstellungen. Darunter auch  
größere Sammelausstellungen. So gab's eine *Thomas-Aus-*  
*stellung*, die 56 Bilder und Original-Steindrücke aus den Jahren  
1866—1894 bot. Mit diesem jüngst so viel genannten Frank-  
furter Maler habe ich mich im ersten „Kunstbrief“ schon ein-  
gehender beschäftigt und ich bemerke nur, daß diese Sammlung  
mich bloß in meinem damaligen Urtheil bestärkt hat. Sehr  
interessant waren übrigens die Steindrücke. Auch mehrere *Leibl*  
stellte Gurlitt aus, ganz vortreffliche Portraits und Genre-Kopf-  
studien. Dann bekamen wir dort fünf hier noch unbekannte *Böck-*  
*lin* zu sehen, zur größten Freude all' der zahlreichen Verehrer  
dieses eigenartigen Farbendichters und Humoristen von genialer  
Unverfrorenheit, die er namentlich wieder in der „altrömischen *Bachus-*  
*fest-Orgie*“ zu Schau trug — in einer Weise, wie Jüngere es ihm  
nachzumachen vergeblich sich mühen. Zu ihrem Besten, denn da  
sie das Urwesentliche des schweizerischen Meisters, der übrigens  
jetzt ganz in Florenz lebt, nicht zu treffen oder nicht zu erreichen  
vermögen, so kehren sie wohl von dem Wege um, der Einem ver-  
ständlich wird eben nur an der Hand *Böcklin's* selbst. *Lenbach*  
und *Liebermann* — Letzterer sogar mehrfach vertreten und  
zwar durchweg sehr gut — fehlten ebenso wenig, wie *Fritz v.*  
*Uhlde* und *Adolf Menzel*, von dem einmal eine ganze Reihe  
schönster Handzeichnungen zu sehen waren. Von Ausländern seien  
namentlich der Römer *Pradilla* und der altbekannte englische  
Farbeneffektler *Whistler* genannt. Viel von sich reden machte  
die Decemberausstellung bei Gurlitt, auf der über 100 Bilder  
von deutschen und französischen Künstlerinnen zu sehen waren. Aus  
Berlin und München, aus Hamburg und Wien, aus dem Haag  
und Amsterdam, aus Paris und Brüssel stammten die Urheberinnen  
der Werke und sogar St. Petersburg war vertreten, durch die

Landschafterin *P. Couriard*. Dieser Kreis kunstbefflener Damen verrieth wieder einmal, daß sie ebenso schlecht nicht bloß, sondern auch mitunter ebenso gut malen können, wie ihre männlichen Kunstgenossen und daß sie ebenso wie diese in allen Richtungen und Stilarten, vom offenerzigsten Naturalismus bis zum befremdlichsten Symbolismus, und vom pinselschwenkenden Impressionismus bis zum gewissenhaftest tüftelnden Kleinigkeitskultus, zu Hause zu sein vermögen. Nur die große, zwingend gewaltige Erfindung scheint ihnen verschlossen zu bleiben und andererseits weiß man ihren Bildern gegenüber nie so recht, wieviel Nachempfindung und Anlehnung mit im Spiele ist.

\* \* \*

Daß all diese Ausstellungen von ihren Veranstaltern natürlich in erster Linie zu Verkaufszwecken bestimmt sind, braucht wohl nicht noch erst besonders hervorgehoben zu werden. Wohl aber, daß wirklich haarkauf wird. Den leichtesten Absatz findet das Allgemeinverständliche, unmittelbar an Herz und Kopf sich Wendende. Steht einmal unter einer tollkühnen Phantasie, einem gewagten Versuch die Inschrift, „Verkauft“, so weiß man auch gleich, ganz ebenso wie bei den verkauften Werken erstklassiger Künstler, wie Böcklin, Leibl u. s. w., daß der Käufer ein richtiger Sammler oder aber ein Fanatiker ist — eine Beobachtung, die jeder regelmäßige Ausstellungsbesucher übrigens überall machen kann.

Wie sollte es auch anders sein. . . .

S. Norden.

Berlin, im Januar 1896.





## Litterarische Umschau.

---

Eine Geschichte der Unfreiheit nach ihren verschiedenen Formen, als Sklaverei, Hörigkeit und Leibeigenschaft, und in ihren mannigfaltigen Verzweigungen bis etwa zur großen französischen Revolution wäre eines der wichtigsten Kapitel aus der Kulturgeschichte der Menschheit. Eine solche Darstellung, welche dem Ursprung der Sklaverei bei den verschiedenen Völkern nachspürte, ihre Gestaltung im Orient und dann ihre so sehr verschiedenartige Entwicklung bei Griechen und Römern behandelte, ihrem allmählichen Aufhören bei den Völkern Europas nachginge, endlich die im Mittelalter sich ausbildende neue Form der Unfreiheit, als Hörigkeit und deren Ausartung zur Leibeigenschaft, schilderte — eine solche Darstellung, umfassend und auf gründlicher Forschung beruhend, würde eine Fülle lehrreicher und anziehender Ergebnisse liefern und nach den verschiedensten Richtungen hin Licht verbreiten. Die Bedeutung der Religion für dieses ganze Gebiet würde sich dabei deutlich herausstellen und die entscheidende Einwirkung des Christenthums auf die Beseitigung der Sklaverei, obgleich es dieselbe nicht von vornherein prinzipiell bekämpfte, klar zu Tage treten. Jedenfalls ist die Aufhebung der persönlichen Unfreiheit einer der größten Fortschritte in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Die Lobredner der Gegenwart, die zugleich erbitterte Ankläger der antiken Sklaverei und noch mehr der mittelalterlichen Hörigkeit sind, sollten übrigens nicht vergessen, daß, wie die Blüthe der antiken Kultur auf dem Unter-

grunde der Sklavenarbeit beruhte, ebenso auch der glänzende Aufschwung der modernen Industrie nur durch eine neue Art von Unfreiheit möglich geworden ist; die heutigen Fabrikarbeiter befinden sich zu einem großen Theile in einer schlimmeren Lage als die athenischen Sklaven und die Hörigen des Mittelalters. Eine Geschichte der Unfreiheit nach den oben angedeuteten Gesichtspunkten würde freilich, wenn sie auf sorgfältiger Forschung beruhte, das Werk eines ganzen Lebens sein und hätte viele Vorarbeiten noch erst zur Voraussetzung. An solchen fehlt es für einzelne Perioden, wie z. B. die antike Welt und einzelne Länder Europas, allerdings nicht und schon eine Zusammenstellung der bisherigen Forschungen und Resultate wäre ein dankenswerthes Unternehmen. Eine solche verheißt uns das Buch von John Ellis Ingram: *Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit, rechtmäßige deutsche Bearbeitung von Leopold Katscher.*<sup>1)</sup> Allein schon der Umfang desselben stimmt unsere Erwartungen herab; wie ließe sich der ungeheure Stoff auf 200 Seiten kleinen Formats auch nur einigermaßen erschöpfend behandeln? Der Verfasser erklärt denn auch, er habe sein Büchlein nicht für Fachgelehrte, sondern für denkende und gebildete Laien geschrieben, versichert aber zugleich, er hoffe hinsichtlich des Thatfachenmaterials nur ganz Richtiges zu geben. Das vorausgeschickte Verzeichniß der Quellen, auf die sich Ingrams Arbeit stützt, zeigt aber große Lücken, besonders die Nichtbenutzung der zahlreichen deutschen Forschungen ist zu bedauern. Aus der deutschen Litteratur hat der Verfasser nur Böckh's Staatshaushaltung der Athener und Eugenheim's Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft in Europa, zwei an Bedeutung und Werth sehr verschiedene Werke, benützt. So weit seine Quellen oder vielmehr Hülfsmittel ausreichen, hat Ingram den Stoff übersichtlich und zweckmäßig zusammengestellt. Die Geschichte der Sklaverei im Alterthum ist im Ganzen befriedigend, wenn auch manche Lücken sich finden. Dagegen ist die Entwicklung der Hörigkeit sehr dürftig, für Deutschland ganz ungenügend, da der Verfasser nicht einmal G. L. von Maurer und G. Waitz kennt. Die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Staaten Europas wird

<sup>1)</sup> Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reiffner. 2 M. 80 Pfg.

kurz, aber dem Zwecke des Buches entsprechend, dargestellt. Am belehrendsten sind die drei letzten Abschnitte, welche die Beseitigung des kolonialen Sklavenhandels, die Abschaffung der Negerklaverei und die Sklaverei im mohamedanischen Orient behandeln; das letzte Kapitel enthält aber weniger, als der Titel verspricht, — indem darin nur die Verhältnisse in Sansibar, der Türkei und Marokko erörtert werden. In einem Anhang wird dann noch kurz die Sklaverei bei den Egyptern, den alten Hebräern, den Chinesen und Indern behandelt. Als Ueberblick ist das Buch von Ingram brauchbar und dem Laien wird es, trotz der bemerkten Mängel, vieles Interessante und Belehrende bieten.

Eine vielgenannte Persönlichkeit aus der Geschichte der Reformation in Italien behandelt die Schrift Wilhelm Sommersfeldts Francesco Spiera, ein Unglücklicher. Aus dem Norwegischen von H. G. W. Hansen.<sup>1)</sup> Francesco Spiera, ein angesehener Rechtsgelehrter und Advokat in Cittadella in Oberitalien, hatte den evangelischen Glauben angenommen und wurde ein feuriger Verkündiger desselben in seiner Vaterstadt. Deswegen vor das Rehergericht in Venedig citirt, verlor er Muth und Kraft und schwor seinen Glauben nach dem ihm vorgelegten Formular ab im Sommer des Jahres 1548. Nun aber ergriff ihn die furchtbarste Verzweiflung, er war überzeugt, die Sünde wider den heiligen Geist begangen zu haben, wüthete gegen sich selbst wie ein Rasender und erkrankte zuletzt. So verbrachte er vier Monate nach seiner Abschwörung, zuerst in Padua, dann in seiner Vaterstadt. Kein Zuspruch, keine Tröstung von Seiten der katholischen Geistlichen, seiner Freunde und Bekannten, so wie anderer von nah und fern ihn auffuchender Personen half etwas, Spiera hatte für Alles eine Widerlegung. Unter den entsetzlichsten Seelen- und Gewissensqualen starb der Unglückliche endlich im November desselben Jahres. Der gleich nach seinem Tode veröffentlichte Bericht von Spieras Verzweiflung machte überall in Europa großen Eindruck und auch später ist sein Schicksal vielfach geschildert worden. Nachdem in unserem Jahrhundert C. L. Böttch, Sixt und Könnike eingehend über ihn gehandelt, hat

<sup>1)</sup> Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachfl. 1 M.

der italienische Reformationshistoriker Comba neues Material zur Geschichte des merkwürdigen Mannes entdeckt und veröffentlicht. Auf seine Forschungen gründet sich Sommerfeld's Schrift. Er findet die Erklärung von Spieras unerschütterlicher Verzweiflung, wir glauben mit Recht, in dessen fester Anhänglichkeit an Calvins strenge Prädestinationslehre. Die Schrift hinterläßt einen ernsten, ja erschütternden Eindruck; was sie schildert, ist eine eindringliche Warnung vor Glaubensverleugnung aus Menschenfurcht und wider die innere Ueberzeugung.

Die gewaltigen Ereignisse von 1870 und die Aufrichtung des Deutschen Reiches haben die wunderbare Reorganisation des preussischen Staates am Anfange dieses Jahrhunderts und die glorreichen Kämpfe und Siege der Befreiungskriege etwas zurückgedrängt. Aber wer sich in den Zusammenhang der Dinge vertieft, wird den Blick doch immer wieder zu jenen außerordentlichen Jahren zurückwenden, in denen der Grund zu alle dem gelegt worden ist, was sich später großartig entwickelt hat; damals ist der Baum gepflanzt worden, der später so stolz seinen Wipfel zum Himmel emporgestreckt hat. Die Größe der Männer, deren Genie und schöpferische Kraft den zertrümmerten Staat auf neuen Grundlagen wieder aufrichtete und das vernichtete Heer neugestaltete und zum Siege rüstete, wirkt auch heute noch nach. Der ideale Schwung und die glühende Vaterlandsliebe jener außerordentlichen Männer ergreifen auch heute noch Jeden, der ihnen näher tritt. Theodor Lindner sagt in seiner deutschen Geschichte sehr treffend: Unter ihnen sind Heroen ohne Fehl und Tadel, zu denen man mit ehrfürchtiger Bewunderung aufschaut; leuchtendere Vorbilder gibt es nirgends in der Geschichte. Es war doch eigentlich nur ein kleiner Kreis von Männern, von denen die ganze Bewegung, die Impulse zu Allem ausgingen, aber Jeder von ihnen war auch eine Helbenpersönlichkeit von eigenartigstem Charaktergepräge. Allmählich haben die meisten von ihnen eine würdige Darstellung gefunden. Stein's Leben hat Perz und dann der Engländer Seeley beschrieben, Gneisenau's Helbenleben ist von Perz und H. Delbrück geschildert worden, Scharnhorst hat endlich in Max Lehmann den berufenen Biographen gefunden und Clausewitz' Lebensdarstellung durch R. Schwarz ist zwar in Form und Auffassung wenig befriedigend, bietet aber doch

reiches Material. Jetzt wendet sich das Interesse der historischen Forschung auch den Männern zu, welche neben jenen Helden als deren Mitarbeiter und Helfer in zweiter Reihe stehen: Carl von Grolman und Hermann von Boyen erhalten endlich auch ihre Biographen. Nur jenen Großen gegenüber stehen sie in zweiter Linie, zu andern Zeiten, bei andern Völkern wären sie Männer ersten Ranges gewesen. Mit Grolman's Leben werden wir uns später beschäftigen, für jetzt gehen wir auf Boyen's Biographie näher ein. Der Feldmarschall H. v. Boyen hat sehr eingehende Erinnerungen aus seinem Leben aufgezeichnet, die von dem Theologen Fr. Nippold in drei umfangreichen Bänden vor einigen Jahren in nicht ganz zweckmäßiger Weise herausgegeben worden sind. Diese Erinnerungen sind ein kostbares Denkmal des Helbengeistes der Befreiungskriege und durch ihre Treue und Zuverlässigkeit eine höchst werthvolle Quelle für die Geschichte jener Zeit. Aber sie reichen nur bis zum Jahre 1813 und, wie jede Selbstbiographie doch nur ein unvollkommenes Bild ihres Verfassers giebt, so ist das bei Boyen's schlichtem und verschlossenem Charakter ganz besonders der Fall. Es ist daher mit Genugthuung zu begrüßen, daß ein jüngerer Historiker, Friedrich Meinecke, auf H. von Sybel's Anregung es unternommen hat, das Leben des hochverdienten Mannes in angemessener Weise zu schildern. Zunächst liegt der erste Band des Werkes: Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen von Friedrich Meinecke<sup>1)</sup> uns vor. Das Buch beruht nicht nur auf dem gesammten handschriftlichen Nachlaß des Feldmarschalls und anderem archivalischen Materiale und zieht außerdem alle neueren Veröffentlichungen heran, sondern es ist eine wirkliche Biographie im vollen Sinne des Wortes. Der Verfasser hat sich nicht damit begnügt, den äußeren Lebensgang seines Helden ausführlich darzustellen, er hat sich die viel höhere Aufgabe gestellt, die innere Entwicklung von Boyen's Charakter und Persönlichkeit darzulegen, nachzuweisen, wie die geistigen Strömungen der Zeit, die Aufklärung und die Kant'sche Philosophie bildend und fördernd auf die Entfaltung seines Wesens eingewirkt

<sup>1)</sup> Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.  
8 Mark.

haben. Es ist dies Meinecke in vorzüglichem Maße gelungen und das dieser Aufgabe besonders gewidmete vierte Kapitel ist einer der glänzendsten Abschnitte des Buches. Auch die Ausführungen über die allmähliche Umwandlung der militärischen Anschauungen Boyen's von der unbedingten Bewunderung des fredericianischen Heeres zur Vertretung durchgreifender Reformideen, die sich nur im Princip noch von der späteren großen Reform unterschieden, sind vortrefflich. Der Verfasser behandelt das Leben Boyen's stets im Zusammenhange mit den allgemeinen Ereignissen; darin, wie in der vertieften, weitblickenden Auffassung sehen wir ein Hauptverdienst des Buches. Mit Boyen's Theilnahme an der großen Reform des Heeres beginnt seine hervorragende Mitarbeit an der Herbeiführung der Befreiung und Erhebung des Staates. Die großen Führer der Reform werden von Meinecke kurz, aber vortrefflich charakterisirt und die wohlabgewogene, maßvolle, im Grunde aber doch nicht günstige Charakteristik Friedr. Wilhelms III. sei als sehr gelungen besonders hervorgehoben. Boyen's verdienstvolle Thätigkeit bei der Errichtung der märkischen Landwehr und bei der Organisation des Landsturms, seine ruhmreiche Mitwirkung als Generalstabschef Bülow's bei den glänzenden Siegen von Groß-Beeren und Dennewitz, sowie bei der Eroberung Hollands kommen dann zu eingehender, klar und scharf gehaltener Darstellung. Zuletzt wird Boyen's größte That, das Wehrgesetz von 1814, welches er als Kriegsminister nach den Vorarbeiten und Ideen Scharnhorst's entwarf und durchsetzte und welches, wenn auch mit mannigfachen Modificationen, die Grundlage der preussischen Armeeorganisation bis heute geblieben ist, im Zusammenhange dargelegt. Wenn wir etwas an dem Buche vermissen, so ist es die häufigere Verwendung individueller Züge, manches der Art aus den „Erinnerungen“ sähe man gerne in der Darstellung des Verfassers verwendet. Höchst interessant sind die zwei Selbstcharakteristiken und Selbstkritiken Boyen's aus den Jahren 1802 und 1803, welche Meinecke mittheilt. Man kann zweifeln, ob es recht ist, solche rückhaltlose Enthüllungen des Innern, die nur für Gott und das eigene Auge bestimmt sind, der Oeffentlichkeit zu übergeben; vollständig wird das nie geschehen können und auch hier sind einzelne Auslassungen nothwendig gewesen. Aber wie sie nun einmal vorliegen, machen sie einen tiefen Eindruck; nur ein hoher Sinn

und ein Charakter von unbedingter Wahrhaftigkeit können so mit dem eigenen Ich in's Gericht gehen. Jeder Anflug von Genialität fehlt Boyen's Persönlichkeit, seine stille, wenig nach Außen tretende Natur barg jedoch tiefe Leidenschaft in sich, große geistige und militärische Begabung verband sich in ihm mit eisernem Pflichtgefühl, ein ernster Rationalismus vereinigte sich bei ihm mit großer Gemüthstiefe, idealer Sinn und völlige Selbstlosigkeit geben seinem Charakter das Gepräge, und die heißeste Vaterlandsliebe, die ihm zur Religion wurde, erfüllt seine ganze Seele. Das vorzügliche, dem Buche beigegebene Portrait, welches Boyen im Alter darstellt, drückt, namentlich in den Augen, ebenso Klugheit wie Kindlichkeit aus. Möge der Schlußband des trefflichen Werkes nicht allzu lange auf sich warten lassen!

Ein wichtiger Beitrag zur neuesten Geschichte ist der fünfte Band des Werkes: Aus dem Leben von Theodor von Bernharði, welcher den Nebentitel führt: Der Streit um die Elbherzogthümer <sup>1)</sup>. Die hier veröffentlichten Tagebuchblätter reichen vom 1. Januar 1863 bis zum 18. Februar 1864, umfassen also nur wenig mehr als ein Jahr. Der Konflikt zwischen dem preussischen Abgeordnetenhaus und der Regierung, der Aufstand in Polen und die durch den Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark brennend gewordene Schleswig-Holsteinsche Frage sind die Hauptgegenstände, mit denen sich die Tagebuchaufzeichnungen beschäftigen. Bernharði stand mit vielen hochstehenden und angesehenen Männern in Verbindung, er wurde mehrfach auch zur Tafel des Königs gezogen, hatte persönliche Beziehungen zum Kronprinzen und dessen Gemahlin, verkehrte mit Ministern und Diplomaten, kurz, hatte reichlich Gelegenheit vieles zu hören und zu erfahren, was den meisten andern Menschen verborgen bleibt. Es ist daher erklärlich, daß sich in dem Buche viele interessante Aufschlüsse über Personen und Zustände finden und daß manche Mittheilungen gemacht werden, die von historischem Werthe sind. Dahin rechnen wir besonders Bernharði's Unterredungen mit dem Kriegsminister von Roon, die Aeußerungen König Leopolds I. von Belgien in der langen, Bernharði gewährten Audienz, endlich die Schilderung des Treibens am Hofe des

<sup>1)</sup> Leipzig. S. Hirzel. 8 M.

Augustenburgers in Gotha und seiner Umgebung. Bei weitem wichtiger aber als durch die einzelnen hier berichteten Thatfachen erscheinen uns diese Tagebuchblätter als Spiegelbild der damals in den einsichtigsten und unterrichtesten Kreisen herrschenden politischen Anschauungen und Urtheile; daß diese von einem so scharfblickenden und klar urtheilenden Manne, wie Bernhardi, aufgezeichnet sind, gibt ihnen erhöhte Bedeutung. Bernhardi klagt mehrmals über die allgemeine Planlosigkeit und seine Aufzeichnungen bestätigen diese Thatfache durchaus. Aber noch eine andere Wahrnehmung drängt sich dem Leser dieses Bandes fortwährend auf: die verschiedensten Personen, nicht zum wenigsten Bernhardi selbst, suchen fortwährend auf den König, den Kronprinzen, einzelne Minister und andere deutsche Fürsten im Sinne ihrer Partei und ihrer politischen Anschauung einzuwirken, damit die Regierung zur Aenderung ihres Systems oder einzelner Maßnahmen genöthigt werde. Daß ein solches Vorgehen, eine solche Einflußübung in nicht verantwortlicher Stellung dem konstitutionellen System, dessen Anhänger und Vertreter sie als eifrige Liberale doch waren, durchaus widerspricht und wenn sie gelungen wäre, nothwendig zu einer Art von Nebenregierung hätte führen müssen, ähnlich der so viel gehaßten Camarilla unter Friedrich Wilhelm IV., nur mit entgegengesetzten Tendenzen, darüber scheint sich keiner dieser eifrigen Politiker klar geworden zu sein. Bernhardi kommt wohl mitunter eine Ahnung dieser Sachlage, so wenn er z. B. einmal meint, wenn man der Regierung ernsthafte Opposition mache, müsse man sich auch bereit halten an ihre Stelle zu treten, und er hat mitunter das richtige Gefühl, daß dieses ganze Treiben und Wirken im Grunde doch zweck- und erfolglos ist, das lehrt sein Ausspruch: man vermag sehr wenig, wenn man nicht selbst in den Geschäften ist; aber er kann es doch nicht lassen gemeinsam mit seinen Freunden immer wieder zu versuchen, durch hochgestellte Personen auf den König in ihrem Sinne einzuwirken und das Ministerium zu veranlassen, nach ihren Voraussetzungen den Staat zu leiten. Besonders die auswärtige Politik möchten sie nach ihren Gesichtspunkten gehandhabt sehen und üben an deren Führung die schärfste Kritik. Es ist sehr bezeichnend, daß Bernhardi zu Bismarck nicht in der geringsten Beziehung steht, alles was er von ihm und seinen Aeußerungen

berichtet, hat er nur von Hörensagen und dennoch urtheilt er über seine Pläne und Absichten ab, als wären sie ihm völlig bekannt. Wenn der Herausgeber in seiner dunkeln Vorrede meint, Bernhardi stehe in seinen Ansichten- und Urtheilen hoch über dem Durchschnittsliberalismus jener Tage, ist das nur zum Theil richtig. In einer Frage allerdings, in der er volle Sachkenntniß besaß, in der Frage der Armeeorganisation, war sein Urtheil vollkommen frei von der damaligen Parteiverblendung und hat sich glänzend bewährt. Im Uebrigen war Bernhardi ein Altliberaler und, obgleich ein entschiedener Gegner der demokratischen Fortschrittspartei, doch nicht frei von den Schwächen dieser doctrinären Politiker, wenn er auch die realen Mächte im Staatsleben besser würdigte, als die meisten seiner Gefinnungsgenossen. Gerade in den Fragen der auswärtigen Politik, über die er besonders sachverständig zu urtheilen glaubte, zeigt sich die Unzulänglichkeit des doctrinären Standpunkts am deutlichsten. Er findet, Bismarck habe ohne politisches Programm das Ministerium übernommen und tadelt fortwährend die Planlosigkeit seiner Politik, sieht ihn ganz der Kreuzzeitungspartei verfallen und meint immer wieder, Bismarck wolle Schleswig-Holstein den Dänen überlassen. Daß Bernhardi Bismarcks geniale Politik, die damals auf oft sehr verschlungenen Wegen ihr Ziel verfolgte, nicht erkannte und begriff, daraus kann ihm kein Vorwurf erwachsen. Aber daß er von einem Staatsmanne, dessen Genie er früher selbst anerkannt hat, glauben konnte, er lasse sich nur von den äußeren Umständen bestimmen und handle ganz ziel- und planlos, das ist schwerlich zu entschuldigen, noch weniger, daß er aus dieser seiner Ansicht auch fremden Staatsmännern gegenüber kein Fehl macht. Bernhardi ließ sich durch seine falsche politische Auffassung der Dinge und durch das an sich sehr ehrenwerthe Bestreben, an der Losreißung der Elbherzogthümer von Dänemark mitzuwirken, dazu bestimmen, in den Dienst des Augustenburger zu treten, für ihn jenen durch nichts zu rechtfertigenden Brief an Napoleon III. zu schreiben und als sein Agent nach London zu gehen, wo er natürlich nichts ausrichtete, aber über die Stimmung der maßgebenden politischen Kreise gegen Preußen und Deutschland lehrreiche Erfahrungen machte. Von seiner früheren Werthschätzung der politischen Weisheit und des weitgehenden Einflusses Herzog

Ernst II. von Koburg ist er in diesen Tagebuchblättern völlig zurückgekommen; er durchschaut den theatralischen und egoistischen Charakter dieses Fürsten ganz und gar. Vergeblich hat der eitle Herzog seine politische Thätigkeit in drei schweren Bänden selbst verherrlicht; man kann die Nachwelt auf die Dauer doch nicht täuschen und die Wahrheit kommt zuletzt immer an's Licht. Es hat großen Reiz, die urkundliche Darstellung der Geschichte dieser Zeit in Sybel's Werk mit Bernhardi's Tagebuchblättern zu vergleichen und die Staatskunst Bismarck's, wie sie wirklich war, den hier ausgesprochenen verkehrten Urtheilen, schiefen Auffassungen und unbegründeten Besorgnissen gegenüber zu stellen. Es ist ein trostloses Bild der damals in allen Kreisen Preußens herrschenden Verworrenheit und politischen Unreife, welches man bei der Lektüre des vorliegenden Bandes der Aufzeichnungen Bernhardi's erhält; auch die Diplomaten von Beruf, wie Graf Bernstorff, Savigny und andere zeigen nicht viel größere Einsicht als die Uebrigen, von dem geschäftigen Herrn Geffken, der sich nachher durch seine Gegnerschaft gegen Bismarck so bekannt gemacht, ganz abgesehen. So werden diese Aufzeichnungen wider Bernhardi's Willen zu einem glänzendem Denkmal für die überlegene staatsmännische Einsicht Bismarck's, der allein den Zusammenhang der politischen Verhältnisse Europas durchschaute und auf dem Boden der Realpolitik seine Ziele verfolgte. Keinen Genuß gewähren dem Leser Bernhardi's Reisebeobachtungen in Belgien und England, ebenso seine Kunsturtheile; man bewundert seinen scharfen Blick und seine richtige ästhetische Auffassung. Auch sonst begegnet man vielen treffenden und guten Bemerkungen in dem Buche. Manches hätte ohne Schaden für den Inhalt gekürzt werden, manche Wiederholung fortgelassen, auch wohl einzelne ausgebehnte Gespräche zusammengedrängt werden können. Wir sehen dem sechsten Bande mit Spannung entgegen. Wird in ihm sich Bernhardi das Verständniß der Staatskunst Bismarck's zu erschließen beginnen?

Von den biographischen Blättern<sup>1)</sup> liegt uns das vierte Heft vor, mit welchem der erste Band schließt, das dritte ist uns noch nicht zugegangen. Wir heben aus seinem mannigfaltigen

<sup>1)</sup> Berlin. Ernst Hofmann.

Inhalte die Charakteristik Rudolf von Gneist's von Joseph Medlich und die pietätvolle Würdigung H. von Sybel's durch seinen einstigen Schüler C. Wamtrapp besonders hervor, an die sich E. Zetsche's Aufsatz über Gottfried Keller als Maler anreicht. Sehr interessant sind die von Th. Wiedemann mitgetheilten Briefe Leopold Ranke's aus Italien an Wamtrapp von Ende von 1828—1830, die einen bedeutsamen Beitrag zu Ranke's Biographie liefern. Auch die 5 Briefe von E. M. Arndt an Karl von Rathen aus den Jahren 1844—49 liest man, wie alles, was von diesem kerndeutschen Manne kommt, mit Vergnügen. Nicht eigentlich in den Rahmen der Zeitschrift gehören zwei Briefe Karl Hillebrand's über das Lesen als Bildungsmittel; aber sie sind so inhaltreich und beachtenswerth, daß man sich ihrer Veröffentlichung freut. Wir wünschen der Zeitschrift besten Fortgang, möge der neue Jahrgang an anziehenden biographischen Aufsätzen und Mittheilungen den ersten noch übertreffen.

Schon wieder ein neues Buch über Italien! werden viele unmutig ausrufen, wenn ihnen die Schrift von Otto Raemmel, *Italienische Eindrücke*<sup>1)</sup> zu Gesicht kommt. Man würde aber irren, wenn man darin eine Reisebeschreibung oder eine Schilderung der Kunstwerke Italiens zu finden glaubte. Der Verfasser, Historiker seines Reichens, hat mehrere Frühlingswochen des vorigen Jahres dazu benutzt, Italien vom Norden bis zum Süden zu durchstreifen und theilt in dem vorliegenden anspruchslosen Büchlein die Eindrücke mit, welche er von Land und Volk erhalten hat. Die geniale Auffassung und glänzende Darstellung eines Victor Hehn würde man in der Schrift vergeblich suchen, aber es ist ein wohlwollender, sachkundiger und unbefangener Beobachter, welcher daraus spricht und dessen Ausführungen wir gerne folgen. Er giebt zunächst beherzigenswerthe Winke, wie man in Italien reist und betont mit Recht, daß, um in dem schönen Lande mit Genuß und ohne Ärger zu reisen, die Kenntniß der italienischen Sprache absolut unentbehrlich ist. Das Kapitel über den Volkscharakter und das Volksleben in Italien ist eines der anziehendsten in dem Buche; der Verfasser erkennt die großen Vorzüge der Italiener durchaus an, verschweigt aber auch ihre Schwächen nicht. Auch der Abschnitt:

1) Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1 M. 80 Pf.

Volkswirtschaftliches und Sociales enthält des Lehrreichen und Beachtenswerthen nicht wenig und fordert zur Vergleichung mit den deutschen Verhältnissen auf. Ueber die römische Kirche urtheilt der Verfasser mit Billigkeit und die Schattenseiten des italienischen Nationalstaats verschweigt er nicht. Wir folgen ihm gerne, wenn er uns die Eindrücke schildert, welche er von den italienischen Landschaften im Norden und im Süden erhalten hat. In dem letzten Abschnitt über die Städte als historische Denkmäler verbinden sich die Wahrnehmungen des Reisenden mit den Anschauungen des Historikers in interessantester Weise. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Beobachtung Kaemmel's, daß es in Italien fast gar keinen freien Bauernstand giebt, sondern nur Pächter und Tagelöhner und ebenso, daß das Bürgerthum der Städte sich weit hinaus auf die Dörfer erstreckt. Für denjenigen, der Italien noch nicht gesehen hat, wird Kaemmel's Büchlein eine nützliche Vorbereitungslektüre sein und dem, der das Land der Sehnsucht für alle Nordländer schon kennt, wird es viele angenehme Nückerinnerungen erwecken.

Bei der Fülle von Werken über die deutsche Litteratur muß jedes neue Buch dieser Art erst seine Existenzberechtigung erweisen. Es herrscht auf diesem Gebiet eine solche Ueberproduktion, daß man jeder neuen Erscheinung dieser Art mit berechtigtem Mißtrauen entgegentritt, zumal wenn sie den Charakter eines kurz zusammenfassenden Hand- oder Lehrbuchs trägt. Um so mehr scheint es geboten, auf ein Buch hinzuweisen, daß, obgleich es die Form einer kurzen Uebersicht hat, doch der Beachtung und Verbreitung durchaus werth ist. Es ist das *Mag Roch's Geschichte der deutschen Litteratur*<sup>1)</sup>. Der Verfasser, Professor an der Universität zu Breslau, hat es verstanden, die Masse der neueren Forschungsergebnisse in einem kleinen Raume zusammenzudrängen und giebt in einem kurzen Satze, oft nur in einem Worte, die Ergebnisse umfassender gelehrter Untersuchungen. Besonders werthvoll ist dadurch der die ältere Litteratur behandelnde Theil des Buches, aber auch für die späteren Perioden sind alle wichtigeren litterär-historischen Arbeiten verwerthet. Daß durch das Streben, möglichst viel Stoff in die einzelnen Sätze hineinzudrängen, bisweilen Schwerfälligkeit und

<sup>1)</sup> Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlags-handlung. Geschenkausg. 3 Mt.

Schwerverständlichkeit entsteht, ist bei der Ausführung einer Aufgabe, wie die hier gestellte, kaum zu vermeiden. Auch in den Urtheilen über manche neuere Dichter wird man vielfach anderer Meinung sein als Koch. Am wenigsten können wir uns mit seiner überschwänglichen Bewunderung der Musikdramen Richard Wagner's, in denen er gleichsam den Gipfel und Abschluß der neueren deutschen Litteratur sieht, einverstanden erklären; wenn wir auch zugeben, daß sie weit über den andern Operntexten stehen, so können sie, rein als Werke der Poesie betrachtet, doch auf keinen hohen dichterischen Werth Anspruch machen. Zu dem modernen Naturalismus nimmt Koch eine abwartende, wenn auch nicht sehr günstige Stellung ein; hier wäre ein entschiedenes Verwerfungsurtheil am Plage gewesen. Koch's Litteraturgeschichte kann Allen, die sich mit dem gegenwärtigen Stande der Forschung bekannt machen wollen, warm empfohlen werden und auch derjenige, der mit dem Entwicklungsgange der deutschen Litteratur vertraut ist, wird das Buch nicht ohne Nutzen und Belehrung zur Hand nehmen.

Mit der neuesten Litteratur beschäftigt sich eine beachtenswerthe Schrift von Siegmund Schulze: *Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas. Einige Kapitel zur vergleichenden Litteraturgeschichte.*<sup>1)</sup> Es werden darin die Hauptrichtungen der modernen Litteratur und ihre Vertreter in Frankreich, Rußland und Skandinavien behandelt, während Deutschland einer spätern Veröffentlichung vorbehalten bleibt. In einem einleitenden Kapitel spricht sich der Verfasser über den Zustand des Geisteslebens in der Gegenwart aus und gelangt dabei zu einem trostlosen Resultat; er findet, daß die Menschheit sich in einer Periode des Niederganges befinde und dem Abgrunde der Barbarei sich nähere, daß überall Zeichen tiefer Entartung sich kundthun. Man könne sich keinen größeren Contrast denken, sagt er, als den zwischen der hoffnungsfreudigen, den höchsten Zielen zugewandten idealen Stimmung der Geister am Ende des vorigen Jahrhunderts und der pessimistischen, an jedem höheren Ziele der Menschheit verzweifelnden, skeptischen und materialistischen Geistesrichtung am Ende des gegenwärtigen. Schulze sieht den Grund des geistigen

1) Halle a. S. Verlag v. C. A. Neammerer. 1 M. 20 Pf.

Niederganges unserer Zeit im Verschwinden des Glaubens an das Gute und dessen endlichen Sieg in der Welt, an das Ewige, an Gott. Wir können diesen Ausführungen nur vollkommen beipflichten. Ebenso treffend und wahr ist, was er über das Axiom der Modernen: man müsse die Wirklichkeit darstellen, und die damit verbundene neue Aesthetik sagt, sowie was er über den völligen Gegensatz zwischen der klassischen und modernen Litteratur auseinandersetzt. In zwei weitem Abschnitten führt Schulze dann überzeugend aus, wie der philosophische Materialismus die Grundlage der modernen Litteratur ist und wie sie ganz und gar von den Lehren des Darwinismus bestimmt und beeinflusst wird. Der Mensch ist ursprünglich Thier, das ist die Grundvoraussetzung dieser Litteratur und die Reste und fortwirkenden Elemente dieser Thierheit im Wesen und Handeln des Menschen nachzuweisen und darzustellen, betrachten die naturalistischen Schriftsteller als ihre eigentliche Aufgabe. Nachdem der Verfasser hierauf die Hauptvertreter des modernen Naturalismus kurz, aber treffend, meistens durch ihre eigenen Aussprüche charakterisirt hat, geht er auf die Heilmittel über, welche aus ihrer eigenen Mitte gegen die fortschreitende Entartung der Menschheit in Vorschlag gebracht werden. Es ist sehr lehrreich und für das tief in dem Menschenherzen wurzelnde Bedürfnis nach einem höheren Ziel, nach einem idealen Zwecke des Daseins bezeichnend, daß sogar diese modernen Naturalisten, welche die rücksichtslose Befriedigung der Begierde, die Herrschaft des thierischen Instincts als das eigentlich Menschliche verkünden, doch genöthigt sind, für das Menschendasein irgend einen Zweck aufzusuchen. Nach Aufführung der verschiedenen von den hervorragenden modernen Naturalisten proponirten Heilmittel zur Hebung der Menschheit geht Schulze näher auf Nietzsche's Philosophie der Geistesaristokratie ein, in der er mit Recht eine Reaction gegen die vom Naturalismus gezeugte Individualität des Menschen sieht. Er hebt die Schwächen dieser Theorie treffend hervor, urtheilt aber, unseres Erachtens, zu günstig über diese nach einer anderen Richtung ebenso wie der Naturalismus verderbliche, wahrhaft teuflische moderne Weisheit. Zum Schluß wird der Mysticismus als eine nothwendige, aber in seiner Entartung ebenfalls krankhafte Reaction gegen den Naturalismus behandelt. Dieser Abschnitt

fordert am meisten zu Bedenken und Einwendungen heraus. Das Wesen der deutschen Romantik am Anfange dieses Jahrhunderts verkennt der Verfasser vollständig; es aus Fr. Schlegel's Lucinde herzuleiten und zu erklären, ist ganz verkehrt. Auch daß die Hauptstätte der mystischen Romantik in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nicht in Deutschland, sondern in Frankreich gewesen sei, müssen wir durchaus beanstanden. Endlich scheinen uns die satanischen Poesien von Charles Baudelaire, Rollinat und anderer neuer französischer Autoren in jede andere Rubrik eher, als in die des Mysticismus zu gehören. Der religiöse Standpunkt des Verfassers ist ein ernster und wohlmeinender, aber etwas verschwommen und unbestimmt. Mit einem vagen Theismus wird man die gewaltige Macht des Materialismus und Naturalismus nicht erfolgreich bekämpfen, dazu bedarf es eines positiven, kraftvollen, gefestigten religiösen Glaubens. Die Darstellung ist oft etwas breit und weiterschweifig und leidet an manchen Wiederholungen. Aber die Schrift beruht auf sorgfältigen Studien, ist lehrreich und berührt angenehm durch ihre ernste Haltung. Wir empfehlen sie angelegentlich allen, die sich noch nicht völlig von den Theorien und Lehren des modernen Naturalismus haben berücken und umstricken lassen, zu aufmerksamer Lectüre und ernstem Nachdenken.

Es ist eine wahre Erquickung, wenn man, aus der miasmatischen Stidluft des modernen Naturalismus heraustretend, wieder einem Dichter von idealer Geistesrichtung begegnet. Der hervorragendste deutsche Humorist des letzten Menschenalters, Wilhelm K a b e, hat noch lange nicht die verdiente Anerkennung und Würdigung gefunden. Er hat sich in der langen Reihe seiner dichterischen Production, deren Zahl vielleicht zu groß ist, immer ernster und immer tiefer entwickelt. Nachdem er zuerst mit kleinen, meist historischen Erzählungen, in denen ein halb schalkhafter, halb ironischer Humor oft zur Erscheinung kommt, begonnen, hat er die Räthsel des Lebens, die Irrgänge des Menschenherzens, seine Beschränktheit und Größe in immer neuen dichterischen Werken mit tiefem, oft schwermüthigem Humor geschildert. In drei Bänden gesammelter Erzählungen<sup>1)</sup> stellt er jetzt seine früheren

1) Berlin, Verlag von Otto Fante.

kleinen Arbeiten zusammen. Der uns vorliegende erste Band enthält manche wohlbekannte Stücke, die man aber gerne von Neuem liest. Wir heben davon drei als besonders anziehend und für Raabe's Darstellung in der ersten Periode seines Schaffens charakteristisch hervor: die schwarze Galeere, das letzte Recht, aus dem Leben des Schulmeisterleins Michel Haas, in welch' letzterer Novelle der Erzählerton vom Anfange des vorigen Jahrhunderts vorzüglich getroffen ist. Aber auch die übrigen Erzählungen des Bandes sind des Lesens werth. Diese kurze Hindeutung auf das Erscheinen dieser Sammlung möge die Freunde ernster poetischer Lectüre, namentlich solche, die Raabe noch nicht kennen, auf sie aufmerksam machen; die ideale Tendenz und die sittliche Reinheit sind nicht ihr geringster Vorzug.

Einen ganz andern Charakter als diese Erzählungen zeigt Raabe's neuestes Werk: Die Akten des Vogelsangs.<sup>1)</sup> Der räthselhafte Titel bedarf der Erklärung. Der Vogelsang ist die ländliche Vorstadt einer kleinen Residenz und die Akten sind die Aufzeichnungen, welche der Oberregierungs-rath Karl Krumhardt über sein gemeinsames Jugendleben mit Belten Andres und Helene Trogendorff im Vogelsang unmittelbar nach dem Tode seines Jugendfreundes macht. Das Buch fängt eigenthümlich genug mit einem Briefe von Helene Trogendorff an den Berichterstatter an, worin sie ihm den Tod Belten's meldet. Dann erst beginnt die Erzählung von dem Leben im Vogelsang. Die Schilderung des Zusammenlebens, der thörichten Streiche, des Streites und der Wiederverföhnung von Belten und Helene sind meisterhaft, es ist ein wahres Sdyll, in das uns der Verfasser hineinversetzt. Aber auch der Uebermuth, die derbe Ausdrucksweise, die Auflehnung gegen jede Autorität bei den heranwachsenden Gymnasiasten, wie der Troß und Eigenwille des Mädchens sind vortrefflich aufgefaßt und mit bewunderungswürdiger Kunst zum Ausdruck gebracht. Auch die Eltern der beiden Knaben, die Frau Doctorin Andres und der Obersecretär Krumhardt sind wahre Prachtgestalten; jene, eine Frau von dem liebevollsten Herzen und phantasiereichem Kopfe, allen wunderlichen Einfällen und Handlungen ihres Sohnes bereit-

1) Berlin. Verlag von Otto Jante.

williges Verständniß entgegenbringend, dieser, ein braver und wohlwollender, aber allem Phantastischen von Grund aus abgeneigter Kanzleimensch, der kein höheres Ziel kennt, als seinen Sohn studiren zu lassen und dann eine höhere Stellung in der Beamtenhierarchie einnehmen zu sehen, als es ihm, dem Unstudirten, vergönnt gewesen. Auch der alte einfache Bürger Hartleben, bei dem Helenens Mutter, eine verdrehte Deutschamerikanerin wohnt, ist eine rechte Charakterfigur, ebenso die Frau Fechtmeisterin Feucht. Der eigentliche Held des Romans aber ist Welten Andres, dessen Wesen durch die Göthe'schen Verse bezeichnet wird: Ein leicht bewegtes Herz Ist ein elend Gut Auf der wankenden Erde. Diesen ganz eigenartigen Charakter hat Raabe mit wunderbarer Kunst dargestellt und mit fester Hand bis zu Ende durchgeführt. Von früh an sucht Welten durch Selbstironisirung sein Herz zu verdecken und zu schützen. Als der reichgewordene Vater Helenens seine Frau und Tochter nach Amerika zurückruft, da folgt er ihr später, denn die Liebe zu ihr erfüllt sein Herz. Als sie dann doch einen reichen Yankee heirathet, kehrt Welten zu seiner Mutter zurück. Er sucht durch Selbstverpottung und Ironisirung aller Empfindungen Göthes der den angeführten Versen vorausgehenden Mahnung: „sei gefühllos“ nachzukommen. Er verbrennt und verschenkt nach dem Tode seiner Mutter allen ihren Nachlaß, weil er kein Eigenthum auf Erden mehr haben will. Wer aber gefühllos und ohne Eigenthum auf Erden sein will, der hat auf ihr nichts mehr zu thun, dessen Herz ist gestorben. Und so geht denn der Idealist Welten zuletzt unter, in seinen letzten Stunden von Helene Trozendorff, die Wittve geworden, gepflegt. Diese Helene ist die unsympathischste Gestalt im Buche. Ein schwermüthiger, oft düsterer Humor durchzieht das Werk und wirkt nicht selten tief ergreifend. Die Darstellung ist etwas manirirt, Wiederholungen desselben Ausdrucks und mannigfache Umschreibungen sind dem Humor eigenthümlich. Es ist ein ernstes, tief sinniges Buch, diese Akten des Vogelsangs, keine Lektüre für jugendliche, hoffnungsfroh in die Zukunft blickende Gemüther. Aber Menschen gereiften Geistes, die das Wesen dieser Welt in der Schule der Erfahrung kennen gelernt haben, werden es mit theilnehmendem Verständniß lesen und nicht ohne ein Gefühl der Behmuth aus der Hand legen.

H. D.

\*

\*

\*

Bei der Redaktion der „Balt. Mon.“ sind ferner folgende Schriften zur Besprechung eingegangen:

- Krofer, E.,** Geschichte der griechischen Litteratur. I. Band: die Poesie. (Leipzig, Fr. W. Grunow).
- Verbeek, D.,** Der erste Beste. Die Neuenhofer Klucke. Maria Neander. Drei Erzählungen. (Leipzig, Fr. W. Grunow).
- Als der Großvater die Großmutter nahm.** Ein Biederbuch für altmodische Leute. Dritte vermehrte und verbesserte Aufl. (Leipzig, Fr. W. Grunow).
- Scharling, Henrik,** Junge Helden. Uffe Hjalms und Palle Svöves Thaten. Aus dem Dänischen von P. J. Willagén. (Bremen, M. Geinfius Nachfolger).
- Genfichen, D. F.,** Pfarrhausfegen. Eine Dichtung. (Berlin, A. Duncker).
- Kirchner, Lic. Dr. Fr.,** Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts. (Heidelberg, Gg. Weiß).
- Memoiren des Grafen Ernst von Münnich.** Herausg. von A. Jürgensohn. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger).
- Hörschelmann, D. F. Prof.,** Andreas Knopfen, der Reformator Rigas. (Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. Georg Böhm).



# Beilage

zur

## Baltischen Monatschrift.

---

**März 1896.**

---

Inhalt: Das Recht der Lords von Kingsale. Bal-  
lade von L. v. Schröder.  
Der alte Starck. Erzählung von Alexander  
Fjhrn. von Mengden.  
Kunstbriefe. VI. Von J. Norden.  
Litterarische Umschau. Von H. D.

---

**Nachdruck verboten.**



## Das Recht der Lords von Kingsale\*).

Ballade von L. v. Schröder.

Johann de Courcy, ein Ritter werth,  
Gar treu er war seinem Herrn,  
Kein Andrer schwang so gewaltig das Schwert,  
Kein Andrer schwang es so gern.

„Dem König Richard gehört mein Arm,  
Dem Löwenherzen mein Blut!“  
Für König Richard der Feinde Schwarm  
Zersprengte er lustig und gut.

Doch als König Richard sank dahin  
Und Herr ward König Johann,  
Der schlug in Banden mit argem Sinn  
König Richards treuesten Mann.

„Meinen Bruder Richard du liebtest sehr,  
Mit ihm nur wolltest du ziehn!  
Laß müßig feiern nun Schwert und Speer,  
Im Thurm nun traure um ihn!“

Zu Pferd, du thörichtester König Johann,  
Jetzt halte den Franken Stand!  
Zu streiten rücken sie dräuend heran  
Um das schöne Normannenland.

„Meinen besten Ritter send' ich Dir —“  
Der Franken König entbeut —  
„Stell Deinen besten, sie kämpfen hier,  
Entschieden sei es noch heut!“

---

\*) An dieses berühmte Recht, das sich seit vielen Jahrhunderten schon in der Familie der Kingsales fortgeerbt hat, wurden wir vor einigen Monaten erinnert, als die Kunde vom Tode eines Lord Kingsale durch alle Zeitungen ging.

Johann, du thörichte König Johann,  
Wie heiß die Neu' Dir erwacht!  
Du hast Deinen besten Rittersmann  
Geworfen in Kerkers Nacht.

Der König pocht an des Kerkers Thor:  
„Mich reuet, was ich gethan!  
Du guter Ritter, tritt eilig hervor,  
Zu fechten für uns auf dem Plan!“

Johann de Courey, ein Ritter gut,  
Das Wort er schweigend gewährt,  
Er setzt auf's Haupt sich den Eisenhut,  
Er schwingt sich gerüstet aufs Pferd.

Er wirft den fränkischen Rittersmann  
Gewaltigen Schwungs in den Sand:  
„Für Dich, mein König, ich hier gewann  
Das schöne Normannenland!“

„Nimm, edler Ritter, nimm Dank und Lohn  
Und fordre, was Dir gefällt!  
Was bieten ich kann von Englands Thron,  
Es sei Dir gewähret, Du Held!“

„So sei mir gewährt, vor Englands Herrn  
Zu stehn mit bedecktem Haupt,  
Und Söhnen und Enkeln in weitester Fern'  
Sei nimmer das Vorrecht geraubt.“

„Nimm hin die Gnade für ewige Zeit,  
Für Söhne und Enkel, nimm hin!  
Sie zeuge, das herrlichste Ehrenkleid,  
Von dem herrlichsten Ritterjün.“

„Und wer die Krone von England trägt,  
Sei stolz auf Dich und Dein Recht,  
Und laß es auch dauern unentwegt  
Fortab von Geschlecht zu Geschlecht.“





## Der alte Starck.

Erzählung von Alexander Freiherrn von Mengden.

### I.

Ich verbrachte meine Sommerferien im elterlichen Hause in der Hafenstadt N., die zu jener Zeit noch ein idyllisches Nest war und nur wenig an den stolzen Handelsplatz gemahnte, zu dem sie sich mittlerweile ausgewachsen hat. Ich war zwanzig Jahre alt und Student.

Die Kommilitonen weilten jetzt größtentheils fern und ganz leise nur schlug das Brausen der Welt an die Thore der Jugendstadt. Eigentliche Langeweile aber verspürte ich nie. Ich ging den Hafen hinab bis an die Molen, wo an deren steinernem Fuß in der frischen Salzlust die Wogen des heimathlichen Meeres brandeten, ich jagte im Stadtwalde nach Wildtauben oder am Strande nach Möven oder auch: ich schlenderte gemächlich durch die Gassen und Gäßchen der guten Stadt, die friedlich und traulich mit ihren Mauern und Gärten aus dem Grün unzähliger Linden emporspross, und liebäugelte verstoßen mit dem Farbenbände an meiner Brust.

So that ich auch an jenem schönen Juninachmittage, der mich mit dem alten Starck zusammenführte. In der sonnigen Schwüle, die über der Stadt ausgebreitet lag, sah ich im spärlichen Schatten der gegenüberliegenden Häuserzeile eine kleine vornübergebeugte Gestalt die Straße abwärts eilen. Die ungleichen, ruckweisen Schritte, die fahrigen Bewegungen der kurzen Arme, das Eigenthümliche

der ganzen Erscheinung: das konnte niemand anders als der alte Starck sein.

Ich eilte hinüber und ihm nach.

Der Alte schritt rüstig aus, den Kopf zur Erde gesenkt, in der Rechten einen schweren schwarzen Knotenstock, den er bei jedem Schritte wuchtig und klappernd auf das Pflaster stieß. Wie ich näher herankam, bemerkte ich, daß der dunkle langschößige Rock, den er trug, an den Näthen glänzte und die plumpen Stiefel an feinen Füßen gestickt waren. Das war auch früher schon so gewesen.

„Herr Starck!“, rief ich, „Herr Starck!“

Er hielt inne und wandte sich um, den Kopf seitwärts gekehrt, wie neugierig und erstaunt, daß ihn jemand anrede.

Ein besonderer, merkwürdiger Kopf mit einem weitläufigen, gelblich bleichen, von unzähligen Fältchen bedeckten Gesicht, aus dem unter hoher Stirn kleine, trübe Augen etwas mißtrauisch mich anblickten. Dann aber, wie ich meinen Namen nannte, leuchtete es in den Neuglein auf, pffiffig-freundlich und wehmüthig-vergnüglih und über dem breiten Lachen, welches den borstigen Schnurrbart in die Höhe hob, verschwanden sie fast ganz unter den Falten der Lider.

„Sie, junger Herr!“, stieß er mit starker, rollender Stimme hervor, welche einzelne Consonanten besonders auffällig betonte, und drückte mir herzlich die Hand: „Aus Dorpat zurück, was? und es geht gut?“ Er wies schlaue lächelnd auf meine bunte Mütze. „Na was frage ich! wenn man die frisch auf dem Kopfe hat, kann es einem nicht fehlen!“

Seine Neuglein bligten und er focht mit dem Stock aufgeregt umher.

„Wahrhaftig nicht!“ wiederholte er. „Sehen Sie, junger Herr, es sind an die fünf und vierzig Jahre her und doch ist es mir, als wäre es erst gestern, wie der Fernando Osten, mein liebster Freund — Gott habe ihn selig! — auf mich zutritt und die Freude leuchtet ihm von seinem braven Gesicht und er drückt mir von hinten her ganz sachte und versthohlen etwas auf den Kopf. Nun ich merkte ja gleich, daß es der neue Deckel war. Na, und was da folgte, der Zug in die Kneipe, und die Glückwünsche der andern, und von dort ins Weiße Roß . . .“

Der Alte hatte schnell und eifrig gesprochen, jetzt erlosch der Glanz in seinen Augen, er schwieg und fast beschämt senkte er den Blick zur Erde.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie mit alten Geschichten belästige,“ sagte er dann, mit einem eigenen, wehmüthigen Lächeln. Er reichte mir die Hand: „Ich muß gehn.“ Etwas wie Mitleid regte sich in mir. Ich mochte mich noch nicht von ihm trennen. Langsam gingen wir die Straßen hinab, bis wir vor einem unansehnlichen Hause, dessen Thür zwei uralte Linden beschatteten, stehen blieben. Ich kannte es wohl, denn im Erdgeschoß lag die Törnersche Conditorei, in der ich zuweilen vorsprach. „Hier wohne ich“, sagte mein Begleiter und deutete mit dem Knotenstock zum zweiten Stockwerk hinauf, wo am Giebel ein bescheidenes Fensterchen sichtbar war.

Wir klonnen die dunkle Treppe empor, die nur von der Bodenluke her einen schwachen Schimmer von Licht empfing. Der Treppe gegenüber lag eine Thür. Während der alte Starck sich auf die Zehen hob, um auf dem Gesimse nach dem Schlüssel zu tasten, ertönte von innen ein lautes freudiges Gebell. „Leda“, rief der Alte, und etwas Warmes, Juniges legte sich in den Ton dieses Wortes.

Wie er öffnete, sprang uns an der Schwelle eine hochbeinige gelbgefleckte Hühnerhündin stürmisch entgegen und an dem alten Starck empor, dessen Gesicht und Hände sie winselnd zu lecken suchte. „Kusch Dich, Leda, kusch Dich,“ wehrte dieser die Liebeskosen mit liebevoller Strenge ab, „was soll der fremde Herr von Dir denken!“ Das Thier gehorchte, wandte sich mir zu und knurrte leise und mißtrauisch.

Ich schaute mich um. Ein kleines, halbleeres Gemach, das von Verwahrlosung sprach und in dem wohl nur selten ordentlich aufgeräumt wurde. Die Fenster halb erblindet, Wände und Decke, die ursprünglich weiß getüncht waren, jetzt grau und bröckelnd. In der Ecke ein schmales tannenes Bett, einige Strohstühle, ein roher Tisch, auf welchem Massen von Papier, weißer und farbiger Pappe und verschiedene Buchbinderwerkzeuge ausgebreitet lagen, daneben ein dürftiges Gestell mit Büchern und Folianten in braunen kalbsledernen Einbänden, — Ueberreste einer Familienbibliothek, wie

es schien. Das war die ganze Einrichtung. Oder doch nicht, denn über dem Bett war ein Kieffell gespannt, von welchem herab an Nägeln ein alter, aber gut gehaltener Vorderlader und daneben, sich kreuzend, ein verrosteter Schläger mit großem farbigem Korbe und eine kurze Pfeife mit angeräuchertem Kopf hingen. Die Krönung bildete eine altmodische Studentenmütze von jener breit-schirmigen und massigen Form, wie sie vor fünfzig Jahren in Dorpat beliebt war. Ihr ursprüngliches Grün hatte das Alter bis zu einem lichten Gelb verwittert, und die Rundung war von unzähligen Landesvätern zerfetzt. Wie etwas Ehrwürdiges grüßte sie von ihrer Höhe in den öden unwirthlichen Raum.

Der Alte war meinen Blicken gefolgt, nun lachte er mit seinem besonderen, gutmüthigen, fast kindlichen Lachen; „Etwas öde, nicht? Doch so wie Sie's hier sehn, wohne ich schon so manches Jahr, ich mit meiner Leda. Nun, und man gewöhnt sich schließlich und dankt Gott, daß ein Unterschlupf für uns da ist.“ Er sprach nicht klagend, nicht unzufrieden oder verbittert, sondern so, als ob sich alles von selbst verstände. „Und dann,“ fuhr er fort, „auch dem Förner unten habe ich viel zu danken, er giebt mir das Zimmer hier ja halb umsonst. Ein braver Mann, Gott vergelte es ihm. Mit dem Pappen und Kleistern da,“ — er wies auf den Tisch — „käme ich nicht weit.“

„Ein wenig Grün habe ich hier auch“, begann er nach einer kleinen Pause wieder und trat an das Fenster, von dem sich ein freundlicher Ausblick auf den von Linden und Obstbäumen bestandenen Hausgarten bot. „Ich freue mich täglich dran und Nachmittags schleicht sich wohl auch ein Sonnenstrahl in meinen Winkel. Das ist ja hübsch, obwohl . . . obwohl nur ein schwacher Ersatz für einen, für den es nichts Schöneres gab, als in Wald und Busch umherzustrifen.“ Er seufzte leise.

„Sie waren Jäger?“ fragte ich theilnehmend.

„Das wollte ich meinen, Her—r—r.“ Die Stimme des Alten nahm einen energischen Klang an, der das „r“ dumpf rollen ließ. „Und ein richtiger Jäger, denke ich.“ Er deutete auf das Gewehr an der Wand. „Wo und wohinterher sind wir Beide nicht gewesen? Die Leda freilich, es ist schade um das junge Thier!

Ich jage fast garnicht mehr, es giebt so wenig zu schießen hier, und dann — man wird alt . . . .“

Er klopfte der Hündin, deren Augen auf ihren Herrn gerichtet waren, leise und bedauernd den schönen Kopf. Es fiel mir auf, wie ungepflegt und mager das Thier war, aus dem dürren Leibe sahen die Rippen deutlich hervor. Und dann dachte ich, wie so gut die beiden, Herr und Hund, zusammenpaßten, dem Aeußern sowohl als dem Wesen und dem erstaunlichen Maaße gegenseitigen Verständnisses nach, das sie für einander an den Tag legten, ja, wie sie sich, so zu sagen, ähnlich sahen.

„Sehen Sie, die Leda hat einen Stammbaum, um den sie manches Rennpferd beneiden würde,“ nahm der Alte das Gespräch wieder auf, „so leicht und mühelos läßt sich ihr Ursprung verfolgen viele Generationen hindurch. Den Urgroßvater, Konto hieß er, habe ich noch selbst in Dorpat besessen.“

„Wie lange ist das her, Herr Starck?“ fragte ich erstaunt.

„O, an die fünfundzwanzig Jahre.“

Ich rechnete in Gedanken nach. Vor fünfundvierzig Jahren war er auf die Universität gekommen und vor fünfundzwanzig befand er sich noch immer dort. Eine hübsche Zeit. Also gegen zwanzig Jahr mußte er studirt haben.

„Und nun erzählen Sie mir etwas aus dem alten Dorpat,“ unterbrach mich Starck in meinem Gedankengang. In seiner Stimme lag eine sehnüchtige, erwartungsvolle Wärme. Er zog mich auf einen Stuhl nieder und setzte sich dicht neben mich auf den anderen und zugleich legten im Zimmer.

Gerne folgte ich seiner Aufforderung und während ich die Schleusen meiner jugendlichen Beredsamkeit öffnete, hingen die Blicke des Alten gespannt an meinen Lippen und in seinen Augen war ein eigenes Sprühen und Leuchten, wie von mühsam unterdrückter freudiger Aufregung. Nie hatte ich einen dankbareren Zuhörer gehabt. Beim Abschiede drückte er mir warm die Hand, und in seinen Augen schimmerte es feucht. „Ich danke Ihnen, ich höre so gern etwas vom alten Dorpat!“

## II.

Es war nicht gerade Günstiges und Ermunterndes, was ich inzwischen über den alten Starck erfuhr, daß er trotz seiner grauen

Haare nur ein verbummelter Student, daß man nicht wisse, wovon er lebe, daß er in schlechter Gesellschaft verkehre, gern trinke und eine gänzlich isolirte Stellung einnehme. Ich mochte nicht daran glauben, es schien mir gehässig oder doch übertrieben. Und wenn die Menschen auch hie und da Recht hatten, was kümmerte es mich? Lachend übersprang ich im Gefühle meiner studentischen Souverainität die Schranken, welche man zwischen ihm und mir aufrichten wollte, und ich war seitdem ein häufiger und gern gesehener Gast in der Törnerschen Dachstube.

Gerne entfinne ich mich der stillen und gemüthlichen Stunden, die ich in der Gesellschaft des alten Starck zubrachte, und der Unterschied in unseren Jahren that der Eigenartigkeit unseres Verkehrs in meinen Augen nicht allein keinen Abbruch, sondern fügte ihm auch einen besonderen Reiz hinzu. Der Hauch eines gewissen weltfremden Behagens schien von den verräucherten Wänden der vergessenen Bodenklaufe auszugehen, wenn wir friedlich dort oben bei einander saßen, während Leda, die mich längst nicht mehr ankurrte, zu unseren Füßen schlief. Dann klebte und pappte der Alte an seinen Kästchen und Kartons, meine Blicke folgten den Bewegungen seiner Hände und ich überließ mich dem leichten Geplauder über irgend welche gleichgültige Dinge, in das mein Wirth nur hin und wieder kurze Bemerkungen mischte. Er war überhaupt wortkarg und zurückhaltend, der alte Starck, nur wenn die Rede auf Dorpat kam, wich sein einsilbiges Wesen einer erfreulichen Beredsamkeit, dann veränderte sich sein ganzes Wesen und mit blitzenden Augen und schallender Stimme begann er von seinen eigenen Burschenjahren zu berichten, anschaulich, lebendig, oft mit dem eindringlichen Humor wehmüthiger Selbstironie. Merkwürdig nur, daß sein ganzes Fühlen, Denken und Erinnern so ausschließlich in der alten Mufenstadt zu wurzeln und sich in ihr zu vereinigen schien, während er seiner persönlichen Schicksale und der Ereignisse seines eigentlichen Manneslebens kaum anders als mit einem flüchtigen Worte gedachte.

Wir war es längst kein Geheimniß mehr, in welchen Verhältnissen der alte Starck lebte, daß er oft hungerte und darbte und mit seiner Hände Arbeit kaum das Nothwendigste erübrigte. Andererseits begann ich die Erzählungen der Leute über seinen

Lebenswandel für eitel Klatsch zu halten. Der alte Mann fristete ein völlig stilles und zurückgezogenes Dasein, er verkehrte fast mit Niemandem und trinken hatte ich ihn nie gesehn. Man that ihm Unrecht, gewiß: er war nur arm, einsam und glücklos.

Als man nun vollends von verschiedener Seite über meinen Verkehr mit dem Alten zu sticheln begann, trat ich mit Wärme für den Angegriffenen ein und fertigte die Spötter energisch ab.

So fühlte ich mich allmählich in eine Beschützerrolle hineingedrängt, die meiner jugendlichen Eitelkeit wol gefiel und zu der mich das Interesse, das ich an meinem neuen Bekannten nahm, auch zu befähigen schien. So viel in meinen Kräften stand, suchte ich es auch practisch zu bethätigen. Ich verschaffte dem alten Manne in einem befreundeten Hause einige nothdürftig besoldete Aushülfsstunden, ich vermittelte mit Hilfe eines Kommilitonen, dessen Vater Kaufmann in der Stadt war, den flotteren Absatz seiner Papparbeiten und so manche Cigarre aus dem väterlichen Vorrath fand in der Törnerschen Dachstube Ziel und Zweck ihrer Bestimmung.

### III.

Eines Nachmittags saßen wir wieder nach alter Art beisammen. Ein Sonnenstrahl war durch das Fenster geglitten und funkelnd auf dem alten Schläger haften geblieben, dessen Klinge er in flüssiges Silber tauchte. In der besonderen Beleuchtung erregte die Waffe meine Aufmerksamkeit. Ich nahm sie vom Nagel und betrachtete sie sorgfältig. Die rostige, nur noch schwach in den Nieten haltende Klinge aus bestem Stahl war ungemein breit und an ihrem oberen Theil mit schönen Damascirungen bedeckt, der Korb unbequem und von altmodischer Form, das Ganze auffallend schwer — eine sogenannte Plempe.

„Führten Sie zu Ihrer Zeit immer so wuchtige Waffen?“ forschte ich und ließ den leise ächzenden Schläger durch die Luft sausen.

Der alte Starck schaute von seinen Kästchen und Kartons auf und nickte zerstreut. Dann trat er schnell hinzu, nahm mir die Waffe aus der Hand, besichtigte sie, putzte an der Klinge und hing sie vorsichtig an ihren gewohnten Platz. Doch kehrte er

nicht zu seiner Arbeit zurück, mit gesenktem Haupte blieb er vor mir stehn und seine Lippen murmelten etwas. „Bald vierzig Jahre!“ vernahm ich undeutlich, „und fast hätte ich es vergessen.“ Ein Ausdruck kummervollen Vorwurfs trat auf seinem Antlitze hervor und er schüttelte den Kopf. Dann erinnerte er sich meiner und schreckte auf.

„Entschuldigen Sie,“ sagte er leise, „ich werde Ihnen seltsam vorgekommen sein. Die da oben ist Fernando's Klinge, Fernando Ostens, Sie haben ja durch mich von ihm gehört. Nun, mit jener Waffe in der Hand ist er gefallen. Wer hätte das denken können: er, der beste Schläger des alten Dorpat, gegen einen täppischen Wilden! Freilich, tollkühn war der Fernando immer und an jenem Tage einfach unsinnig. Es war, als ob er die Gefahr herausforderte, wie die Kage mit der Maus spielte er mit dem Gegner. Parirte fast garnicht, fing die Hiebe mit dem Helme auf oder ließ sie durchpfeifen. Nun, und der andere — man kann ihm das nicht verübeln — wird fuchswild, auch fürchtet er für seine eigene Haut und das mit Recht. So haut er drauf los, daß die Funken stieben, einerlei wohin, immer trach! trach! trach! Und da mit einem Mal saust es herein, mit der ganzen Breite der Klinge saust es herein — und dann ein unheimliches Zischen, ein Pfeiffen, — nur mit Mühe fange ich einen zweiten wüthenden Hieb auf, denn ich natürlich sekundirte dem Fernando. Aber er hatte schon am ersten genug. Er taumelt, stürzt, wir fangen ihn auf, schleppen ihn ans Fenster auf die Bank. Der Flicker auch gleich heran und ihn untersucht. ‚Furchtbare Blutung! Lungenhieb, tödliche Abfuhr,‘ meint der Arzt, wie er die zerschnittene Ader unterbindet und den Verband anlegt, ‚Schlechte Aussichten!‘ Und nun zurück mit dem sterbenden Freunde auf dem stoßenden Wagen, acht Werst zurück in die Stadt! O, die Fahrt, ich vergesse sie nie! Wie wir unser Quartier endlich erreicht haben und ihn ganz sachte, sachte die Treppe herauf tragen, da löst sich der Verband und das Blut fließt auf's Neue, stärker, stärker, im Bogen, wie eine Fontaine spritzt es heraus! Diesmal half keine Nadel und kein Lappen. Noch in der Nacht starb er in meinen Armen, mein armer Fernando, mein...“ Er vollendete nicht, sondern trat an sein Bett und zog unter dem Kopf-

kissen ein einfaches dunkles Lederpolster hervor. „Sehn Sie, auf dieses Kissen hatten wir sein Haupt gebettet, da er verschied. Die dunkeln Flecken hier und dort sind Blutstropfen aus seiner Todeswunde. Die Zeit hat sie nicht tilgen können, ebensowenig wie der Tod unsere Freundschaft. Die Klinge da und jenes Kissen hier nahm ich aus Fernando's Hinterlassenschaft an mich. Seit Jahren ruhe ich darauf und,“ setzte er mit flüsterndem Tone hinzu, „ich närrischer Kerl bilde mir ein, daß der Lappen Leder die Gemeinschaft zwischen uns aufrecht erhält . . .“

„Sie haben viel an ihm verloren?“ fragte ich, innerlich erschüttert und mit dem Gefühle, etwas recht Einfältiges, weil Selbstverständliches, gefragt zu haben.

Er hob die Augen und sah mich halb erstaunt, halb verständnißlos von der Seite an. „Verloren, viel verloren, meinen Sie? O, ja! Einen guten Theil meines Selbst, und ich habe es nie wiedergefunden.“

Er brach jäh ab und begab sich mit unsicheren Schritten an seinen Tisch zurück, wo er laut und übereifrig zu hantiren begann — —

\* \* \*

Wie ich, in Gedanken versunken, die enge dunkle Treppe niederstieg, sah ich am Eingang der Conditorei Törner stehn, der sich etwas in der Thür zu schaffen machte. Er war ein stattlicher, hübscher Mann mit hellen Augen, rothen Wangen und strohblondem Schnurrbart.

„Ah, Freundschaft mit dem alten Starck geschlossen!“ begrüßte er mich in seiner munteren Weise, welche Worte und Sätze knapp und lärmend hervorstieß. „Habe Sie oft nach oben gehen sehn. Sich amüsirt mit dem närrischen Kautz, was? Ihr Gaudium gehabt mit dem alten Knaben?“

Es ärgerte mich. „Ich wüßte nicht, was Ihnen das Recht giebt, in diesem Tone über Herrn Starck zu reden,“ brauste ich auf.

Törner schien etwas verdußt, ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen.

„O, nichts krumm nehmen,“ meinte er freundlich, „nicht ungemüthlich werden. Werden mir doch erlauben, nach meinem alten Miether zu fragen oder was man so Miether nennt, ha ha!

Hat jetzt freilich seine solide Zeit, wird dann traurig und das steckt an. Sollten ihn aber sehn, wenn der Rosenfeld da ist und ihm auf die Beine hilft," und er machte die Bewegung des Trinkens.

Ich sah mir den Mann genauer an. Aus seinen offenen Augen sprach unverkennbares Wohlwollen und ich hatte Beweise, daß er es mit dem alten Einsiedler oben gut meinte. Zugleich fiel mir ein, was man in der Stadt über Starck redete und daß der reichgewordene Tischlermeister und jetzige Möbelfabrikant Rosenfeld grade nicht zur besten Gesellschaft zählte. Ein höchst unangenehmes Gefühl überkam mich und ich empfand die Neigung zu widersprechen.

„Das kann nicht sein," entgegnete ich, „ich weiß genau, Herr Starck trinkt nicht. Es sei denn," fügte ich etwas unsicher hinzu, „daß man besondere Künste anwendet, um . . ."

Törner lachte grade heraus. „Künste! Der kommt immer freiwillig. Abwarten. Na, adieu!" und mit munterem Gruß verschwand er in der zur Conditorei führenden Thür.

#### IV.

Einige Tage später fand ich den alten Starck am Arbeitstisch, wie er roth und erregt mit einem groben Bleistift auf der rauhen Platte rechnete. Bei meinem Eintritt sprang er auf und zeigte mir ein aufgeräumtes, ja strahlendes Gesicht. Der borstige Schnurrbart war kühn in die Höhe gestrichen, die Lippen schmunzelten und in der Haltung der kleinen Gestalt lag etwas Freies und Frisches, wie ich es bisher an ihr noch nicht wahrgekommen hatte.

„Ein Glückstag!" begrüßte er mich mit festem Handschlage und jenes kindliche Lächeln, das mich immer rührte, flog über die verrunzelten Züge. „Denken Sie Sich, ich bin heute ein reicher Mann." Er deutete auf die Brusttasche. „Baare dreißig Rubel stecken drin, viel gutes schönes Geld. Der Schmechmann auf dem Markt hat mir für die Kästchen und Kartons sehr gute Preise gezahlt; es sei große Nachfrage," meinte er. „Und dann ist auch das Monatshonorar für die griechischen Stunden eingeflossen, alles an einem Tage!"

Er stürmte im Zimmer hin und her, blieb dann vor mir stehn und blinzelte mich listig an. „Da habe ich nun gerechnet und gerechnet, wie ich das viele Geld am besten eintheile. Ich habe Schulden. Da ist der Törner unten, der auf Miethe und Kostgeld wartet; nun mit dem mache ich es später ab, — und Schuhster und Wäscherin und noch mancher andere.“ Er sprach geschäftig und athemlos, als wäre ihm ein unerwartetes Glück widerfahren und er wisse sich nun damit noch nicht abzufinden. Dann griff er hastig nach Mütze und Knotenstock. „Sie verzeihn, doch ich muß gleich bezahlen gehn. Das nimmt Zeit und seine Schulden kann man nie früh genug los werden. Ja, ja, Leda,“ sprach er auf den Hund ein, der klugen Auges zu ihm emporsah, „natürlich fällt heute auch für uns was ab, wollen uns einen guten Tag machen. Komm nur, komm, mein Thier.“

Mit fast jugendlicher Gelenkigkeit eilte er die Treppe hinab. Draußen verabschiedeten wir uns und theilnahmvoll schaute ich ihm nach. Das Haupt fast kühn erhoben, mit klirrendem Knotenstock und weitausgreifendem Schritte, die treue Leda an der Seite, ging der kleine Mann dahin, wie ein Feldherr, der in einen siegreichen Kampf schreitet. Wie viel Kindliches und Naives, wie viel Ehrliches und Zuverlässiges lag in diesem Wesen! Wieder war ich geneigt, Törner und den anderen nicht zu glauben — —

## V.

Die Ferien gingen ihrem Ende entgegen. Von einem Ausfluge zu Verwandten zurückgekehrt, gedachte ich nur meinen Koffer zu packen oder vielmehr von sorglichen Mutterhänden packen zu lassen und wiederum dem Quell der Wissenschaft zuzueilen, den ich bisher nur ganz aus der Ferne hatte sprudeln hören. Ich stattete meine Abschiedsbesuche ab und vergaß natürlich meinen alten Freund und Schützling nicht. Es befremdete mich, daß ich ihn nicht zu Hause fand, obwohl er um die Mittagsstunde sonst nicht auszugehen pflegte.

Am Abend besuchte mich der Kommilitone, mit dem ich die Reise nach Dorpat antreten wollte und wir kamen überein, bei Törner eine Partie Billard zu spielen. Das Billardzimmer lag links vom Buffet, an das sich ein paar Speise- und Leserräume

schlossen. Von dort her erscholl bei unserem Eintritt durch die halboffene Thür lautes Gelächter, Gläserklang und wirres Durcheinanderreden. Es ging dort offenbar hoch her. Törner, der seine Gäste immer selbst bediente, lief mit Gläsern, Flaschen und Tellern ab und zu.

Während wir unsere Partie spielten, schien drüben die Fröhlichkeit zu wachsen. Eine Vermuthung stieg plötzlich in mir auf. Ich fragte Törner, der am Buffet Vrog bereitete, nach der lustigen Gesellschaft.

Törner schmunzelte unter seinem gelben Schnurrbart. „Der Rosenfeld und seine Bande,“ sagte er vergnügt und in einem Tone, als ob sich das von selbst verstände. „Da geht es immer fidel zu.“ Er goß Cognac in die dampfenden Gläser und meinte mit einem launigen Seitenblick: „So treiben sie's schon seit vorgestern. Mein alter Miether ist einer der Lustigsten.“

Ich schaute ihn ungläubig an.

„Warum sollte er nicht!“ meinte Törner pffiffig. „Sagte ich's Ihnen nicht?“ Er horchte auf und legte den Finger auf die Lippen. „Hören Sie nur, da erzählt er eben eine Geschichte.“

Vom Buffet aus ließ sich, da die Thür grade geöffnet war, die im Nebenzimmer versammelte Gesellschaft deutlich überschauen. Ich traute meinen Augen kaum. In der hell erleuchteten Stube an dem mit zahlreichen Flaschen und Gläsern besetzten Tische, saß der alte Starck, die Arme aufgestützt, die Beine bequem von sich gestreckt, eine Cigarre im Mundwinkel, inmitten einer ihm eifrig lauschenden und lärmend zuschauenden Runde und seine tiefe rollende Stimme tönte vernehmbar zu mir herüber.

„Also wie ich Ihnen sagte, Her . . . rn. Ich sitze da in meiner Kneipe. Bornehm sah ich nie aus . . .“

„Nicht zu bescheiden, Starckchen,“ mahnte sein Nebenmann, ihm vertraulich mit der fetten, beringten Hand auf die Schulter klopfend. Ich erkannte Rosenfeld. Sein rothes gedunsenes Schlummergesicht erglänzte wie der Vollmond und unter der goldenen Brille hervor, die ihm ein grotesk-gelehrtes Ansehn verlieh, sahn ein paar kleine, verschwommene Augen gutnützig verschmigt in die Welt.

„Nicht unterbrechen,“ schrie ein anderer.

„Stille, Herren,“ kommandirte Starck. „Also ich sitze da und es treten drei Fremde ein. Die Fremden wollen mich provoziren. „Höre,“ fragt der eine und guckt mich an, „bist Du ein Schneider?“ „Nein,“ sagte ich ruhig. Darauf der Zweite: „Bist Du ein Schuster?“ „Nein.“ Nun kommt der Dritte: „Bist Du ein Schlachter?“ Da springe ich auf. „Ja,“ sage ich, „ich bin ein Schlachter und verstehe Dohsen jeder Art vor den Kopf zu hauen.“

Brüllender Beifall erscholl ringsum. „Bravo! gut gegeben! da capo!“ Rosenfeld schob ihm gemächlich ein großes Glas Cognacrogg zu. „Prosit, Ihr Wis soll leben, alter Junge.“ Der Alte liebäugelte mit dem Getränk, ehe er das Glas an die Lippen setzte und mit gewaltigem Zuge zur Hälfte leerte.

„Starck, noch eine Geschichte!“ mahnte Rosenfeld.

Der Angeredete warf den Kopf herum, aber langsam, fast verächtlich, und wie er nun um sich schaute, schien er sich auf die Gesellschaft zu besinnen. „Ich mag nicht,“ knurrte er.

„Machen sie keine Geschichten,“ drängte Rosenfeld zärtlich, was trinken wir unterdessen?“

„Ich stimme für Rothwein,“ schlug der Nachbar zur Linken vor, ein dürrer junger Mann mit spärlichem Kinnbart und schreiend buntem Slips, offenbar ein Advokatschreiber.

„Rothwein, ja natürlich,“ rollte Starck, der die Regung von vorhin überwunden hatte und nun ganz im alten Fahrwasser schwamm. „Rothwein ist für alte Knaben eine von den besten Gaben! Her damit!“ Er kippte leicht mit dem Kopf vornüber, richtete sich aber sofort wieder empor.

„Törner, eine Flasche!“ bestellte Rosenfeld.

„Schmeckt gut und ist frei,“ warf der Schreiber gegen Starck gewandt ein.

Der Alte maß den Borwizigen mit einem kurzen und unwilligen Blick und setzte sich in Positur: „Seht Herren . . .“

„Ruhe!“ rief der Möbelfabrikant in den Lärm hinein, „es kommt.“

„Da hatte ich mich also mit einem veruneinigt. Schickt der mir eine Forderung, einen dummen Jungen wie man's nennt. Nun, der die Botschaft auszurichten hat, tritt sehr aufgeblasen

und anmaßend auf mich zu und sagt zu mir so von oben herab: „Höre, der und der schickt dir einen dummen Jungen.“ Da kneife ich die Augen zusammen, lege die Hand über die Stirn — seht so — fixire ihn und sage ganz ruhig: „Ich sehe ihn.“ Der Erzähler starrte mit nicht mißzuverstehender Beziehung dem Schreiber in's Gesicht.

Wieder erhob sich lautes Gelächter. Nur der Schreiber stimmte nicht mit ein, er war blaß geworden und musterte seinen Nachbar mit tückischem Blick. „Was haben sie damit sagen wollen?“ fragte er plötzlich und erhob sich drohend. Der alte Starck erwiderte nichts; in sich zusammengesunken, mit geschlossenen Augen, saß er auf dem Stuhle da. Er schien völlig berauscht.

In demselben Augenblick wechselte ich mit dem Kommilitonen, der bereits durch mich von dem alten Starck erfahren, ein Zeichen des Einverständnisses und gleichzeitig überschritten wir die Schwelle des von Weindunst und Tabacksdampf erfüllten Zimmers. Drinnen wurde es bei unserem Eintritt plötzlich still; überrascht schauten die Zecher empor. Auf den gerötheten Gesichtern malte sich Unwillen über die Störung, Ausrufe wurden laut, im Hintergrunde schlug jemand mit seinem Glase dröhnend auf den Tisch und der Schreiber trat auf mich zu und fragte frech: „Was wünschen Sie hier?“

Ich schob ihn schweigend zur Seite und trat an Rosenfeld heran, der in diesem Kreise die meiste Autorität zu genießen schien und mich unter seiner goldenen Brille hervor überrascht, aber nicht unfreundlich musterte.

„Ich bitte der Störung wegen um Entschuldigung,“ sagte ich höflich, aber bestimmt, „doch werden Sie zweifellos mit mir einer Meinung sein, daß mein Bekannter,“ — ich deutete auf den alten Starck — dringend der Ruhe bedarf und nicht mehr in eine Gesellschaft gehört. Ich hatte Rosenfeld an der richtigen Stelle gefaßt. Langsam und mit einiger Mühe beugte er seinen dicken Körper zu dem Schlafenden herab und klopfte ihm sanft auf die Schulter. „Was ist Ihnen, Starckchen?“ Und als keine Antwort erfolgte: „Ja, ja, Sie haben Recht. Schade, er war heute so gut aufgelegt. Wollen ihn zu Bett schaffen, ich helfe Ihnen.“

Der Alte fuhr plötzlich auf und sah mit leerem, glasigem Blick umher. Als er mich erkannte, nahm sein Auge einen furchtsamen, fast entsetzten Ausdruck an und er lallte ein paar unverständliche Worte. Widerstandslos ließ er dann alles mit sich geschehen, als wir ihn mit Rosenfelds Unterstützung die enge Treppe empor geleiteten und unter Leda's kläglichem Gewinsel zu Bett brachten.

## VI.

Es ging bereits gegen Abend als es an die Thür meines Stübchens klopfte. Auf mein Herein öffnete sich die Thür und der alte Starck erschien auf der Schwelle. Wie hatte er sich verändert! Kleiner und dürftiger als je zuvor erschien mir seine Gestalt, die Augenlein lagen tief eingesunken in den Höhlen und trübselig hingen die grauen Strähne des Schnurbarts über die faltigen Mundwinkel. Er machte einige Schritte vorwärts und blieb dann, auf den Stoß gestützt, mit bittender Miene stehn. „Ich komme von wegen gestern Abend,“ begann er stockend, „es ist mir leid.“

Mich durchzuckte ein bitteres, fast widerwilliges Gefühl gegen den Alten, da ich des Auftritts bei Törner gedachte. Doch peinlicher noch berührte mich die demüthige Entschuldigung aus dem Munde des Greises. Ich wehrte ab.

„Nein, nein,“ wiederholte er bestimmt, „es ist mir leid. Und damit so etwas nicht wieder vorkommt, habe ich dem Törner gekündigt.“

Die Bitterkeit in meiner Seele schwand dahin und ich empfand nur herzliches Mitleiden für den Alten. „Haben Sie eine neue Wohnung gefunden?“

„Ja, dort irgend wo zur Stadt hinaus, an der Düna. Grade genug zum unterkriechen für mich und die Leda.“

Mit scharfer Kralle scharrte es draußen an der Thür. Froh, das peinliche Gespräch abbrechen zu können, sprang ich auf und öffnete. Mit einem mächtigen Satz schoß Leda herein und begrüßte, an mir vorüberstürmend, winselnd ihren vermißten Herrn.

In dem alten Starck schien etwas vorzugehen. Bald sah er zur Seite, bald auf mich und rückte unruhig auf seinem Stuhle hin un her.

„Sie reisen morgen?“ fragte er endlich gepreßt.

Ich nickte.

Der Alte sah vor sich nieder, dann sagte er zögernd: „Wer weiß, ob uns noch ein Wiedersehen vergönnt ist... Und doch ist es mein sehnlichster Wunsch, daß Sie mich richtig beurtheilen... Wollen Sie, junger Freund, wollen Sie mir ein Stündchen schenken, damit ich Ihnen erzähle, wie es mir im Leben ergangen?“

Ich erwiderte nichts, aber aus meiner Miene las er die Zustimmung.

Der Alte stützte, wie um seine Gedanken zu sammeln, den grauen Kopf in die Hände und starrte eine Minute lang vor sich hin. Dann begann er leisen Tones. — —

\* \* \*

Ich bin hier in der Nähe geboren und aufgewachsen, als Sohn eines landischen Pastors, unter vielen Mädchen der einzige Knabe. Mein Vater war ein einfacher, strenger und frommer Mann von hohem Pflichtgefühl, und in diesem Geiste suchte er auch mich zu erziehen. Nach dem übereinstimmenden Wunsche der Eltern sollte ich in seine Fußstapfen treten, Theologie studieren und wenn möglich einst dieselbe Kanzel besteigen, von der herab er sonntäglich seine schlichten und eindringlichen Predigten hielt. —

Ich war ein geweckter Junge, eindrucksfähig und voll Phantasie, und lernte leicht. Anfangs leitete der Vater selbst meinen Unterricht, später wurde ein Hauslehrer in's Pastorat genommen und ich erhielt in dem Sohn unseres Patronats- und Majorats Herrn, Baron Osten, einen Mitschüler und Kameraden, mit dem mich, so lange er lebte, innigste Bande der Freundschaft verknüpft haben. Ferdinand, oder wie ich ihn mit seinem Spitznamen von Dorpat her zu nennen gewohnt bin, — Fernando übertraf mich, wenn auch nicht an Begabung, so doch an Ausdauer, Eifer und Fleiß. Was seine Character- und Herzenseigenschaften anging, so habe ich keinen biederern und treuern Menschen gekannt und ein Zug ritterlicher Kühnheit erhöhte noch den Reiz seines Wesens. Was war er auch äußerlich für ein schöner Junge! Blond, hoch und schlank gewachsen, mit ausdrucksvollen Zügen, ein Meister in allen Leibesübungen! Wie die Tanne den Wachholder, so überragte er mich und es war kein Wunder, daß er in Allem und Jedem auf mich, den schwächer gearteten, einen starken und wohlthätigen Einfluß ausübte der mir leider nur zu früh verloren gegangen ist.

Wir sollten beide in Dorpat studieren. Fernando ging schon ein Jahr vor mir dahin ab, während mein Vater es für gut fand, mich noch für ein Jahr auf das Gymnasium nach M. zu schicken. Dann kam die Zeit, wo auch mich die alma mater in die Schaar ihrer Jünger aufnahm.

Nun, Sie werden aus meinen früheren Mittheilungen erfahren haben, daß ich ein frischer und fröhlicher Student gewesen bin. Aus dem Zwange der Schule befreit, ging mir in Dorpat ein ungewohntes, verlockendes Leben auf. Die neuen Eindrücke und die Pflichten der Landsmannschaft nahmen mich bald ganz gefangen, das Gefühl meiner jungen akademischen Freiheit ging mir über alles und Burschenlust und Burschenleid habe ich aus vollen Zügen genossen. Ich würde das nimmermehr bedauern, wenn ich Maß zu halten und meine Zeit richtig einzutheilen verstanden hätte. So aber arbeitete ich wenig und planlos und die Kollegia sahn mich nur selten. Von völligem Müßiggange rettete mich Fernando, mit dem zusammen ich wohnte und der mir, wie einst in der Kinderzeit, stützend und helfend zur Seite stand. Von ihm hätte Niemand sagen können, daß er ein Duckmäuser war, denn wie kaum ein anderer stand er mitten im Getriebe des korporellen Lebens. Aber im Gegensatz zu mir verstand er es Arbeit und gesellschaftliche Pflichten zu vereinen und dem Studium seiner geliebten Medicin, das er, der künftige Majoratsherr, nicht als Broterwerb, sondern aus aufrichtiger Neigung erwählt, gab er sich aus voller Seele, wenn auch ohne Ueberhastung hin. Wenn er mich dann einmal gehörig ins Gebet genommen; wenn dazu ein Brief aus der Heimath eintraf, in dem mein enttäuschter Vater anfragte, wann ich denn eigentlich das Examen machen werde, — ja dann half es für die nächste Zeit. Innerlich verdrossen, während draußen die freie goldene Sonne lachte und vom grünen Dom herab laute Burschenlieder erklangen, setzte ich mich an die theologischen Bücher und absolvirte, mühsam genug und heimlich mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, meine Studien und allmählich auch mein erstes Examen. Nun aber das Schwierigste vorüber war, lachte mir das Leben auf's Neue. Bis zum Schlußexamen war es noch weit, über der bunten Folge von Paukereien, Kommerffen und Konventsfragen vergaß ich nur gar zu gern die

trübseligen Streitigkeiten der alten Kirchenväter und vielleicht hätte ich mich trotz Fernando's Warnungen überhaupt nicht um die Zukunft gekümmert, wenn mir nicht der Gedanke an sie, an Hannchen gekommen wäre . . .

Ja ich hatte mich inzwischen gebunden. Die Umgebung des damaligen Dorpat bot eine hübsche Jagd und zu Zeiten wimmelte der Embach von Enten und anderen Wasservögeln. Nun, ich war schon damals ein leidenschaftlicher Nimrod und nichts Schöneres gab es für mich, wenn ich mich einmal aus dem bunten Strudel des Corpslebens seitwärts drücken und in meiner Art ausruhn wollte, als mich mit meinem treuen Hunde und das Gewehr an der Schulter in Flur und Wald zu tummeln. Im Hochsommer auf der Jungwildjagd verirrte ich mich eines schönen Tages auf einen abgelegenen Pachtthof und halbverschmachtet, wie wir beide, Mann und Hund, waren, trat ich in das Haus und bat das frische blonde Mädchen, das mir im Flur begegnete, um Wasser. Sie brachte mir nicht Wasser, sondern eine Schüssel schöner süßer Milch, von der auch Ponto seinen Theil abbekam. Das behagte mir, — und sie gefiel mir überhaupt, das liebe Hannchen, in ihrer sanften, freundlichen Unbefangtheit, — so gut, daß ich den Weg zu ihr später noch einmal, und natürlich wie zufällig, zurückfand und mich allmählich öfter einstellte. Defter, als es dem Vater Hannchens, einem alten, grämlichen pensionirten Lehrer, der sich zu seinem Bruder, dem Pächter, auf's Land zurückgezogen, lieb sein mochte, denn er verhehlte sein Mißvergnügen an dem jagenden Theologen keineswegs. Das hatte nun weiter nichts zu bedeuten, ich verlobte mich dennoch mit meinem Hannchen, freilich nur heimlich, ganz heimlich. Erst wenn ich den geistlichen Rock angezogen und die dazu gehörige Pfarre erworben, sollte ich offen als Freier hervortreten, so hatten wir's abgemacht, Hannchen und ich und die nächsten Verwandten. Nur mußte ich dem Alten schon jetzt versprechen, nach dem Schlußexamen die Flinte für immer an den Nagel zu hängen. Nein, so weit kam es nicht.

Wohl aber nahte die Zeit, wo ich im Talar auf der Kanzel der Universitätskirche meine Probepredigt über ein vorgeschriebenes Thema halten sollte. Ich hatte die Rede hübsch ausgearbeitet, nun und sie ging ja auch, wie mir sachverständige Kollegen sagten. Frei

sprechen war aber meine Sache nie gewesen, alles was an ein Examen erinnerte, machte mich kopfscheu und vor der Stunde, wo ich vor der ganzen Gemeinde meine Stimme erheben sollte, empfand ich eine Hölleangst. Da hieß es denn fleißig memoriren, um zu bestehn, denn ablesen war verboten. Aber am Abende vor dem entscheidenden Sonntage mußte es sich gerade treffen, daß ein Landsmann seinen Geburtstag feierte, an dem ich nicht fehlen durfte und der feucht genug ausfiel. Vergeblich mahnte Fernando ab, die Gesellschaft der fröhlichen Kommilitonen erschien mir gar zu verlockend. Erst als es vom Thurm der Johanniskirche drei schlug, begab ich mich mit nichts weniger als klarem Kopfe auf den Heimweg.

Am Morgen war mir gottesjämmerlich zu Muth. Ich warf einen Blick in das Konzept meiner Predigt. Die schwarzen Buchstaben auf dem weißen Bogen tanzten vor meinen Augen und ich bemerkte mit Entsetzen, daß ich von dem Inhalte nur blutwenig wußte. Draußen aber ertönte, die Hörer einladend, die Glocke der Universitätskirche in hellen, weithin schallenden Schlägen.

Mit wankenden Knien bestieg ich die Kanzel. Die Räume der Kirche verschwammen vor meinen Augen und drunten, wo die Gemeinde saß, erschien mir alles wie eine graue, wirre Masse. Nur allmählich lernte ich sie unterscheiden; die strengen, erwartungsvollen Mienen der Professoren, die Gesichter befreundeter Landsleute und Kommilitonen, Fernando's gute, etwas besorgt blickende Augen und dort im Hintergrunde auf der Seite wo die Frauen saßen, auch Hannchens blondes Köpfchen, das mir aufmunternd zuzunicken schien. Es half doch nichts, eine furchtbare Angst ergriff mich, wie ich sie selbst im Examen nicht gekannt. Und dann begann ich zu reden. Meine Stimme klang mir wie eine fremde, vor der ich mich fürchtete. Verzweifelt hielt ich trotzdem den Hauptfaden fest, er entschwand mir nicht ganz, wenngleich auch häufig Pausen, Stockungen und Unterbrechungen eintraten und ich meine Zuflucht zum Konzept nehmen mußte. Ich bemerkte wohl, wie die Professoren unter Kopfschütteln auf ihren Sigen ruckten und einander Blicke zuwarfen, über deren Bedeutung mir kein Zweifel blieb, wie die Miene Fernando's, der gerade vor mir im Gange stand und dessen Augen mich unausgesetzt beobachteten, einen bekümmerten Ausdruck

annahmen. Nach Hannchen wagte ich nicht zu schaun. Mit einem Gefühl, das ich Niemand gönnen will, stieg ich, als ich geendet, die Stufen der Kanzel herab und verschwand in der Sakristei.

Draußen erwartete mich Fernando. Es waren gewiß liebe, freundliche Worte, die der gute Junge mir gab, aber ich verstand sie nicht, ich entwand mich ihm und eilte fort. Es zog mich zu Hannchen. In der Tiefe der Ritterstraße, zu der ich in athemlosem Gange gelangte, sah ich einen weißen Schleier leuchten, Hannchens Schleier, und dann erkannte ich ihre schlanke Gestalt in dem anspruchslosen grauen Kleide.

Ich holte sie ein und zog sie mit verwirrter Entschuldigung von der Tante, mit der sie gerade ging, hinweg in eine stille Straße und von dort dem Dome zu. Droben war es so schön und still unter den rauschenden alten Bäumen, die ich so sehr liebte. Heute aber hatte ich keinen Sinn für ihren freundlichen Gruß, doch allmählich wurde es stiller in mir; die Einsamkeit that mir wohl und vor allem Hannchens Nähe. Erst jetzt konnte ich ein Wort finden. „Hannchen,“ sagte ich dumpf, ohne aufzuschauen, „Du bist soeben Zeugin meiner Niederlage gewesen; gieb mich auf, aus mir wird im Leben kein Pastor . . .“

Sie hatte geweint, doch tapfer drängte sie die Thränen zurück, wie sie mir nun mit sanften Worten Muth zusprach.

Es tröstete und erhob mich.

Ich offenbarte ihr meinen heimlich schon längst gehegten Plan, umzusatteln und Philologe zu werden. Ich wollte tüchtig arbeiten, spätestens in 3—4 Jahren fertig sein, um dann eine Anstellung zu suchen und die Geliebte als mein Weib heimzuführen. „Aber bis dahin ist es noch lange,“ schloß ich meine Ausführungen und bei dieser Aussicht sank mein eben noch gehobener Muth. „Wirst du nicht müde werden zu warten, mein Hannchen? Wirst du stark genug sein, zu mir zu halten, an mich zu glauben?“

Sie hatte mir schweigend, mit einem etwas wehmüthigen Lächeln zugehört. Jetzt blieb sie stehn und sah mich aus ihren großen, klugen Augen erregt und sinnend an. „Ich bleibe dir treu, sowahr ich dir vertraue,“ sprach sie mit seltsamer Betonung der letzten Worte. Erst später, als es schon zu spät war, habe ich den Sinn ihrer Antwort ganz begriffen.

Der dämmernde Laubgang, in dem wir wandelten, lag menschenstill und verlassen. Ich umfaßte Hannchen, ich dankte ihr und küßte sie innig auf den rothen, frischen Mund. —

Zu Hause erwartete mich ein Brief meiner Mutter, der mir den plötzlichen Tod des Vaters meldete und alle droben auf dem grünen Dom gesponnenen Pläne und Träume jählings vernichtete. Da mein Vater ohne Vermögen gestorben war, so war ich von nun an auf mich selbst gestellt und darauf angewiesen, mir einen Erwerb zu suchen, der das Weiterstudium ermöglichte. Unter Zustimmung Hannchens, die sich ergeben in die neue Prüfung schickte, nahm ich eine Hauslehrerstelle in der Umgebung von Dorpat an.

Ein ganzes Jahr verbrachte ich in der Ausübung des neuen Berufes. Da warf mir ein glücklicher Zufall ein kleines Stipendium in den Weg, welches mit dem bereits Erworbenen mich in den Stand setzte, das unterbrochene Studium wieder aufzunehmen. Triumphirend kehrte ich nach Dorpat zurück, doch ich jubelte zu früh. In diese Zeit fällt das unselige Duell, in welchem mein unvergeßlicher Fernando blieb. Mit dem ganzen Pomp studentischer Ehren, unter Schlägerflirren und Liederklang, trugen wir unseren geliebten Senior zu Grabe. Dann galt es, einen zweiten schmerzlichen Abschied zu nehmen — von meiner Braut. Der Vater Hannchens nämlich hatte, einer grilligen Laune nachgebend, beschlossen, nach Riga, seiner Vaterstadt, überzusiedeln, natürlich sollte Hannchen ihm folgen. Mit dem erneuten Gelöbniße meiner Treue und mit festen Zusicherungen für die Zukunft trennte ich mich von dem theuern Mädchen, und wer es damals gewagt hätte, den Ernst meiner Absichten zu bezweifeln, der hätte einen Gang mit mir bestehn müssen auf Leben und Tod! Als aber der Reisewagen Hannchens aus der herbstlich entblätterten Allee des einsamen Pachthofes auf die Landstraße bog, als die Geliebte sich noch einmal vorbeugte und mit wehendem Taschentuche mir den Abschiedsgruß zuwinkte, da war es mir plötzlich, als sollte ich niemals wieder in ihr blühendes Antlitz, in ihre lieben, guten Augen schaun; etwas stand in mir auf, düster und feindlich, und als ich ihm in das finstere Antlitz sah, da war es die Angst vor der Zukunft, das Mißtrauen gegen mich selbst!

Es ist doch nur sehr bedingungsweise wahr, daß der Mensch sich selbst sein Schicksal schmiedet. Gewiß wäre dann, daß das Werkzeug, mit dem ausgerüstet er in die Welt tritt, doch oft gar zu leicht im Feuer des Lebens schmilzt oder schadhast wird und viele nie die Meisterschaft erringen, sondern ewig Stümper bleiben in der Kunst des Schmiedens. Nein, ebenso richtig ist es, daß ein Jeder mit gewissen Anlagen geboren wird, die unabhängig von seinem Lebensgange und seiner Erziehung in ihm fortwirken, so lange er athmet. Mit dem Willen allein ist nichts gethan, außer bei wenigen Ausserordnenen. Was aber jeder braucht, ist ein wenig Sonnenschein, ein wenig Liebe, Anhalt, Schutz in der rechten Weise, — kurz, ein wenig Glück. Ich gehörte nie zu den Willenskräftigen. Ich war immer leichtlebig, schwach und von den Eindrücken des Augenblicks abhängig. Ich bedurfte mehr, viel mehr als die anderen eines sicheren stetigen Schutzes, eines unmittelbaren Anhaltes, um auf der richtigen Bahn zu bleiben. Das alles wurde mir jetzt so recht klar. Seit Fernando todt und Hannchen fern waren, begannen mir die wohlthätigen, treibenden Kräfte zu fehlen, die meinen Entschlüssen die rechte Ausführung und meinem Herzen Muth und Zuversicht verliehn hatten. Von Hannchen kamen ja Briefe genug, liebe und gute Briefe, die ich so gern las und denen ich so gern glaubte. Doch die stummen Zeichen genügten nicht, mir den lebenswarmen Hauch ihrer Persönlichkeit, ihren freundlichen Blick, ihr lebendiges Wort zu ersetzen, sie stählten mich nicht gegen die Versuchungen und Lockungen des mich umrauschenden Lebens. —

So geschah es, das ich mich umsonst abmühte und es doch zu nichts Rechtem brachte. Bald fehlte es bei mir an diesem, bald an jenem — Vorwände sind ja leicht zu finden, — was mir aber wirklich mangelte, war die rechte, thatkräftige Strebenslust und wo sollte ich sie herzaubern, da sie nicht in mir selbst wohnte? Wohl quälte mich zuweilen das Bewußtsein eines Unrechtes, das ich gegen mich, noch mehr aber gegen Hannchen beging, indem ich das ihr gegebene Wort nicht einlöste, in der nächsten Stunde aber verschluckte ich diese Bedenken mit billigen Selbstvertröstungen und belog, wenn auch absichtslos, ebenso mich, wie ich das Vertrauen der Geliebten täuschte.

Darüber verrannen nutzlos Semester und Jahre und ich wurde ein alter Student. —

Zuletzt kam es, wie es kommen mußte. Hannchen schrieb mir ab. Sie könne mir nicht mehr vertrauen und bitte, sie ihres Treuwortes zu entbinden; auch habe sie schon anders über sich beschlossen. Der Brief vernichtete mich, aber er zeigte mir klar, was ich zu thun hatte. Meine Reue war ohnmächtig, meine Liebe rechtlos geworden. Ich durfte Hannchen nicht mehr an mein Dasein fesseln, seitdem ich selbst fühlte, daß ich ihrer unwerth geworden. Und so sandte ich ihr noch an demselben Tage Ring und Wort zurück. Sie hat das bessere Theil erwählt, denn noch kürzlich erfuhr ich, daß sie in glücklicher Ehe lebt.

Bisher hatte ich noch ein Ziel vor Augen. Jetzt büßte ich jede Lust am Streben und den letzten Rest jenes gesunden Ehrgeizes ein, welcher der Vater alles Tüchtigen und aller Thaten ist. Ich studierte nicht eigentlich und nahm auch am Burschenleben keinen wirklichen Antheil mehr, ich lebte so für mich hin, — ich bummelte — und das ist das Gefährlichste. Ohne bösen Willen, aber auch ohne Kraft, mir Rechenschaft über mich selbst abzulegen, schritt ich auf der geneigten Bahn fort. Mit der Zeit aber fand ich mich in mein Leben, es genügte meinem erlahmenden Willen, meiner erschlaffenden Energie. Nach außen hin vereinsamte ich und verkehrte nur noch mit ganz Wenigen. Standen doch meine Zeitgenossen schon längst in Amt und Würden, und die meine Schüler gewesen, sah ich nun als Studenten und Korpsbrüder wieder. Es entging mir nicht, daß die jungen Leute über mich die Achseln zuckten und den ergrauten Kommilitonen mit schlechtverhehltem Spott betrachteten, wenn nicht gar offen gegen mich sich etwas herausnahmen, wofür ich in meiner Lage kein geeignetes Mittel der Ahndung fand. Ich war gegen zwanzig Jahre in Dorpat Student gewesen, als ich mich streichen ließ. Trotzdem blieb ich dort wohnen. An die Stadt fesselten mich nicht bloß rein materielle Gründe, die Regelung alter Verbindlichkeiten, sondern — was soll ich's leugnen? — ich liebte das alte Nest, in dem ich jeden Winkel kannte und in welches die Gewohnheit mich so fest eingesponnen, daß ich ein Grauen empfand vor der übrigen, mir so gänzlich unbekanntem Welt. Nach der Heimath zog mich nichts mehr, seit auch meine

Mutter todt war. Wovon ich unterdessen lebte? Nun, kümmerlich genug von Stundengeben und Kopiren, und lange hätte es nicht so vorgehalten. Da wurde mir durch Vermittelung eines ehemaligen Kommilitonen eine Unterförsterstelle auf einem Privatgute in Kurland angeboten. Ich sagte sofort zu: was hatte ich in meiner Lage zu wählen und zu mäkeln? Außerdem behagte mir mein künftiges Amt, gab es mir doch Gelegenheit, meiner Jagdleidenschaft ausgiebig zu fröhnen.

Und so verließ ich Dorpat auf Nimmerwiedersehn. —

Die Herrlichkeit meiner neuen Stellung dauerte nicht allzulange, ich vertauschte sie gegen den grade vakant gewordenen Posten eines Kommissaires auf einer einsamen Strandstation nahe der Grenze. Dort habe ich lange Jahre gelebt, wenn man unter Leben versteht, daß man erwacht, ißt, trinkt, sich niederlegt und einen einförmigen Dienst versteht, ohne Anregung, ohne echte Freude und rechtes Leid, ohne von Welt und Menschen etwas zu hören. Mit dem Wogenschlage des Meeres, den der scharfe Ostwind zum Stationshause herübertrug, rauschten im öden Einerlei Monate und Jahre an mir vorüber und die hohen Kiefern, welche mein Dach umschatteten, sangen stets dasselbe melancholische Lied. Ich kam mir vor wie ein Verbannter, aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener, und doch sollte mir ein kleines Ereigniß, das grade diesem Lebensabschnitte zugehört, beweisen, wie sehr ich noch mit der Welt zusammenhing und wie Unrecht ich hatte, mit meinem Pessimismus gegen mich selbst und gegen die Menschen.

Zu jener Zeit wurde, namentlich im Frühjahr und Herbst, wenn die Nächte kalt, lang und dunkel waren, an beiden Seiten der Grenze ein lebhafter Schmuggelhandel betrieben. Die Seele dieser gesetzwidrigen Unternehmungen bildeten gewöhnlich Juden und unter diesen ragte der rothe Schлом besonders hervor. Ein Jeder kannte, ein Jeder bezeichnete ihn als Schmuggler und doch war ihm nichts anzuhaben. Seine Schlaueit und Geriebenhait war allen Nachstellungen gewachsen.

Wie ich eines Tages an meinem Tische Eintragungen in das Postbuch mache, that sich leise die Thür auf. Herein trat

mit seinem gewohnten pffiffigen Gesichte der rothe Schlom und begrüßte mich so recht unangenehmvertraulich.

„Was soll's?“ herrschte ich ihn an.

Der Jude antwortete nicht sogleich, sondern sah sich spähend im Zimmer um. Dann trat er dicht an mich heran und begann flüsternd: „Wenn der Herr Kommissair auch thut ungnädig, so weiß er doch, daß ich es gut meine mit dem Herren Kommissair. Habe ich in letzter Zeit oft denken müssen an ihn. Gott, habe ich mir gedacht, wie thut er mir leid. Er ist ein kluger Mann, er ist ein studirter Mann, und doch schläft er in einem harten Bett und hat nur anzuziehn einen alten Rock und fehlt ihm dies und fehlt ihm das. Schlom, habe ich mir gesagt: du mußt ihm helfen, dem Herren Kommissairen . . .“

Seine Augen blitzten listig, als er sich zu mir herabbeugte und mir zuflüsterte: „Will ich einen Vorschlag machen. Will ich nichts weiter haben als den Schlüssel zur neuen Waldscheune, die steht leer, und werde ich wiederbringen den Schlüssel nach einigen Tagen. Will ich nichts haben umsonst.“ Er holte eine fettige Briefftasche aus dem Innern seines Raftans und langte einen Schein heraus. „Biete ich hundert Rubel.“ Er legte das Geld vor mich auf den Tisch und trat einige Schritte zurück, wobei er mich unausgesetzt beobachtete.

Ich begriff zuerst nicht, dann aber ging mir ein voller Schimmer des Verständnisses auf.

Die Schmuggler hatten einen Hauptstreich vor. Sie wollten in der nächsten Nacht eine Partie Waaren über die Grenze bringen, zögerten aber, vielleicht aus Furcht vor den grade scharfe Wacht haltenden Grenzsoldaten oder aber, weil ihnen die Nächte noch nicht dunkel genug schienen, die Ladung zu weit in's Land hineinzuschaffen und waren so um einen geeigneten Lagerplatz verlegen. Die einsame, im Walde gelegene Scheune, welche die Futtervorräthe für die Postpferde barg und jetzt fast leer stand, war von der Grenze aus auf einsamen Schleichwegen sehr wohl zu erreichen und paßte zu diesem Zwecke gut genug. Später, wenn die Gelegenheit günstiger, konnten ja die Waaren unbeobachtet abgeholt und weiter geschafft werden. Der Preis, den man mir bot, war im Verhältniß zu der Dienstleistung, die man von

mir verlangte, ungemein hoch; es mußte sich also um recht viel handeln.

Ich erschrak und mein Herz begann mächtig zu klopfen: „Ich soll Euren Fehler machen und die geschmuggelten Sachen bergen,“ sagte ich und faßte den Juden scharf in's Auge.

Schlom ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Weiß ich's,“ meinte er, „habe ich nicht davon gesprochen, sondern nur von dem Schlüssel. Was ist's wenn einer dem anderen giebt einen Schlüssel? Ist's ein Unrecht?“

Ich müßte lügen, wenn ich erzählen wollte, daß ich das Anerbieten mit gebührendem Grimm und mit flammender Verachtung zurückgewiesen hätte. Nein, ich gerieth in einen heftigen inneren Kampf und tausend wirre Gedanken zogen mir durch den Sinn. Man mag ja sagen, daß hundert Rubel keine bedeutende Summe ist, für mich aber galt sie damals so viel, als anderen das Zehnfache. Schlom hatte Recht. Ich war in Bebrängniß, mein Gehalt reichte kaum zum Nothwendigsten und doch mußte ich alte Schulden bezahlen. Noch vor einer Woche hatte ich einen Brief aus Dorpat empfangen, in welchem ein Gläubiger mir mit Personalarrest drohte, falls ich nicht einen mehrfach prolongirten Wechsel, der binnen Monatsfrist fällig war, zum Termin einlöste. Ging ich auf das Anerbieten des Juden ein, nahm ich das Geld vom Tisch und gab ihm dafür den Schlüssel her, dann war ich gerettet; anderenfalls war mir der Schuldhurm und der Verlust meiner Stelle sicher.

Schlom errieth, was in mir vorging, und sein Auge blitzte in Siegeszuversicht auf. Aber er mißverstand mich doch.

„Sind Ihnen vielleicht hundert Rubel zu wenig?“ raunte er nähertretend, „biete ich Ihnen fünfzig mehr.“ Und er legte ein paar kleine Scheine zu dem ersten.

Ich war aufgesprungen, mit scheuen Blicken und unsicheren Schritten durchmaß ich das Zimmer. Vor mir aber stand mit erwartungsvoll vorgebeugtem Körper und lauernden Augen, wie ein zum Stoß bereiter Raubvogel, wie der leibhaftige Versucher — der rothe Schlom.

Da zufällig fiel mein Auge in das nebenanliegende Schlafzimmer, dessen Thür offen stand, und auf meinen alten Burschen-

deckel, der friedlich über dem Bette hing. Und mit einem Schlage waren alle meine Zweifel und quälende Unruhe hin, die wirren Gedanken ordneten sich und ich empfand glühende Scham. War es so weit mit mir gekommen? Wagte man mir das zu bieten? Die Farben sollte ich beschimpfen, zum Hundsfott werden um der bunten Scheine willen! . . . Nein, tausend Mal nein, lieber in's Elend, lieber in den Schuldthurm! . . .

„Schlom,“ sagte ich ruhig und sah ihm grade in's Gesicht, „steckt Euer Geld ein, sofort!“ Er zögerte und wollte etwas entgegen, doch wie er meiner drohenden Miene begegnete, nahm er die Scheine kopfschüttelnd an sich.

„Schlom,“ sagte ich wieder und holte mein Gewehr von der Wand herab, „paßt auf, seht, wenn ich jetzt eins, zwei und drei gezählt habe und Ihr seid noch hier, so schieße ich diese Ladung Rehposten Euch in die krummen Beine.“ Der Jude sperrte den Mund auf und spreizte die Finger seiner rothen, behaarten Hände.

Ich hob das Gewehr in Anschlag. Eins, zählte ich, zwei... da war der Jude mit einem Satz an der Thür, im Nu hatte er sie geöffnet und mit flatternden Raftanschößen stob er hinaus.

Ich aber nahm meinen Deckel von der Wand, betrachtete ihn lange und liebevoll und strich lieblosend über die vergilbten Farben. Aus tiefstem Herzen dankte ich Gott, daß er mich aus so großer, so furchtbarer Gefahr errettet . . .

Aber auch sonst noch hatte ich Grund, die Güte der Vorsehung zu preisen. Mir fiel es auf, daß ich so gar nichts mehr von dem fälligen Wechsel erfuhr, obgleich der Zahlungstermin längst verstrichen war. Kein Protest, kein Advokatenbrief, keine Mahnung, — nichts. Erst viel später erfuhr ich, daß der Wechsel längst bezahlt war. Von wem, darüber vermochte mir niemand Aufschluß zu geben. Zuletzt löste sich auch dieses Räthsel. Fernando's Bruder, den ich ja auch in Dorpat erlebt, der jetzige Majoratsherr, hatte durch andere, an die ich mich gewandt, von meiner Nothlage erfahren und die Schuld im Stillen getilgt. Ich dankte dem gütigen Mann, er aber wollte es nicht wahr haben. . . So hat mir Fernando noch aus dem Grabe geholfen. —

Von der Station siedelte ich hierher über, wo mir ein kleiner Posten angetragen worden war. Meine Schwestern waren nach

dem Tode der Mutter fortgezogen und von den alten Universitätskameraden, mit denen ich noch Fühlung hatte, wohnte hier so gut wie keiner mehr. In meiner Waldeinsamkeit war ich scheu und weltfremd geworden, hier in der Stadt und unter den Menschen aber kam ich mir noch verlassener vor. Mein besonderer Schicksalsgang hatte mich denjenigen, die nach Stand, Erziehung und Bildung zu mir gehörten, entfremdet und die Art meiner Beschäftigung hier, welche verschiedene Formen annehmend und von Monat zu Monat wechselnd mich nur höchst kümmerlich über Wasser hielt, entfernte mich noch mehr von ihrem Kreise. Sie sahen auf mich von der Höhe ihres Standpunkts herab als auf etwas Niederwerthiges, Untergeordnetes, mit einem gewissen kränkenden Mitleid, und statuirten ihren Kindern an mir ein warnendes Beispiel, wie man es nicht treiben soll, — und ich, nun ja, ich konnte daran nichts ändern. Aber Niemand ist so anspruchslos oder so egoistisch, daß er ganz ohne Menschen auszukommen vermöchte, und da mir die Gesellschaft der ursprünglich Gleichstehenden verschlossen blieb, stieg ich in die Tiefe hinab, zufällig und ungewollt. Bei Törner, wo ich seit Jahren wohnte, lernte ich die Leute kennen, in deren Gesellschaft Sie mich gestern sahn, — kleine Kaufleute, Industrielle, Beamte, die häufig in der Conditorei verkehren. Sie waren freundlich zu mir in ihrer Art, bewiesen mir Theilnahme und das that wohl. Nie aber, wenn ich nüchtern in ihrer Mitte saß, verließ mich die Empfindung, daß ich mir eigentlich vergab und nicht in diese Gesellschaft gehörte. Und dann erwachte in mir eine gewaltige Erbitterung gegen das Schicksal und die Lust mich zu betäuben. Was kam es jetzt mir drauf an, was die Welt über mich sprach? Mochte es denn seinen Gang gehn! Auch ich hatte einen bescheidenen Anspruch auf die Freuden des Lebens, ich fand ihn hier. So gab ich mich, alles Andere drüber vergessend und die innere Stimme zum Schweigen bringend dem Augenblicke hin und so konnte es kommen, daß ich das Maß des Erlaubten in Trinken und Reden überschritt. Und andrerseits: was hoffte ich noch vom Leben? Je früher es aus war, desto besser für mich und die übrigen . . .

So dachte ich bis vor Kurzem. Doch heute morgen kam die Erkenntniß, wie unrichtig meine bisherigen Anschauungen gewesen.

Nein, ich hatte doch nicht das Recht mich wegzuverfen, so lange mich jemand, der an Bildung, Sitten und Anschauung mir nahe stand, mit freundlichem Wohlwollen, Rücksicht und Achtung entgegen kam, wie Sie es gethan. Und ich gelobte mir, daß Aehnliches sich nicht wiederholen sollte. Wollen Sie mir vertrauen, mein lieber junger Freund?

Der alte Starck schwieg und reichte mir die Hand herüber, die ich lange und kräftig drückte. Wie durfte ich da urtheilen, verurtheilen, richten?

Es war mittlerweile so dunkel geworden, daß ich die Züge des alten Mannes vor mir kaum mehr unterscheiden konnte und schattenhaft erschien auch seine Gestalt, wie er sich nun erhob und mit leisem: „behüte Sie Gott!“ von mir Abschied nahm. Schweigend und bewegt geleitete ich meinen Gast bis zur Treppe, die auf den Flur und die Straße führte. Auf der ersten Stufe drehte er sich noch einmal lebhaft um: „Und grüßen Sie Dorpat!“

## VII.

Die Jahre kamen und gingen. Ich hatte die Universität verlassen und befand mich in fester Stellung. Meine Eltern lebten seit dem Winter, der meiner Bekanntschaft mit dem alten Starck folgte, gleichfalls nicht mehr in N. So hatte ich keine Gelegenheit, die Stätte meiner Jugend zu besuchen und im Lärm des Tages, unter neuen, stets wechselnden Eindrücken gedachte ich nur selten ihrer und was mit ihr zusammen hing. Auch das Bild des alten Starck war in mir verblichen.

Da führte mich eine zufällige Veranlassung auf einige Tage nach N. zurück. Ich hatte meine Geschäfte erledigt und benutzte den Rest der mir noch bleibenden Zeit, alte Erinnerungen aufzufrischen. Es war dort Alles größer und schöner geworden. Vieles, was als unzerstörbar in meinen ursprünglichen Vorstellungskreis gehörte, war verschwunden und Neues dafür aufgeblüht. Immerhin aber blieb genug übrig, was mich an die alte Zeit gemahnte und in sie zurückversetzte. Auch den alten schattigen Stadtpark mit seinen einsamen, verschlungenen Gängen und uralten dichtbelaubten Bäumen, unter denen ich als Kind gespielt, suchte ich auf und mich ergriff ein freundiges Gefühl, als ich ihn fast unverändert

wiederfand. Unvermerkt führte mich mein Weg aus dem Park auf die Heerstraße, welche von Pappeln eingefast, schnurgerade in's Land lief.

Es war schon Ende August. Zeise nahte der Herbst und blies mit zartem Hauche hie und da die Blätter rötlich an, die eilenden Wolken zeigten die Farbe der Haide und über die weite Ebene, die sich vor mir ausdehnte, jagten sanftbewegte, wechselnde fremdartige Lichter, welche das Grün der Birken am Horizonte bald in helle Gluth, bald in düstere Schatten tauchten.

Auf der Straße rollte ein seltsames Fuhrwerk heran. Ein mageres braunes Pferdchen zog mit Anstrengung an einem Lastwagen, auf dem allerlei Möbel und Hausgeräth schlecht und sorglos zusammengepackt lagen. Nebenher schritt ohne sonderliche Eile der Fuhrmann, ein kleiner dürrer Bauer, und feuerte von Zeit zu Zeit mit der kurzen Peitsche sein Kößlein zu größerem Eifer an. Den Beschluß machte eine kleine, gebückte Männergestalt, die, eine Flinte über der Schulter, mit kurzen ungleichmäßigen Schritten hinter dem Wagen herging.

Ich hätte dem sonderbaren Zuge vielleicht gar keine Beachtung geschenkt, wenn nicht der kleine Mann, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Wer ging doch so? Wie ich stehen blieb und ihn mir genauer ansah, da war kein Zweifel mehr möglich, — das war mein alter Vertrauter aus den Ferien der Studentenzeit, der alte Starck. Ich rief ihn an. Er stuzte und schaute verwundert zu mir herüber. Ich rief nochmals seinen Namen.

Und während er, noch immer zweifelhaft, an den Rand der Straße trat, war ich über den Graben gesprungen und auf ihn zugeeilt.

„Erkennen sie mich nicht mehr, Herr Starck?“

Da beschattete er die Augen mit der Hand und wie sein Zweifel sich in Gewißheit löste, zog wieder das alte, gemüthliche Lachen über die verschrumpften Züge. Da stand er leibhaftig vor mir, der alte Starck, aber wie hatte die Zeit ihn gewandelt! Der Rücken ganz zusammengesunken und gebückt, der mächtige Kopf von schneeweißem Haar umrahmt, das gute alte Gesicht eingefallen und verwittert. Auch auf dem borstigen Schnurrbart lag Schnee.

Er hielt lange und wortlos meine Hand. „Sie, Herr—r, Sie!“ Zwar schnarrte er noch, aber es war nur ein Nachhall

des früheren energischen Tones. „Was führt Sie her in unsere Gegend?“

Ich gab kurze Auskunft.

„Und wie ist es Ihnen unterdessen ergangen?“ forschte ich zurück und mein Blick streifte die Gegenstände auf dem Wagen. Das waren dieselben wurmstichigen Stühle, der wackelnde Tisch, das schmale, unbequeme Bett, die ich einst oben bei Törner gesehn. Der Alte schlug den Blick nieder. „Nun, wie ich's gewohnt bin,“ erwiderte er, „nicht allzugut, aber es könnte auch schlechter gegangen sein. Wohin ich mit meinem Kram da ziehe, wollen Sie wissen? Ja, sehn Sie, vor drei Monaten wurde die Chaufféeeinnehmerstelle frei, dort drüben,“ er zeigte die Landstraße herauf, „und da es doch etwas Festes und ich ohne Stelle war, so griff ich zu. Schwerer Dienst, bei Tag und Nacht, keine Ruhe und bei jedem Wetter heraus, und dazu die infame Gicht in den Gliedern. Ich sah, es ging nicht, und nahm meine Entlassung . . .“

Während der Alte erzählte, konnte ich mich von der Empfindung nicht befreien, daß mir etwas an seiner Gesamterscheinung fehlte. Endlich fiel es mir ein.

„Wo ist Leda?“ fragte ich in seine Erörterungen hinein.

Der Alte senkte das Haupt. „Todt,“ sagte er lakonisch.

„Und nun?“ fragte ich nach längerem Schweigen und deutete auf die Fuhre, die sich wieder in Bewegung setzte.

„In die Stadt,“ erwiderte dumpf der Alte. „Jrgend wo wird sich ein Plätzchen finden für den alten Starck und ein Stückchen Dach über seinem grauen Kopf, bis man ihm sein letztes Haus baut.“

Mir wurde es weich und schwer um's Herz.

„Herr Starck,“ sagte ich ein wenig zögernd, „Sie haben für Ihre neue Einrichtung gewiß einige Mittel nöthig. Darf ich? . . . Sie wissen, es ist gut gemeint.“ Ich bot ihm an, so viel ich entbehren konnte.

Er sah mich an aus großen, gerührten Augen. „Von Ihnen nehme ich's gerne,“ sagte er leise, „und, will's Gott, so sollen Sie es bald wieder haben.“

Wir reichten uns die Hände. Langsam, aber stetig bewegte sich drüben der Wagen in der Richtung zur Stadt fort. „Ich muß eilen,“ sagte Starck unruhig. Er nickte mir nochmals zu,

schulterte das Gewehr und eilte dem Fuhrwerke nach. Ich ging meine Straße weiter, doch noch ein Mal wandte ich mich um und schaute gedankenvoll zurück. Da schritt der Alte seinen Leidensweg, weiter, weiter, immer kleiner und undeutlicher wurde seine Gestalt, bis sie in der hereinbrechenden Dämmerung versank...

\*            \*            \*

Nach einem Jahr etwa lief bei mir ein Geldbrief ein. Der alte Starck schrieb mir und ich betrachtete mit Interesse diese kleine, krause, weiche Handschrift, die seinem Wesen und Charakter so gut entsprach. Er schickte mir die Hälfte des geliehenen Geldes. Seine Zeilen aber lauteten:

N. d. 4 Jan. 187...

Sehr lieber verehrter Herr!

Endlich bin ich in der Lage, mich wenigstens theilweise der Ihnen gegenüber eingegangenen Verbindlichkeit zu entledigen und wahrlich, ich thue es mit allerwärmsten Danke. Nach Jahresfrist hoffe ich auch den Rest zurückzuerstatten. Der alte Gott lebt noch. Er hat mir auf der beschwerlichen Wanderung durch das Leben endlich eine Last vergönnt, da ich ausruhn darf, bevor ich die letzte und größte Reise antrete. Keine Dase, kein Palmen-schatten, kein silbersprudelnder Quell, aber doch eine gute behagliche Stelle als Speicher- und Kellerverwalter in einem hiesigen Geschäft. Dreißig Silberrubel feste monatliche Gage, wie viel schweres Geld! Dafür kann ich nicht allein anständig leben, mir ein warmes Zimmer und einen guten Mantel beschaffen, sondern auch Schulden bezahlen. Es lebte sich schon, wenn nur die Gicht mich nicht plagte. Doch darf ich nicht klagen, hätte ich doch nie geglaubt, daß es einst mit mir noch so gut werden könnte.

Ihr treu ergebener

Karl Starck.

### VIII.

Wieder war eine stattliche Anzahl von Jahren verfloßen, ehe ich die gute Stadt N. betrat. Wieder ging ich schlendernd die Straßen hinab und kam auf meiner Wanderung an den Ort,

wo inmitten einer Flucht neuerbauter Häuser in progigem Geschmack sich die Törnersche Conditorei furchtsam und verschüchtert zu ducken schien, noch gänzlich unberührt vom Hauche einer neuen Zeit. Noch immer wies dieselbe, mir so wohlbekannte schwarze Tafel mit den goldenen, jetzt halb verblichenen Buchstaben den Weg zum Eingang in die Wirthschaft und als ich meinen Blick in die Höhe hob, sah ich auch am Giebel das Fenster wieder, das zu der ehemaligen Wohnung des alten Starck gehörte. Es war Alles wie einst, nur der Garten, in den ich so gerne hinabgeschaut, war verschwunden, die prächtigen Linden niedergelegt und an der Stelle, wo sonst ihre schattigen Kronen zum Himmel strebten, ragte jetzt ein nüchterner kasernenmäßiger Neubau empor. Unwillkürlich hemmte ich den Schritt und im nächsten Augenblick stand ich vor dem altbekannten Buffett der Törnerschen Wirthschaft. Törner erkannte mich gleich und nickte mir lächelnd zu. Er war breiter und behäbiger geworden, aber die Augen hatten den munteren, lebensfreudigen Ausdruck behalten.

Ich bestellte etwas und fragte nach dem alten Starck.

„O, der ist todt!“ meinte Törner gleichmüthig, in dem er mir mein Glas füllte. „Ging ihm ja zuletzt so weit ganz gut, und still und solide lebte er auch. Seit jenem Abende — nun Sie wissen wohl — hat er sich hier so gut wie garnicht mehr gezeigt und der Rosenfeld, der ja auch schon lange auf dem Kirchhof liegt, bedauerte es später immer, daß er dem Starck so garnicht beikommen könnte. Aber er kränkelte, der Alte, und ist so ganz langsam weggestorben. Eine Art Testament hat er auch hinterlassen. Befahl ja nichts, doch seinen alten Farbendeckel sollte man ihm in dem Sarg legen und das alte Lederpolster, das er im Leben immer als Kissen benutzte, unter den Kopf.“

Fernando's Kissen! dachte ich.

„Ist auch alles pünktlich ausgeführt worden,“ schloß Törner seinen Bericht.

„Wo liegt Starck begraben?“ fragte ich.

„Auf dem alten Kirchhof, so viel ich weiß,“ erwiderte Törner achselzuckend, „über das Weitere wird Ihnen der Kirchhofswächter wohl Bescheid geben.“

Armer Starck! dachte ich, wie schnell bist Du vergessen Nicht einmal dieser, mit dem Dich jahrelange häusliche Gemeinschaft verbunden, weiß von deiner Ruhestätte!

Ich nahm einen Wagen und fuhr über die neue Brücke, den Hafen entlang, der Vorstadt zu, an kleinen, bescheidenen hölzernen Häusern vorbei, bis der Weg immer einsamer und beschwerlicher wurde. Vor dem Hause des Todtengräbers ließ ich halten und fragte drinnen nach Starck's Grab.

Der stille Mann maß mich mit einem erstaunten Blick. „Karl Starck?“ fragte er nachdenklich, „aus welchem Jahr? 1878? Weiß nicht, ist schon lange her, da muß ich meine Bücher nachschlagen.“ Er blätterte längere Zeit, dann blieb sein Finger an einer Stelle haften. „Hier,“ sagte er, „Karl Starck, Grab auf der Fichtenhöhe.“ Und als er meinem fragenden Blick begegnete: „Ja, das sind die alten Gräber. Es ist schwer sich da zurechtzufinden. Wenn Sie wollen, begleite ich Sie.“

Wir schritten schweigend durch das Reich der Todten, auf das der October doppelte Schwermuth streute, vorüber an frischen und halbverfunkenen Gräbern und Kreuzen. Der Wind raschelte in den welken Kränzen und leise schwankten die Ästern, auf den stillen Hügeln. Weit, weit hinten, wo der Friedhof schon zu Ende zu gehn schien, ragte eine steile Höhe, die dunkle Kiefern krönten. Wir klotzten durch den dicken gelben Sand hinan und mein Begleiter ließ prüfend den Blick über die Umgebung schweifen. An einer Stelle blieb er stehn. „Hier,“ sagte er lakonisch, grüßte und ging von dannen.

Also hier hatten sie Dich gebettet, alter Starck!

Ein von Moos und Unkraut überwachsener, halbverfallener Hügel, ein schiefragendes, schlichtes, dunkles Kreuz aus Tannenholz mit einfacher, halbverblasster Inschrift, — das war alles, was an Dich erinnerte.

„Karl Starck,“ las ich mühsam, „geboren 20. Juni 1806 gest. 4. Nov. 1878...“

In der Nähe stand eine Bank, ich setzte mich und starrte in Gedanken verfunken auf den Hügel.

Um mich war es so friedlich und still. Oben in den uralten Kiefern klang es wie von dunkeln Liedern und gradeaus vor mir

dahin ich den Blick nun hob, that sich eine überraschend schöne Aussicht auf. Dort schlug der weiße Gischt der Brandung wider die Molen, dahinter aber dehnte sich das unermessliche Meer, dessen grauer Spiegel heute von leichten Wellen gekräuselt war. Eine frische, gesunde, salzige Luft wehte in leiser Brise zu mir herüber.

So hatte er die Natur doch nahe, die er so sehr liebte. —

Und ich dachte, ein wie schwaches und willensunkräftiges, aber auch ein wie treues und rechtes Herz in dem Manne geschlagen, der da unten ruhte. Was er auch gefehlt, er hatte es überreichlich gebüßt mit einem langen, langen Leben voll Entfagung, Vereinsamung und Zurücksetzung. Er hatte nirgends festen Fuß gefaßt, er war ein Fremdling geblieben in dieser Welt, deren lichte Höhen er nur von ferne geschaut. Er hatte umsonst gelebt, ein verfehltes und geknicktes Leben, das in der Knospe erstarrt war ohne Blüten und Frucht zu tragen. Oder nein. Zwei prangende Blüten hatte es doch gezeitigt: begeisterungsfähige Freundschaft und die bis in den Tod getreue Liebe für seine Jugend, seine Burschenjahre.

Ich blickte zum Himmel auf. Dort stand ein Stern an der graublauen Wölbung, gerade über Starck's Grabe.

Und wieder dachte ich, wie niemand so arm, mühselig und beladen ist, daß ihm nicht in der Tiefe des Herzens ein Ideal wohne, welches ihn führt und aufrichtet, ihm leuchtet und Tröstung bringt in den Dunkelheiten dieses Lebens.





## Kunstbriefe.

---

### VI.

Aus der Hochfluth der Theatersaison dieses Winters ragt hier und da Etwas hervor, nicht aere perennius, aber doch werth vom Tageschronisten festgehalten zu werden, sei's auch nur, weil es von der immer noch steigenden Fluth am Ende auch bedeckt und fortgerissen werden könnte . . . .

Wer spricht heute noch von dem großartigen Haase-Jubiläum, das vor Monatsfrist in aller Leute Mund war in der raschlebenden Millionenstadt, in aller Leute Mund, soweit sie Raum haben in Hirn und Herz für geistige Interessen?

Und es war doch eine so „schöne“, so „großartige“ Feier! Wenigstens wurde sie damals dafür ausgegeben. Was Namen hat in Theater- und Schriftstellerkreisen, drängte sich heran an den Jubilar und sonnte sich in seinem Glanz, wie es diesen andererseits selbst vermehrte.

Der bald siebenzigjährige Bühnenkünstler, der weit eher einem Diplomaten oder Minister a. D. gleicht, als einem Vertreter der Kulissenwelt, ist heute sicher der im Auslande bekannteste deutsche Schauspieler. Auch in Bezug auf seinen Lebensgang, von dem ja jedes Konversationslexikon genügend Auskunft zu geben weiß. Auch in seinem Vaterlande, in dem er in den letzten 13 Jahren keinem festen Bühnenverbande mehr angehört hat, sondern nur als Gastspieler thätig war, gehört er zu den bekanntesten und beliebtesten. Als daher ein letztes, allerletztes

Gastspiel im königlichen Hofchauspielhause angekündigt wurde, mit dem Friedrich Haase sich für immer von der Bühne verabschieden sollte, da erregte es allgemein großes Interesse und gleichzeitig begannen die Vorbereitungen zu einer großen Abschiedsfeier . . . . So kamen denn noch einmal die Kosebue und Raupach, die Benedix und Scribe auf einer der ersten Bühnen Deutschlands zu Ehren während mehrerer Wochen, bis der 15. Januar da war, an dem die letzte Haase-Vorstellung stattfand und der Künstler als Graf Thorane im Gutzkowschen „Königs-Lieutenant“ mit dessen Schlussworten den Berlinern sein wehmüthiges „adieu, adieu pour toujours!“ zurufen konnte . . . Schluchzen, Tücherfchwenken, Kränze und Sträuße . . . Dann, eine große offizielle Verabschiedung auf der Bühne selbst. Das war das Vorspiel. Tags darauf ein großes Festessen im „Kaiserhof.“ Spenden und Ehrungen aller Art, zahlreiche rührende und gerührte Reden und Gegenreden in glänzender Versammlung, die Tafel mit lauter kleinen Häschen im Lorbeerschmuck geziert. U. s. w. Und das Ende vom Liede? Nicht Friedrich Haase hat Recht behalten, der in seiner Rede von der Bühne des Schauspielhauses herab den Zuschauern zurief: „er sei glücklich, daß es ihm vergönnt gewesen, gerade in Berlin Abschied zu nehmen, das ihm stets so freudig entgegengekommen sei!“ Sondern Oskar Blumenthal, der im Kaiserhof launig auf das nächste Gastspiel Haase's — im Lessingtheater toastete. Im Lessingtheater hat es nun freilich nicht stattgefunden, sondern in Magdeburg, dem sich ein weiteres in Köln anschloß. Und so wird sich der Meister szenischer Kleinkunst und bestechender Bühnenroutine wohl noch ein Jahr durchverabschieden von allen Hauptstätten seines einstigen Wirkens. Bis dahin hätten wir also wohl noch Zeit, die Summe dieses Wirkens zu ziehen. Nur soviel schon heute: Haase galt in den 50-er und 60-er Jahren als einer der allerbesten Vertreter des Faches, das man damals und auch später als das des „Charakterdarstellers“ bezeichnete, und er legte in dieses Fach soviel persönliches Können der Kleinmalerei hinein, daß sich mit der Zeit in der Sprache der Bühnenwelt das Wort: „Haase-Fach“ herausbildete. Heute muß jeder Schauspieler Charakterdarsteller und jeder Bühnendichter Charakterschöpfer sein. Und Haase, der vielbeneidete „Realist“ von damals, er erscheint neben

den Realisten von heute nur noch als Routinier. Aber, wie ich schon sagte, diese Routine hat mitunter etwas Berausches, das Detail seiner Menschenmalerei etwas Fesselndes und das immer um so mehr, je weniger der Dichter ihm an Material bot. Großes seelisches Material der Dichturfürsten vermochte er nicht zu bewältigen. Nicht sein Lear und sein Hamlet, nicht sein Richard III. und sein Alba haben ihm die großartige Jubelfeier eingetragen, sondern sein Rocheperrier und Bonjaur, sein Thorane und sein Lämmchen, sein Klingsberg und sein Cromwell . . .

\* \* \*

Tout passe, tout casse, tout lasse . . . Auch Haase konnte sich die letzten Jahre über davon überzeugen, wenn er die Kritiken am Abend seiner Bühnenlaufbahn mit denen aus der Zeit, wo seine Beifallsjonne in Mittagshöhe stand, verglich. Aber er kann sich auch mit der Gunst der großen Masse trösten — die ist ihm gleich treu geblieben ein halbes Jahrhundert hindurch. Merkwürdig, diese große Masse — wie langsam sie sich fortentwickelt insbesondere auf dem Gebiete jeglicher Art Kunstgeschmack. Da bleibt sie stets hinter der kleinen Gruppe ästhetischer Feinschmecker und ihrer die kritisirende Feder schwingenden Führer um ein paar Jahrzehnte zurück.

Das merkt man jedes Mal auf's Neue, wenn einer der Halbgötter der Modernen zu Worte kommt, was jetzt freilich immer seltener zu geschehen pflegt, denn schließlich ist auch für den tollsten Principienreiter unter den Theaterleitern ein schöner Kassenrapport über Aufführungen klassischer Dichtungen und unmoderner Mittelwaare weit werthvoller und lieber, als die begeistertsten Hymnen jenes Häufleins Kritiker. Von allen Theaterleitern der letzten 10 Jahre ist hier nur Ludwig Barnay zum Millionär geworden, obschon — oder weil? — Stücke wie ein Ohnet'scher „Hüttenbesitzer“ zum eisernen Bestande seines Spielplans gehörten.

Gar bitter sind dagegen die Erfahrungen, die das „Deutsche Theater“ macht. Besonders in diesem Winter. Die beiden Haupttrümpfe, die Direktor Otto Brahm auspielte, erwiesen sich als viel zu schwach und wurden von Mißgunst und Verständnißlosigkeit überstoßen.

Selbst die allerwärmsten Anhänger des Hauptmann-Kultus mußten zugeben, daß „Florian Geyer“ ein ganz verfehltes Werk. Deswegen hätte es freilich bei der Erstaufführung am 4. Januar nicht zu den wunderlichen Auftritten zu kommen brauchen, die im letzten Akte gar zu minutenlanger Unterbrechung des Spiels und einem Höllenlärm führten. Hervorgehoben wurde der beispiellose Skandal weniger durch die Dichtung, als durch die überlaute Gemeinde der Freunde des Dichters, die dort einen großen Erfolg sehen und schaffen wollten, wo das Publikum nur Mißbehagen empfand und einen Mißerfolg verzeichnete. Doch wir wollen von diesen Vorgängen ganz absehen, die den Theatersaal zum Schauplatz einer stürmischen Volksversammlung machten. Sie allein dürfen für das Werk nicht maßgebend sein. Gleich den „Webern“ ist's eine Mitleidstragödie, aber die gequälten schlesischen Arbeiter mit ihrem Hunger und Elend stehen mir immerhin näher, als die Bundschuhleute mit ihren 12 Artikeln aus dem an tragischen Episoden und entsetzlichen Vorkommnissen so reichen fränkischen Bauernkriege des Jahres 1525. Ihr ritterlicher Führer, der Florian Geyer, gewiß eine tragische Figur, ist episch und dramatisch schon wiederholt verarbeitet worden — aber Hauptmann hat nicht mehr Glück dabei gehabt, als seine Vorgänger. Der Dichter nannte sein Werk „Bühnenspiel“ — charakteristisch für die Modernen ist überhaupt die geistliche Umgehung der landläufigen dramatischen Gattungsbezeichnungen — aber auch das Bühnenspiel muß uns in erster Linie eine festgefügte Handlung, Steigerung und Entwicklung bieten, wenn anders es fesseln soll. Hier — nichts davon. Eine endlose Reihe von Bildern und Szenen, oft vollständig zusammenhanglos, so daß z. B. das Vorspiel ganz gut an Stelle des dritten Aktes, dieser anstatt des zweiten und der zweite als erster Akt hätte gegeben werden können — man hätte wahrlich keinen Unterschied gemerkt. Erst im vierten beginnt so was wie dramatische Handlung uns zu fesseln, die dann im fünften in echt Hauptmannscher Weise gewaltig ergreift, schließlich aber durch das Uebermaß naturalistischer Zumuthungen verstimmt und abtödt. Bis zur zweiten Hälfte des vierten Aktes nichts als wüster Lärm auf der Bühne, ein Stoßen und Drängen und Schreien von zahllosen immer wieder neuen Gestalten, die kennen

zu lernen wir gar nicht Zeit haben, deren Summen wir mitunter nicht einmal verstehen können. Florian Geyer selbst aber mitten drin keineswegs der Alles beherrschende Mittelpunkt von zwingender Gewalt, um den sich Alles sammelt, sondern eigentlich auch immer nur Episode, wie die Uebrigen Alle. Freilich war das Werk, das zuerst für zwei Abende berechnet war, stark zusammengestrichen worden. Vielleicht dadurch stellte die Aufführung an historische Spezialkenntnisse so starke Forderungen, läßt sie so viel der Räthseldeutungskunst übrig. Aber Publikum will keine Räthsel lösen im Theater. Dazu das ewige Stimmengewirr, Rüstungsgeklirr, Schwertergerassel und Kanonengeprassel — auch Männernerven hielten die Sache schwer aus. Trotz alledem gelang es Hauptmann nicht einmal, großausgeführte, klargezeichnete, farbenprächtige Zeitbilder zu liefern. . . Und das sollte nun einen Goetheschen „Götz“ in den Schatten stellen! Jemand meinte recht boshaft: dieser sei wirklich ein „eiserner“ Götz, Hauptmanns „Florian Geyer“ aber nur — blechbeschlagen. . . Der Raum verbietet mir leider eingehender bei der Dichtung zu verweilen. Jedoch heischt es die Gerechtigkeit zu betonen, daß ein Hauptmann sein dichterisches Genie nimmer ganz verleugnen kann: auch hier gabs Momente, Züge, Scenen von großer dichterischer Schönheit und Kunst, zumal im 4. und 5. Akt, theilweise auch im zweiten. Man hat sie später herauszuretten gesucht. Zur zweiten Aufführung war das große Vorspiel ganz gestrichen, waren die übrigen Akte erheblich gekürzt worden — aber geholfen hat das nicht und nach zwei Wochen schon war das so mühsam einstudirte, mit soviel Kosten inszenirte „Bühnenspiel“ vom Spielplan so gut wie ganz verschwunden. Wenn ich nicht irre, hat es überhaupt noch nicht zehn Aufführungen erlebt.

\* \* \*

Fast ebenso schlimm erging es *Mar Halbe*. Nicht so hoch steckt er sich sein Ziel, wie der fruchtbarere Gesinnungsgenosse und größere. Wenn dieser künstlerisch Zeit- und Weltfragen zu erfassen und bis zur Höhe dichterischer Verallgemeinerung des Menschlichen überhaupt zu erheben bemüht ist, so begnügt sich Halbe mit kleinen stimmungsvollen Lebensauschnitten der einzel-

nen Menschen. Aber die Mittel, mit denen er arbeitet, sind zu meist die gleichen und die treibende Lebensphilosophie ist dieselbe. Der Erfolg seiner „Tugend“ vor ein paar Jahren, die anzubringen ihm übrigens viel Mühe gekostet hat, weckte das Interesse für seine neueste Dichtung: „Lebenswende“ die er als „Tragikomödie“ bezeichnet. Schon diese Bezeichnung allein erscheint verhängnißvoll. Was einem Shakespeare gelingen konnte, das Tragische und Komische in einem Unauflöslichen zusammenzuverschlingen — Halbe ist es mißlungen und selbst zwei Halbe machen, trotz aller mathematischen Grundsätze, noch kein Ganzes. Das Tragische wird hier nicht sowohl vom Komischen, sondern vom Grotesken überwuchert und wo der Dichter erschütternd wirken wollte, da verdarb er Alles durch Banalität, die namentlich im 5. Akte Platz griff. Eine Handlung giebt's freilich dieses Mal, aber sie setzt erst im 3. Akte ein und wird schließlich — unerhört! — nach dem deus-ex-machina-Rezept jäh übers Knie gebrochen. Zwei junge Männer, ein strebsamer Techniker, Weyland und ein verbummelter, faß- und markloser Student, Ebers, ewig im Kater und verträumt, leben in einem Chambre-garni bei einem Fräulein Olga, dem einst der Bräutigam kurz vor der Hochzeit starb. Sie hat eine Nichte bei sich, Provinzialbackfisch Bertha, ein verliebtes und verschlagenes Mädchen, das die Residenzluft kennen lernen soll und über dessen Lüsternheit und sinnlicher Neugier nur die Philistrität der Kleinstadt die Patina einer scheinbaren Herzensreinheit gedeckt hat. Sie kokettirt bald mit Ebert, bald mit Weyland, läßt sich von jenem küssen und bietet sich diesem als Weib an. Das Letztere thut auch Olga, in einer der besten Szenen, in wahrhaft dichterisch natürlicher Weiblichkeit; sie selbst wird von einem aus Amerika heimgekehrten alten Jugendfreunde geliebt und umworben, Robert Heyne, der Weib und Kind drüben verlassen hat, wie sie ihren Bräutigam. Weyland beschäftigt sich mit einer großen Erfindung auf dem Gebiete des Bronzegusses. Aber dazu braucht er Geld. Die Rente Olgas reicht nicht aus. Sie will daher das Opfer bringen — natürlich ohne daß Weyland es weiß — und Heyne heirathen, wenn er die Summe hergiebt. Aber er ist vorsichtig: erst muß er sehen, was es mit der Erfindung auf sich hat, an der der

Techniker im Hinterhause arbeitet, wo er sich einen Gußofen hergerichtet hat, in dessen Feuerschein auch die beiden letzten Akte spielen. Da begeht die Liebende den Unfinn, ihre Hand dem greisen, halb blödsinnigen, aber reichen Hausbesitzer zu versprechen, der längst um sie buhlt. Doch inzwischen besinnt sich Heyne und da nun andererseits Olga auf Bertha eifersüchtig wird — sie glaubt, das Mädchen habe Weyland bethört — so heirathet sie doch zu guterlegt den Jugendfreund, der wie gesagt dem Erfinder jezt zu helfen bereit ist. Bertha aber, die sich erst mit Ebert verlobt hatte, dann wieder entlobt wurde, nimmt ihn schließlich, da Weyland von ihr absolut nichts wissen will. . .

Erquickend ist das Alles nicht und auch nicht natürlich. Aber diese eigentliche Handlung ist ja ganz Nebensache: die Milieuzeichnung, die Stimmungsmalerei, die Charakteristik, vor Allem die Eberts und des Provinzmädchens — während Olga nur stellenweise gelungen ist, Weyland ein langweiliger Schönredner und Heyne sich durch nichts von einem Schablonenmenschen unterscheidet — Das macht den Reiz der Dichtung aus, namentlich in den drei ersten Akten. . . Jedoch feine Seelenmalerei und getreue Alltagslebensschilderung sind offenbar nicht nach dem Geschmack des großen Publikums und da die Koterie der Modernen und ihre zumeist aus wenige Semester alten Studenten bestehende Clique wiederum von vornherein scharf ins Zeug ging, so gabs abermals Skandal: Trampeln, Zischen, Pfeifen sogar. Der Erfolg des Stücks war ein sehr umstrittener und sein Geschick gleich dem von „Florian Geyer“: es steht schon nicht mehr auf dem Spielplan. Vielleicht wird's zu einer Lebenswende auch für Halbe selbst und gelangt sein schönes Talent demnächst auf den richtigen Weg. Akte, wie der erste und zweite in „Lebenswende“, gehören zu den besten in der heutigen deutschen Bühnenliteratur überhaupt. Nur kann man ihren Reiz nicht wiedergeben — man muß sie sehen.

Auch von „Liebele i“ läßt sich das sagen, dem dritten Schauspiel, das das Deutsche Theater in der letzten Woche auf die Bühne gebracht hat und in diesem Falle mit mehr Glück. Der Dichter, ein liebenswürdiger junger Wiener Arzt, Dr. Arthur Schnitzler, eroberte sich die Herzen der Berliner im Sturm.

Daß der geistreiche Feuilletonist und Sayneten-Dichter von Henri Murger und Alphonse Daudet beinflusst erscheint, daß sein Dreiakter Erinnerungen an „La vie de Bohème“ und „Sappho“ wachruft, das thut nichts, denn „Liebele“ ist echtes Wiener Blut durch und durch. Erzählt ist's bald, was das Stück bietet: Zwei junge Wiener Lebemänner, Theodor und Fritz, lernen wir kennen und ihre augenblicklichen Puffaden, die fefche, lustig und leichtfertig durchs Leben flatternde und ihre Liebhaber wie Tänzer wechselnde Modistin Mizi und die schwermüthige Musikantentochter Christine, der es Ernst ist mit ihrer Liebe zu Fritz. Und auch dieser liebt, und liebelt nicht, zum ersten Mal in seinem Leben. Doch das Unglück schreitet schnell. Er hat auch gleichzeitig ein Verhältniß mit einer Dame von Welt. Der Gatte kommt dahinter und mitten in das tolle, lustige Treiben der vier in dem reichen Junggesellenheim Fritzens fällt seine Forderung, die er persönlich überbringt. Im zweiten Akt werden wir in das Heim des alten resignirten Musikanten, zweiten Geigers in einem Vorstadttheater, geführt. Eine saubere Dachwohnung voll Sonnenschein und mitten drin die bange Christine mit der Angst um ihre Liebe, obgleich sie vom Duell nichts weiß. Aber Fritz ist so räthselhaft und zum Rendezvous kam er nicht und eine alte Nachbarin stichelt und klatscht so häßlich und die Mizi lacht und scherzt so viel... Doch da kommt der Fritz... Endlich!.. Er kommt Abschied nehmen, ohne daß sie es merken darf... Dann geht er. Sie soll ihn nicht wiedersehn. Er fällt in Duell. In 3. Akt erfährt sie es, erfährt gleichzeitig, daß er schon beerdigt ist! Gleichgültige Verwandte, leicht vergessende Freunde konnten ihn zur Erde bestatten, und sie, und sie, deren Lebenssonne er war, sie durfte es nicht?... Da rast sie zur Thür hinaus und stürzt sich aus der Dachlufe in den Hof hinab...

Das ist alles. Aber wieder, wie ist das gemacht. Mit wieviel Geschick und Geschmack, mit wieviel Empfindung und Naturtreue. Wie lebensvoll sind alle sieben Personen, auch die episodischen. Und doch — was bietet nun der Dichter? Nachdem er mit liebenswürdiger Naivität und sozusagen einem herzigen Cynismus zwei Akte hindurch solche „Verhältnisse“ als reizvolles selbstverständliches Surrogat des Männerlebens gezeichnet hat, läßt

er im dritten doppelten Tod aus ihnen erwachsen und wir wissen nicht, ist diese Wendung nur anekdotisch oder tendenziös zu nehmen. Wohl im ersten Sinne: wiederum nur einen „Lebensabschnitt“ wollte uns Schnitzler malen und weil er ihn liebenswürdiger, geschmackvoller, minder grell malte, als seine norddeutschen Gefinnungsbrüder, gefiel er auch der Masse besser, als diese . . .

\* \* \*

Nur im Fluge können noch einige andere interessante Erscheinungen uns dem Berliner Bühnenleben der letzten Wochen gestreift werden, verdienten sie auch mehr Worte, als ich ihnen hier widmen kann.

So Ernst von Wildenbruch's „König Heinrich,“ Tragödie in einem Vorspiel und fünf Akten. Der gewaltigste Stoff deutscher mittelalterlicher Geschichte ist's, den der reichstreue Dramatiker und königstreue Dichter hier vorgenommen hat. Einen Stoff, der auch ohne dichterische Bearbeitung und Ausgestaltung an und für sich schon von großer poetischer Kunstwirkung ist: Heinrich IV., Gregor VII., Kanossa! Ein gewaltiger Block und ihn künstlerisch auszumeißeln — dazu gehört immerhin eine größere Kraft, als die Wildenbruchs. Wo sie im Augenblick zu finden wäre — ich sehe sie nicht. Vielleicht kam es dem Verfasser der „Quizow“ und von „Der neue Herr“ auch nur auf den Knalleffekt an, der den Höhepunkt der Dichtung bildet, die stolzen Worte: „Ich bin der König und Treue zum König und König's Wille ist Deutschlands Gesetz. Ich frage nicht, ob Jude oder Christ — ich bin der König und Treue zum König ist Deutschlands Religion!“ Sie sind gewiß von aktueller Bedeutung, wenngleich sie Kaiser Heinrich IV. in den Mund gelegt werden. . .

Wie dem auch sei — wenn auch kein Meisterwerk der dramatischen Kunst, so doch ein effektvolles Theaterstück hat Herr v. Wildenbruch aus dem großen Stoffe gemacht und die Reihe kunstschöner und auch empfindungsvoller Bilder, die uns den herrlichen Kaiser von den Tagen seiner Kindheit bis zum Höhepunkt seiner Macht zeichnen und mit dem dichterisch antizipirten Tode Gregors schließen, sie geben bei aller Theatralik doch eine bessere Schilde-

derung der Zeit, als das naturalistische Gelärme des Hauptmannschen „Florian Geyer“. Die Tragödie ist das Zugstück des „Berliner Theaters“ geworden und daß sie es verdient, soll nicht bestritten werden.

Nur ein Kuriosum noch zum Schluß. Weil es der prächtige gemüthvolle Fedor v. Bobeltzig ist, der Dichter von „Ohne Geläut“, dem Schauspiel im Sudermannschen Stil, aber ohne Sudermannsche Phrase und Pose, das vor zwei Jahren im „Lesfing-Theater“ einen so berechtigten Erfolg erzielte. Er hat demselben Theater jetzt ein Lustspiel bescheert und es bedeutete eine Ueberraschung, weil es eine Enttäuschung brachte. Daß er Humorist ist, das wußten wir aus seinen Novellen und Skizzen. Nun schrieb er ein Lustspiel. Warum auch nicht. Aber „Der Thron seiner Väter“ geht um den eigentlichen Stoff herum, der darin lag, daß ein preußischer Gardelieutenant plötzlich auf den „Thron“ eines drei Quadratmeilen großen Duodezstaatchens berufen wird. Wie das auf ihn wirkt, ihn vorübergehend wandelt — fürwahr ein prächtiger echter Lustspielstoff. Aber was wir zu sehen und zu hören bekamen, das waren die allerbilligsten und allernächstliegenden Wize über Kleinstaaterei und daneben eine simple doppelte Heirathsgeschichte in der Schwankmanier der Moser und Schönthan und Kadelburg. Das echte Lustspiel höheren Stils blieb ungeschrieben. Schade!

Berlin, im Februar.

J. Norden.



#### Druckfehlerberichtigung.

In IV. Kunstbrief lies auf Seite 36, Z. 14 v. o. Kultus statt Kulman und auf Seite 38, Z. 11 v. o. Theorie statt Poesie.



## Litterarische Umschau.

---

Die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so allgemein verbreitete Sitte in ausführlichen Tagebüchern die täglichen Erlebnisse und Erfahrungen genau aufzuzeichnen, seine Fehler und Schwächen sorgfältig anzumerken und die moralischen Fortschritte des eigenen Ich ebenso wie die oft genug zu beklagenden Fehltritte peinlich abzuwägen, ist mit Recht längst aus der Mode gekommen. Die bei einer solchen Buchführung über die eigene Persönlichkeit stets unvermerkt sich einschleichende Selbstspiegelung, Selbsttäuschung und Selbstgefälligkeit wirken auf den Charakter der Schreibenden meist nur schädlich. Dagegen ist es eine alte wohlberechtigte Neigung ernster Geister ihre Lebenserfahrungen und ihre Gedanken über die mannigfaltigen Erscheinungen und Wechselfälle des Lebens in späteren Jahren aphoristisch aufzuzeichnen. In solchen geistreichen, anregenden, scharfsinnigen Reflexionen haben die Franzosen seit Pascal Vorzügliches geleistet und sind darin wahre Meister. Auch in Deutschland herrschte am Ende des XVIII. Jahrhunderts große Vorliebe für solche scharf zugespitzte, paradoxe Aphorismen. Novalis Fragmente sind das glänzendste Beispiel für diese Art schriftstellerischer Production. Den ganzen Reichthum seiner großen Lebens- und Welterfahrung hat dann Goethe in seinen Sprüchen, Reflexionen und Maximen niedergelegt, deren Inhalt wahrhaft unererschöpflich ist. Hinter diesen fast alle Gebiete des Lebens, die Religion allein ausgenommen, berührenden Aussprüchen des großen Meisters stehen natürlich alle späteren Veröffentlichungen ähnlicher Art weit zurück. Aber auch nachher sind doch nicht wenige feine und tiefe

Gedanken aus den eigenen Erfahrungen von lebenskundigen Männern und Frauen aufgezeichnet worden. Und selbst in der Gegenwart, in der das innere Leben so verflacht ist und das Wesen und Treiben der Menschen immer mehr veräußerlicht, fehlt es erfreulicher Weise doch nicht an Persönlichkeiten, welche in die Tiefe des Lebens blicken und das, was sie erschaut, innerlich erlebt und erfahren haben, in mehr oder weniger zusammenhängender Form aussprechen. Dahin gehören z. B. die Aphorismen des pseudonymen L. Robert, der Frau Dora Duncker Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches, die Schrift: Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers u. a. Ihnen reiht sich das jüngst erschienene Buch von Wilhelm Münch, *Anmerkungen zum Text des Lebens*\*) an. Der Text des Lebens ist für die meisten Menschen derselbe, aber viele bringen es zu keinem rechten Verständniß darin, andere kommen nicht über das Buchstabiren hinaus, viele endlich achten auf ihn gar nicht. Aber auch unter denen, welche sich mit Ernst und Eifer in ihn vertiefen, herrscht große Mannigfaltigkeit der Auffassung und des Verstehens, denn jeder liest in diesem Texte trotz allgemeiner Uebereinstimmung doch nach der Individualität Verschiedenes. W. Münch ist Provinzial-Schulrath in Coblenz und der Schulmann ist an manchen Stellen leicht zu erkennen; Gedanken, Beobachtungen und Reflexionen der mannigfachsten Art sind es, welche er uns in seinem Buche bietet. Es ist ein feiner Beobachter, ein Mann von durchgebildetem Charakter und wahrhaft humanem Sinn, der aus diesen Blättern zu uns spricht, wir hören ihm gerne zu, auch wo wir anderer Ansicht sind als er. Für die charakteristischen Unterschiede der verschiedenen Nationen hat Münch einen scharfen und doch wohlwollenden Blick und die dunkeln Schattenseiten des Lebens der Gegenwart entgehen ihm nicht. Aber er ist nicht ein herber Kritiker und bitterer Moralist, sondern durchweg ein wohlwollender Warner und freundlicher Mahner, überall aber zeigt er einen auf das Ideale gerichteten Sinn. Münch hat viel beobachtet, viel erfahren, viel gedacht und die vorliegenden Anmerkungen sind gewiß nur ein Theil dessen, was er im Texte des Lebens gelesen. Daß nicht alles in dem Buch

\*) Berlin, H. Gaertners Verlagsbuchhandlung. 3 M.

von gleichem Werth ist, versteht sich von selbst, aber das Gute und Beherzigenswerthe überwiegt bei weitem. Auf das Einzelne näher einzugehen ist unmöglich, Sammlungen von Gedanken wie diese Anmerkungen wollen in Pausen gelesen und bedacht werden; mögen sie viele Leser finden.

Die Tage der Jubelfeier des großen Krieges von 1870 und 1871 sind nun vorüber; eine große Anzahl von mehr oder weniger werthvollen Festschriften haben den ganzen Krieg und die Aufrichtung des deutschen Reiches behandelt, andere die einzelnen hervorragenden Ereignisse dargestellt. Eine beachtenswerthe Ergänzung zu dieser Litteratur bildet das jüngst erschienene Buch: *Das Deutsche Reich 1871—1891\**). Es ist eine ganz objective Zusammenstellung der Thatfachen, ohne hinzugefügte Urtheile und Reflexionen, gewissermaßen vom Standpunkt der Regierung aus; daß aber keine einseitige Verherrlichung des neuen Kurfes darin beabsichtigt ist, lehrt die Widmung des Buches an den Fürsten Bismarck auf's deutlichste. Vorausgeschickt sind dem Ganzen die bekannten, für alle Zeit denkwürdigen 191 Kriegsbefehle. Aus dem reichen Inhalt der letzten 25 Jahre sind natürlich nur die wichtigsten und zwar für die Folgezeit irgendwie bedeutsamen Ereignisse hervorgehoben und berichtet. Die ersten zehn Jahre bis 1881 werden kürzer, die späteren immer ausführlicher, am eingehendsten die letzten fünf Jahre seit dem Sturze des Fürsten Bismarck behandelt; dieser letzte Abschnitt ist die erste übersichtliche Darstellung der inneren und äußeren Politik des deutschen Reiches unter Kaiser Wilhelms II. eigener Leitung. Die Darstellung ist auch hier rein sachlich und sucht volle Objectivität zu bewahren, was bei der Berichterstattung über die vielen Verfehrtheiten des Caprivischen Regiments allerdings nur mit Mühe gelingt. Das Buch ist durch seine Sachlichkeit und Zuverlässigkeit zur Orientirung sehr geeignet und ein treffliches Hülfsmittel zum Nachschlagen; leider fehlt ein Register, das die Brauchbarkeit des Werkes wesentlich erhöht und vermehrt hätte.

Höchst interessante Einblicke in das geistige Leben und die sittlichen Anschauungen des deutschen Bauernstandes, vorzugsweise

---

\*) Berlin, H. von Decker's Verlag. 2 M.

in Mitteldeutschland, gewährt eine Schrift, welche unter dem unscheinbaren Titel: Zur bauerlichen Glaubens- und Sittenlehre von einem thüringischen Landpfarrer\*), unlängst in dritter Auflage erschienen ist und die sorgfältigste Beachtung Aller verdient, die sich für die Erhaltung und das Gedeihen dieser wichtigsten Bevölkerungsklasse des Staates interessiren. Der Verfasser hat sich nicht genannt, es ist aber bekannt, daß Dr. Hermann Gebhardt, Pfarrer zu Molschleben in Thüringen der Autor des Buches ist; er schöpft seine Mittheilungen aus einer langjährigen Erfahrung und genauer Beobachtung und was er berichtet, hat Anspruch auf volle Zuverlässigkeit. Gebhardt meint selbst, der richtigere Titel des Buches würde sein: Glaube und Sitte auf dem Lande und darin hat er gewiß Recht, denn schon rein kulturgeschichtlich betrachtet bietet das Buch eine Fülle von wichtigem und lehrreichem Material. Des Verfassers Absicht ist freilich eine viel höhere, nämlich die Umwandlungen, den Wechsel in den religiösen und sittlichen Anschauungen und Lebensformen des Bauernstandes während der letzten zwei Menschenalter und die Rückwirkung dieser Veränderungen auf das Verhalten des Landvolkes zur Kirche darzulegen. Er behandelt seinen Stoff vom positiv kirchlichen Standpunkt aus, und von diesem allein war es möglich die Dinge richtig zu würdigen, aber milde und weitherzig. So ist z. B. vortrefflich, was er über die frühere Kirchlichkeit in den Gemeinden und die Ursachen des Verschwindens derselben in der Gegenwart sagt; er hebt die Vorzüge der früheren Zustände auf dem Lande nachdrücklich, oft wehmüthig hervor, verkennt aber auch die mancherlei Fortschritte und besseren Erscheinungen in der Gegenwart nicht. Da die Schrift ursprünglich zum Vortrage auf einer Konferenz von Amtsgenossen bestimmt war, so hat Gebhardt den Stoff in etwas eigenthümlich theologischer Weise nach den drei Glaubensartikeln gruppiert, wodurch dann die Hauptmasse derselben unter dem dritten behandelt wird; eine andere Eintheilung nach rein sachlichen Gesichtspunkten wäre wohl zweckmäßiger und für die Uebersichtlichkeit förderlicher gewesen. Doch die Hauptsache ist und bleibt der Inhalt und man freut sich immer wieder der reicher Be-

---

\*) Gotha, Gustav Schloßmann. 3 M. 50.

Lehrung, die das Buch bietet. Der Verfasser hat einen sehr feinen Sinn für das Volksthümliche und führt den Leser aufs lebendigste in den Gedankenkreis und die Anschauungsweise des Volkes ein, ihm liegt alle Schönfärberei gänzlich fern, er lächelt über die Salonbauern in den Dorfgeschichten, aber er hebt auch das Urwüchsige, Kräftige, in besten Sinn Conservative in der Bauernnatur hervor. Man darf übrigens bei der Lectüre des trefflichen Buches nicht außer Acht lassen, daß es die Verhältnisse in einem bestimmten Gebiete Deutschlands sind, welche uns darin vorgeführt werden. Mögen auch einige Erscheinungen, wie die Ausbreitung des Unglaubens von den Städten auf die Dörfer, die Auflösung der Familienbände, die Steigerung der Unsitlichkeit überall gleich oder ähnlich sein, so sind die Zustände der Landbevölkerung in Pommern oder Ostpreußen von denen in Thüringen unzweifelhaft sehr verschieden und ebenso wieder die in der Rheinprovinz und Württemberg. Gebhardt kommt schließlich zu dem betrübenden Resultat, daß der Niedergang des kirchlichen Lebens auf dem Lande unverkennbar sei. Die Vorschläge, die er zur Abhülfe dieses Nothstandes macht, sind wohlbedacht, maßvoll und beherzigenswerth; am meisten erwartet er von einer ernstern, allgemein durchgeführten Kirchenzucht und der früher oder später sicherlich eintretenden Trennung der Kirche vom Staat. Gebhardts Schrift ist kein Buch für junge Mädchen und zartfühlende Seelen, aber ernstern Männern kann es nur aufs wärmste empfohlen werden, möge es namentlich von recht vielen unserer Pastoren gelesen werden. Zum Schluß können wir einen Wunsch nicht unterdrücken. Möchten sich doch erfahrene, unbefangene und mit scharfer Beobachtungsgabe ausgestattete Männer unter unserer Geistlichkeit finden, welche durch längere Amtsthätigkeit und Seelsorge mit den religiösen und sittlichen Anschauungen der lettischen und estnischen Landbevölkerung unserer Provinzen vertraut, sich an die Aufgabe machen eine ähnliche Zusammenstellung, wie Gebhardt es für Thüringen gethan, über unsern Bauernstand zu veranstalten und zu veröffentlichen. Solche Schriften würden nicht nur praktisch von nicht geringer Bedeutung, sondern auch kulturgeschichtlich von großem Werthe sein.

Die klassische Bildung, die Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums wird, das läßt sich leider nicht verkennen, in

der Gegenwart immer mehr zurückgedrängt und die Beschäftigung mit den Geisteswerken der Alten nach der Gymnasialzeit wird in den Kreisen der Laien stets seltener; was vollends in der Tagespresse für grobe Unkenntniß in Bezug auf das klassische Alterthum hervortritt, ist geradezu erstaunlich. Anspielungen auf bekannte Verse und Sprüche der antiken Autoren, die früher sogleich verstanden wurden, bedürfen heute der Erklärung und Uebersetzung und die Bekanntschaft auch nur mit den Meisterwerken der griechischen und römischen Poesie ist außerhalb des engen Kreises der Fachgelehrten höchst gering; viele zählen sich heute zu den Gebildeten, die nie eine Tragoedie des Sophokles in der Uebersetzung, geschweige denn im Original gelesen haben. Den Ursachen des Niederganges der klassischen Bildung nachzugehen, würde uns hier zu weit führen. Die ganze gegenwärtig in der Litteratur herrschende Richtung, der rohe Naturalismus, das grobe Kopiren der gemeinen Wirklichkeit wären garnicht möglich, wenn unter den Gebildeten eine, wenn auch noch so dunkle Erinnerung an die in der antiken Litteratur unvergänglich fortlebende Welt der Schönheit vorhanden wäre. Es ist daher ein verdienstliches Unternehmen durch eine geschichtliche Darstellung der antiken Poesie und Litteratur überhaupt in gemeinverständlicher Form weiteren Kreisen wieder das Verständniß der herrlichen Werke des Alterthums zu vermitteln. Den ersten Versuch dieser Art hat in neuerer Zeit Jakob Mähly, der selbst Philologe den gewaltigen Stoff mit voller Sachkenntniß behandelt, gemacht. Da er aber die gesammte Litteratur der Griechen und Römer in zwei kleinen Bänden darstellt, so konnte er nur selten auf die einzelnen Werke der Schriftsteller näher eingehen und mußte sich oft mit Andeutungen begnügen; trotzdem ist sein Buch eine sehr empfehlenswerthe Lektüre. Gegenwärtig liegt ein neuer Versuch, mit engerer Begrenzung des Stoffes vor: E. Kroker, Geschichte der griechischen Litteratur\*) von der bis jetzt der erste Band erschienen ist. Das Buch, von handlichem Format, ist äußerlich vortrefflich ausgestattet. Dieser erste Band reicht von den Anfängen der griechischen Poesie bis zur neuen Komödie. Das Werk, ganz populär gehalten, ist wohl dazu geeignet, des Griechischen

\*) Leipzig, Fr. Wils. Grunow. 2 M. 80.

unkundige gebildete Laien in den Tempel der hellenischen Dichtung einzuführen; daß Fachkenner dieses und jenes im Einzelnen auszusagen haben und manches vermiffen werden, kommt für den Zweck des Buches nicht viel in Betracht. Als einen wirklichen Mangel desselben betrachten wir es, daß nicht einleitungsweise eine Charakteristik des hellenischen Volkscharakters und namentlich der griechischen Sprache gegeben worden ist; auch eine kurze Uebersicht über das Wesen und die Beschaffenheit der griechischen Musik vermißt man sehr. Bei Homer ist ferner vom Epos und epischen Gedichten viel die Rede, ohne daß doch eine klare Begriffsbestimmung von beiden gegeben würde; es hätte gerade in diesem Kapitel das Wesen des Epos, wenn auch nur in Kürze, entwickelt werden sollen. Bei der Besprechung der Dramen der drei großen Tragiker wird oft mehr, als uns berechtigt erscheint, vom modernen Standpunkt aus geurtheilt. Aber mag man auch in verschiedenen Punkten und manchen Einzelheiten vom Verfasser abweichender Ansicht sein, das Buch verdient doch allen Gebildeten zur Lektüre warm empfohlen zu werden; wer es aufmerksam und mit rechtem Interesse liest, den wird daraus ein Hauch hellenischer Schönheit anwehen und berühren. Die Inhaltsübersichten der epischen Gedichte und der Dramen sind ja zur Bekanntmachung mit dem Gegenstande ganz zweckmäßig, aber sie können nur zu leicht die Vorstellung erwecken, daß man dadurch hinlänglich mit den Dichtungen bekannt geworden sei und sie selbst nicht mehr zu lesen braucht. Das wäre aber ein großer und gefährlicher Irrthum, denn erst durch die dichterische Behandlung wird der poetische Stoff zum Gedicht. Die rechte Wirkung einer Litteraturgeschichte soll die sein, daß der Leser durch sie angeregt wird sich mit den Dichtungen selbst bekannt zu machen. Bei den Werken der Alten wird der der Sprache nichtkundige Laie zu Uebersetzungen greifen; leider sind nicht wenige von diesen so schwerfällig und hart, daß sie eher abschrecken als anziehen. Namentlich die Nachbildung der kunstvollen Choralieder bereitet den Uebersetzern unüberwindliche Schwierigkeiten, da die Wiedergabe der Versmaße im Deutschen unmöglich ist und nur zu unnatürlichen Wortbildungen und ungewöhnlichen Wortformen führt. Der Versuch die griechischen Dramen in modernisirter Form zu übertragen, namentlich die

Chorlieder in ganz freien gereimten Strophen wiederzugeben, wie ihn Gravenhorst, D. Marbach, L. Klug und andere gemacht haben, bringt die Dramen dem modernen Sinn allerdings viel näher, beeinträchtigt aber den Charakter der antiken Werke doch gar zu sehr. Eine soeben erschienene neue Uebersetzung der Tragödien des Sophokles von Oskar Hubatsch\*) schlägt einen Mittelweg ein. Hubatsch hat den griechischen Trimeter mit dem uns geläufigen fünffüßigen Jambus vertauscht und wendet in den Chorgesängen außer Daktylen und Anapaesten nur Jamben und Trochäen statt der im Deutschen kaum oder garnicht wiederzugebenden schwierigen Versmaße an. Der fünffüßige Jambus bringt den Dialog uns allerdings näher und macht ihn weniger feierlich als der Trimeter es für uns thut; aber manchmal scheint uns in der Uebersetzung dadurch doch viel von der Würde und Hoheit des Originals verloren zu gehen, so z. B. in dem berühmten Monolog des Ag. In der Uebertragung der Chorlieder hat Hubatsch sehr Anerkennenswerthes geleistet; wer freilich das Original kennt, dem wird die Uebersetzung doch nicht immer ganz genügen, so z. B. die des wundervollen dritten Chorgesanges von den ungeschriebenen Gesetzen im König Oedipus. Aber wir wollen nicht ungerecht sein; eine Uebersetzung, die ebenso treu wie gut deutsch und zugleich wahrhaft poetisch ist, wird es kaum jemals geben. Hubatsch Uebertragung hat große Vorzüge vor allen bisherigen Verdeutschungen des Sophokles. Knappe, aber genügende Einleitungen zu jedem Drama sowie kurze Anmerkungen erleichtern das Verständniß. Wir wünschen Hubatsch Arbeit weite Verbreitung.

Unter dem originellen Titel: Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute\*\*) ist kürzlich eine ganz eigenartige Gedichtsammlung in dritter vermehrter Auflage erschienen. Der Herausgeber ist der durch seine Schrift: Allerlei Sprachdummheiten in weiten Kreisen bekannt gewordene Dr. Gustav Wustmann, der strenge Wächter deutscher Sprachrichtigkeit und Sprachreinheit. Der Zweck des Buches ist die zur Zeit der Großväter und Väter

\*) Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen u. Klasing. 4 M.

\*\*) Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow, geb. 6 M. 50 Pf.

der jetzt lebenden Generation bekannten und beliebten Fabeln, Erzählungen, Lieder und Opernarien in einer vollständigen Sammlung der Gegenwart wieder in Erinnerung zu bringen. In einem stattlichen Bande hat man hier nun alle jene Gedichte beisammen, deren nicht wenige einem noch aus der eigenen Jugendzeit wohl bekannt sind, da fehlt weder „Johann der muntere Seifensieder“ noch „der grüne Esel“, weder „der kleine Töffel“, noch „die zwei Hunde“, weder „die Tabakspfeife“ noch „Unten und oben“. Die alten Lieder „Komm, lieber Mai“, „Wer wollte sich mit Grillen plagen“, „Guter Mond, du gehst so stille“, „Als ich noch im Flügelkleide“, „Willkommen, o seliger Abend“ und so viele andere finden sich alle hier; Dr. Eisenbart fehlt ebenso wenig wie „Es kann ja nicht immer so bleiben“ oder „Wir winden dir den Jungfernkranz“. Nicht ohne eine Gefühl der Rührung vergegenwärtigt man sich beim Lesen und Durchblättern des Buches die Freude und das Behagen, das Großvater und Großmutter einst an diesen einfachen Liedern und Fabeln gehabt haben; wie fern liegt die Stimmung, aus der sie hervorgegangen sind und in der sie frohen und traurigen Wiederhall fanden, uns Heutigen! Wie einfach und, von äußern Ereignissen unberührt, wie behaglich und jeder Empfindung freien Spielraum gewährend war doch das deutsche Leben bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein, wie naiv gab man sich dem frohen Gefühle des Daseins hin und wie überschwänglich war man in der Trauer und im Schmerz! Natur, Liebe, Freundschaft, Wein, Streben nach allgemeiner Menschenbeglückung — das sind die bewegenden Mächte, die ausschließlichen Interessen der Menschen jener Zeit. Beim Versenken in die Gedichte dieser Sammlung überkommt einen manchmal die Sehnsucht aus der Zerrissenheit, dem Parteihader, den wilden Interessenkämpfen, dem Materialismus des Lebens in der Gegenwart sich hinauszuflüchten in die glücklichen Tage jener Großvaterzeit, die uns wie das Paradies der Kindheit erscheint, und man vergißt momentan die dunklen Schatten, die auch auf jener Zeit lasteten. Seit der Zeit Napoleonischen Druckes wird der Ton etwas anders, Vaterland und Freiheit gewinnen auch einen Raum im Bewußtsein der Menschen, aber im Ganzen bleibt die alte Gemüthlichkeit und dauert in den Kreisen des Mittelstandes neben den neuen starken

Strömungen bis 1840 fort. Der eigentliche Zweck der vorliegenden Sammlung ist nicht der aesthetische, sondern der kulturgeschichtliche und litterärhistorische, das darf man bei der Lektüre nie aus den Augen lassen, der Herausgeber hat die Gedichte stets in ihrem ältesten und zuverlässigsten Texte gegeben und Anmerkungen hinzugefügt, die litterarische und biographische Notizen enthalten. Daß trotz des Reichthums der Sammlung man doch dieses oder jenes Gedicht vermißt, wird keinen Sachkundigen wundern, so fehlt z. B. „Weint, ach weint, ihr süßen Herrchen“ ebenso wie „Schön ist's unter freiem Himmel“, auch Boyens einst viel gesungenes Lied „Des Preußen Lösung ist die Drei“ vermissen wir ungern. Daß diese Sammlung schon drei Auflagen erlebt hat, kann nur mit Genugthuung erfüllen und beweist, daß in nicht wenigen Kreisen doch noch etwas von dem Geist und Sinn der alten Zeit fortlebt. Die Ausstattung des Buches ist so vorzüglich, wie man sie von der Verlagsbuchhandlung erwartet. Möge es zu den alten noch viele neue Leser gewinnen, das wünschen wir von Herzen.

Während in Skandinavien, namentlich in Norwegen, der moderne Naturalismus seine üppigsten Blüthen treibt und immer neue Autoren und Werke hervortreten, die sich in unnatürlicher Verzerrung der menschlichen Natur, in der Schilderung des Widerwärtigen und Häßlichen überbieten, hält sich Dänemark freier von diesen Auswüchsen einer verderbten und entarteten Kultur. Zwar fehlt es auch da nicht an eifrigen Verkündigern des modernen Evangeliums, daß das Häßliche und Unfittliche der eigentliche Gegenstand der Poesie sei, aber ihnen stehen Männer gegenüber, die in ihren Werken das Schöne und das Ideale zur Darstellung bringen. Zu ihnen gehört ganz besonders Professor Henrik Scharling in Kopenhagen, der unter dem Namen Nikolai schreibt und dessen Erzählungen bei seinen Landsleuten mit Recht lebhafteste Anerkennung gefunden haben. Die prächtige, an echter Komik reiche, von lebenswürdigem Humor erfüllte Erzählung: „Zur Neujahrszeit im Pastorat von Nöddebo“ und noch mehr das reizende Buch: „Meine Frau und ich“, dessen einfach naive Charaktere mit feiner Anmuth gezeichnet sind und das von einem köstlichen Humor durchweht ist, haben, ins Deutsche übersetzt, weithin Anklang und freundliche Auf-

nahme gefunden. Zu ihnen gesellt sich nun die deutsche Uebersetzung eines allerdings schon vor längerer Zeit von Henrik Scharling verfaßten dritten Buches: *Junge Helden. Uffe Hjälm und Palle Löwes Thaten. Autorisierte freie Uebersetzung aus dem Dänischen von P. J. Willagen\**). Es wird darin die Entwicklung zweier in demselben Hause wohnender Jünglinge von ganz verschiedenem Charakteren geschildert. Der eine, Uffe Hjälm, der Sohn eines mit der Zeit, mit seinem Volke und allen Menschen zerfallenen, in seiner Familie despotischen Obersten, ist ein dumpf dahinbrütender, schwerfälliger, nie den Ausdruck für seine Gedanken findender Junge, der sich von Allen hin und her schieben läßt, während der andere Palle Löwe, der Sohn eines Großhändlers, redefertig, gewandt, früh entwickelt, in seiner Familie vergöttert, allgemein beliebt, ein eifriger Politiker und ein begeisterter Anhänger der Freiheit ist. Diese beiden so verschieden gearteten Naturen sind von Kindheit an gute Freunde und Uffe steht natürlich fortwährend unter Palle's Einfluß. Sehr schön ist die Schilderung, wie durch die Liebe zur schönen Inez zuerst eine Wandlung in Uffes schlaffem träge sich dahinschleppendem Wesen eintritt, seine Neigung endet mit bitterer Enttäuschung, das bestimmt ihn als Freiwilliger am Kampf gegen Schleswig-Holstein theilzunehmen. Im Krieg erwacht nun das bis dahin schlummernde geistige Leben in ihm vollständig, er findet endlich sich selbst und vollbringt heldenhafte Thaten. Diese Charakterentwicklung ist ganz im Geiste des alten Nordens, ja sie ist urgermanisch, wo die jungen Helden auch dumpf dahinleben, bis der Kampf ihre Seele erweckt. Palle geht auch als Freiwilliger in den Krieg, erweist sich aber natürlich als jämmerlicher Poltron. Die Darstellung ist etwas breit, wenn auch nicht ermüdend, an Humor fehlt es auch in diesem Buche nicht, doch tritt er hier mehr zurück. Die meisten der auftretenden Personen sind vortrefflich gezeichnet, so besonders Tante Malene, Kapitän Roslin, der Großhändler Löwe u. a. Trotz allem Schönen, das es enthält, macht dieses Buch auf nichtdänische Leser doch nicht den rein befriedigenden Eindruck wie die früheren. Der Verfasser wendet

---

\*) Bremen, Verlag von M. Heinsius Nachfolger. 6 M.

sich darin sehr entschieden gegen die Kopenhagener Demokratie und ihre liberalen Phrasen und andrerseits betrachtet er die Erhebung Schleswig-Holsteins und den gegen die Herzogthümer geführten Krieg selbstverständlich ganz vom dänischen Standpunkt; die Gegner siegen immer nur durch ihre große Mehrzahl und die Dänen sind ihnen an Tapferkeit weit überlegen. Deutsche Leser werden das dem Verfasser zu gute halten, da seine Landsleute sich damals, 1847—1850, und ebenso 1864 wirklich tapfer geschlagen haben, aber besonderes Vergnügen können ihnen diese Schilderungen natürlich nicht bereiten, ebenso wenig wie die Karikirung der Schleswig-Holsteinischen Freischärler. In Dänemark muß, beiläufig bemerkt, das Avancement ein viel rascheres und leichteres sein als anderswo, denn Uffe, der im Frühling 1848 als Freiwilliger in das Heer eintritt, kehrt 1851 als General nach Kopenhagen zurück. Im Uebrigen gewährt auch diese Erzählung Scharlings vielen Genuß, besonders durch die psychologische Feinheit der Charakterentwicklung.

Eine eigenthümliche litterarische Erscheinung ist *Phalaena*, Die Leiden eines Buches von Karl Weitbrecht\*). *Phalaena*, d. h. Nachtfalter ist der Titel der letzten Gedichtsammlung von Paul Widram, einem Manne, der allen Druck und alle Noth des Lebens zur Genüge erfahren hat und im Alter völlig vereinsamt ist. Ein Exemplar dieser Gedichtsammlung kommt nun auch in den Buchladen der Stadt, wo Widram lebt. Es wird an verschiedene Kunden zur Ansicht verschickt, kehrt aber in Folge der verschiedenartigsten ungünstigen Umstände immer wieder zum Buchhändler zurück. Wie es dazu kommt, wird in einer Reihe novellistischer Schilderungen erzählt. Zuletzt findet der alte Dichter in der Tochter einer Jugendgeliebten doch eine verständnißvolle Freundin und Verehrerin seiner Muse und zugleich einen Trost in seinen alten Tagen. Mit seinem Hinscheiden schließt das Buch. Es waltet darin ein schalkhafter echt schwäbischer Humor, auch an ergöglichen Persönlichkeiten fehlt es nicht, der ernste Grundgedanke des Ganzen tritt dadurch nur heller ins Licht. Man freut sich heutzutage immer, wenn man einem idealgerichteten

\*) Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz n. Co. 2 M. 50.

Schriftsteller begegnet. Das anspruchslose Büchlein hat sich schon manche Freunde erworben, wie die vorliegende zweite Auflage beweist; mögen ihr noch weitere folgen. H. D.

\* \* \*

Bei der Redaktion der „Balt. Mon.“ sind ferner nachstehende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Steffen, Gustav J. In der Fünfmillionenstadt. Kulturbilder aus dem heutigen England. Aus dem Schwedischen übersetzt von D. Keyher. (Leipzig, Peter Hobbing. 1895.)

Turquan, Joseph. Die Generalin Bonaparte. Uebersetzen u. bearbeitet von Oskar Marschall v. Bieberstein. 4 Aufl. (Leipzig, Schmidt u. Günther. 1896.)

Hellgren, Olof. Aus den Memoiren eines Laubfrosches. (Glarus und Leipzig, Babette Vogel. 1896.)

Kuland, Wilhelm. Riviera. (Ebenselbst.)



# Beilage

zur

## Baltischen Monatschrift.

---

April 1896.

---

Inhalt: Dr. G. J. v. Schulz-Vertram. Litterärisch-  
biographische Skizze von G. v. Schulz-Abaiemsky.  
Kunstbriefe. VII. Von J. Norden.  
Litterärische Umschau. Von H. D.  
Heimathgruß.

---

Nachdruck verboten.

---



## Dr. G. J. v. Schulz-Bertram.

Biographisch-litterarische Skizze von Ella v. Schulz-Adarowitsch.

„Der Biograph Ihres Herrn Vaters müßte ebenso vielseitig sein, wie er selbst es war; um nur eins anzuführen, er müßte ebenso gut ehestnisch wie deutsch verstehen, um ihn als bilingualen Dichter beurtheilen zu können;“ — so äußerte sich vor einigen Jahren der geehrte Präsident der ehestnischen gelehrten Gesellschaft Professor Leo Meyer, als die Frage besprochen wurde, die sich manche Freunde Dr. Bertrams schon gestellt, warum doch bisher keine einzige Biographie, ja nicht einmal ein etwas ausführlicherer Nekrolog erschienen sei. In der That mag jener Umstand wohl eine der Ursachen gewesen sein, weshalb, obgleich schon zwanzig Jahre seit seinem Tode vergangen, kein eingehenderer Nachruf das Leben und Wirken meines Vaters näher beleuchtet, ihn seinen Landsleuten wieder in's Gedächtniß zurückgerufen hat.

Wohl wird jetzt die Frage um so berechtigter erscheinen, wie eine Aufgabe, die als besonders schwierig von kompetenter Seite dargestellt wurde, in Angriff genommen werden konnte von Jemand, der nicht allein die wenigst geeignete Kraft war, um meinem Vater auf allen Gebieten seines Wissens und Könnens gerecht zu werden, sondern deren subjektive Auffassung auch der unbefangenen Beurtheilung des Gegenstandes oft hinderlich in den Weg treten mußte. Dazu kommen noch die materiellen Schwierigkeiten, mit denen der Biograph meines Vaters zu kämpfen hat, da letzterer, wie es oft

geniale Leute zu thun pflegen, keinerlei Maßregeln getroffen, um eine solche Arbeit zu erleichtern. Er hat seine Manuskripte oft hierhin und dorthin versandt, ohne Abschrift zu nehmen oder die Sendung zu notiren. Er sagt selbst in einem Briefe an seine Mutter, daß es ihm unmöglich sein würde, eine vollständige Liste seiner Arbeiten aufzustellen; die Abhandlungen und Aufsätze, die er in Zeitschriften veröffentlicht, zählten nach Tausenden, deren geringster Theil von ihm notirt oder im Abzuge vorhanden wäre.

Man hat meinen Vater einen „geistigen Verschwender“ genannt, ein Vorwurf, der nicht ganz ohne Berechtigung war; doch ist er ihm am häufigsten gerade von denjenigen gemacht worden, die seine gesellschaftlichen Talente am meisten in Anspruch nahmen.

In dem Vorwort zu den „Petersliedern“ geschieht der Angewohnheit Peter des Großen Erwähnung, Eicheln, die er immer vorrätzig in der Tasche trug, auf seinen Spaziergängen in die Erde zu versenken. Aehnlich verfuhr mein Vater mit den Eingebungen seiner unerschöpflichen Phantasie und mit den Gedankenkörnern aus dem bei ihm aufgespeicherten Vorrath an Kenntnissen. Wohin er kam, verstreute er sie, mit dem Bewußtsein sich zufrieden gebend, daß, was er so gepflanzt, doch einmal aufgehen und Früchte tragen würde, — „einerlei in wessen Garten.“

Wenn ich nun, trotz aller Bedenken, die in mir aufsteigen mußten, der freundlichen Aufforderung des Redakteurs der „Balt. Monatschrift“, eine litterarisch-biographische Skizze meines Vaters zu schreiben, entgegenkam und mich entschloß für die „Baltische Monatschrift“, die so oft Beiträge meines Vaters veröffentlicht hat, eine solche Skizze zu schreiben, so ist es mit dem vollkommenen Bewußtsein der Unzulänglichkeit derselben geschehen. Es ist eben eine Skizze nur, eine Andeutung des litterarisch-biographischen Materials, das sich einem würdigeren Biographen meines Vaters darbieten könnte und welches ich in eine einigermaßen übersichtliche, wenn auch lückenhafte Ordnung zu bringen, mir angelegen sein ließ.

Möchte diese Skizze dazu dienen, das Bild meines Vaters, seinen noch lebenden Zeitgenossen wieder in's Gedächtniß zurückzurufen, der jüngern Generation aber Kenntniß zu geben von einem vaterländischen Schriftsteller, dessen Werke die Liebe zur

heimathlichen Scholle wie ein rother Faden durchzieht. Namentlich in seinen „Baltischen Skizzen“ führt er „Junglivland“ ein wahrheitsgetreues Bild von „Altlivland“, wie es noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bestand, wie in einem Spiegel vor die Augen, mit all seinen prächtigen Tugenden und liebenswerthen Eigenschaften, seinen originellen charaktervollen Gestalten, seiner edlen Gastfreundschaft, seiner aufrichtigen Frömmigkeit und seiner guten, alten Sitte, ohne jedoch zu verschweigen, was die alte Zeit auch an obsoleten Anschauungen und eingewurzelten Mißbräuchen mit sich führte und was, da echte Liebe nicht ohne Strenge denkbar ist, er seiner lieben alten Heimath geradeheraus zu sagen für eines Sohnes Pflicht hielt, von dem heißen Wunsche befeelt, daß es ihr zum Wohle gereichen möge.

\* \* \*

Mein Vater erzählt im ersten Kapitel der Baltischen Skizzen, wie er in einer stürmischen Nacht, auf hoher See, an Bord eines finnischen Einmasters, zur Welt gekommen; wie eine Waschschale, die zu unrechter Zeit in Stücke ging, ihn um die Erbschaft einer Tante gebracht und wie durch sein eigenes rechtzeitiges Erscheinen auf dem Schiffe, welches dreizehn Personen trug, der Wuth der Mannschaft gehoben, einer alten Dame, die man eben als Dreizehnte über Bord werfen wollte, das Leben gerettet wurde und er selbst einen fürstlichen Taufpathen erhielt.

An dieser Ueberlieferung hielten wir Kinder fest, denn der beste Beweis, daß sie Wahrheit und nicht Dichtung, stand vor uns, wenn auch nicht in Fleisch und Bein, so doch in Bein, d. h. in Gestalt eines aus Horn geschnitzten Spielzeugs, welches die Millionentante meinem Vater als Entschädigung in die Wiege gelegt haben sollte und welchem die Ehre einer genauen Personalbeschreibung in demselben Kapitel zu Theil wird. Ich meine den „Buzemann“, das kleine schwarze Ungeheuer mit blanken Augen, grinzendem Munde und negerartig gekräuseltem Perrücke — welches auf einer Magnetspitze stehend die unheimliche Eigenschaft besaß, sich an allen eisernen Geländern und Gegenständen anzuklammern. Es machte uns Kindern einen tiefen Eindruck, wenn das „Buzemännchen“ aus der Familientruhe herausgeholt wurde, wo es an

Stelle der fehlenden Millionen nun bereits gegen hundert Jahre als eine Art Fetisch, Palladium, Schutzgeist, pietätvoll aufbewahrt wird.

Oft hatte mein Urgroßvater, so erzählte meine Vaterschwester, — das Spielzeug seinen Enkeln zur Belustigung gezeigt und den Puzemann seine Kunststücke ausführen lassen. Das Dichtergemüth meines Vaters, durch diese außerordentliche Erscheinung angeregt, wurde durch dieselbe in späteren Jahren zu einem Kindermärchen, „die Krabbetasche“, begeistert, welches manches Kinderherz erheitert und manchem kleinen Patienten in der Krankenstube die Zeit vertreiben und die Schmerzen vergessen half — ist das nicht eine Million werth?

Außer diesen beiden Thatsachen aber, — dem vorhandenen Puzemann und der fehlenden Million, welchen noch, — wie aus dem Taufzeugniß meines Vaters zu ersehen — der fürstliche Pathe\*) beizufügen wäre, — sind die in den Baltischen Skizzen angeführten Begebenheiten bei der Geburt meines Vaters Erzeugnisse seiner poetischen Phantasie.

In Wahrheit und nach dem Kirchenbuche erblickte mein Vater das Licht der Welt am 22. Septbr. 1808 auf festem Lande und zwar auf dem Revalschen Domfels, in dem Pastorate der Ritter- und Domkirche.

Sein Vater, Christian Timotheus Schulz, der, wie es auch sein Vater schon gewesen, Oberpastor an der Domkirche war, entstammte einem alten Predigergeschlecht, welches seit der im Jahre 1681 erfolgten Einwanderung des Theologen Georg Schulz (gebürtig aus Parchim in Mecklenburg, nachmaligen Pastors zu Röhel und Propst\*\*) eine ununterbrochene Reihe von Predigern aufweist, so daß ein lebendes Mitglied der Familie,

---

\*) Peter Friedrich Georg von Holstein-Oldenburg, 1808 Generalgouverneur von Esthland.

\*\*) Georg Sch. aus Parchim, geb. 1653 †1710, stud. zu Jena, Prediger zu Röhel, später Propst. — Georg Friedrich Sch., geb. 1689, †? stud. in Halle, Prediger zu Bönal in Esthland. — Johann Friedrich Sch., geb. 1727, †1768, stud. in Halle, Oberpastor an der Domkirche zu Reval. — Christian Timotheus Sch., geb. 1767, †1809, stud. in Jena, Oberpastor an der Ritter- u. Domkirche zu Reval, Assessor des Esthl. Provinzial-Konfistoriums, Direktor des Dom-Waisenhauses. — Georg Julius Sch. (Dr. Bertram), stud. in Dorpat Medizin. Schriftsteller, Zensor und Kaiserlich-russischer Staatsrath.

gleichfalls Prediger, mit Recht, wenn auch nicht richtig, sagen kann: „Wir sind seit zweihundert Jahren Pastor.“

Seine Mutter, Caroline Charlotte, war die zweitälteste Tochter des Propstes zu Lorma-Lohhusa, Franz Asverus\*), aus Weimar gebürtig, dessen Familie noch bis Anfang dieses Jahrhunderts im Thüringischen ansässig und begütert war und die mit dem kinderlos verstorbenen Major Asverus, einem Neffen des Propstes, erloschen ist. Vorfahren dieses Geschlechtes zeichneten sich bei der Befreiung Wien's von der Macht der Türken rühmlichst aus. — Propst Asverus war mit der Tochter des Propstes zu Jeme, Gertrude Koch, verheirathet.

Ehe ich in der eigentlichen Lebensbeschreibung meines Vaters fortfahre, will ich, eingedenk der Ermahnung meiner Großtante „immer vom Ei anzufangen“ — kurz berichten, wie mein Großvater meine Großmutter nahm.

Ich entnehme diesen Bericht den Aufzeichnungen der Schwester meines Vaters. Da heißt es: Als mein Vater, der Oberpastor Christian Timotheus, mit vier unmündigen Kindern aus erster Ehe, deren jüngste ich war, im Jahre 1805 als Wittwer zurückgeblieben war, besuchte er seinen jüngeren Bruder, den Pastor in Bawara, mit dem er zusammen in Jena studirt hatte. Da sie Beide Dorpat und die Universität noch nicht kannten, beschloßen sie mit der Post eine Reise dahin zu machen. Bei Lorma vorbeifahrend kamen sie auf den Gedanken einen Amtsbruder kennen zu lernen und kehrten ein. Gleich im Vorhause machte eine Inschrift mit goldenen Buchstaben über der Thür einen angenehmen Eindruck. Sie lautete:

„Darf ich auf Redlichkeit und Menschenfreundschaft hoffen,  
So stehen Haus und Herz dem lieben Fremdling offen\*\*).“

Der ehrwürdige Prediger, wie ein Patriarch aussehend, begrüßte sie auf's freundlichste und bald war die Unterhaltung — häufig lateinisch geführt — in vollem Gange. Beim Mittagessen

\*) Franz Gotthilf Friedrich A., geb. in Weimar 1747, stud. in Schulporta, dem Gymnasium zu Weimar u. der Universität Jena. Pastor zu Lorma-Lohhusa in Livland (1775) und Propst des Dörptschen Sprengels 1803, † 1818.

\*\*\*) Diese und ähnliche Inschriften waren uns vom Dichter Kozebue geschenkt. — Siehe Balt. Skizzen I. B. 2. Kap.: „Ein Pastorat vor 50 Jahren.“

war es meinem Vater aufgefallen, wie die so jugendliche Tochter für alles Sorge getragen und auf eine Frage ihres Vaters eine so sehr verständige Antwort gegeben hatte. Als sie sich später zu der Gesellschaft gesetzt, wo ihre Schwester, die schöne Doktorin B..... durch ihre muntere Unterhaltung Alle an sich gezogen, da hatte mein Vater sich zu der stilleren jüngeren Schwester gewandt und war erstaunt gewesen, so viel Bildung und Interesse für Alles bei einem so jungen Mädchen zu finden, — eine seltene Erscheinung zu damaliger Zeit.

Als die Brüder zur Weiterreise sich verabschiedeten, wurden sie aufgefordert, bei der Rückkehr wieder vorzusprechen. Das geschah mit Freuden und sie verweilten einen ganzen Tag im Pastorat. Mein Vater kam zur Ueberzeugung, daß er seinen Kindern keine bessere Stiefmutter geben könne, als das Fräulein Noverus. Zu Hause angelangt, schrieb er dem Propste, bewarb sich um die Hand der Tochter und erhielt die gewünschte Zusage.“

Trotz ihrer Jugend zeigte sich die kaum sechzehnjährige Oberpastorin den mannigfachen Pflichten ihrer Stellung vollkommen gewachsen. Anfänglich mit einigem Vorurtheil empfangen, erwarb sie sich der zahlreichen Gemeinde allgemeine Achtung und Anerkennung, welche sich in einem geflügelten Worte, das damals in Reval gäng und gäbe war, kund gab. Es hieß nämlich bald in der Stadt: „Unsere junge Oberpastorin kann mehr noch als Mauen einsetzen.“ — „Mauen“ waren, wie es scheint, eine besonders komplizirte Art von Nermeln, die einzusetzen viel Geschicklichkeit erforderte, und wer mehr noch konnte als das, mußte ein Wunder von Verstand und Klugheit sein.

Nur vier Jahre dauerte die glückliche Ehe. Am 29. Juni 1809, kaum zehn Monate nach der Geburt seines jüngsten Sohnes Georg starb der vielverehrte Mann an einem schweren Nervenfieber, erst 42 Jahre alt, — „ein Vater der Wittween und Waisen“ — wie es in einem Nachrufe heißt. Mit den seltensten Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausgestattet, bewahrte er sich bis an sein Ende, „Frohsinn, männliche Standhaftigkeit und Gleichmüthigkeit.“

Ganz besonders wird sein zur Barmherzigkeit und Mildthätigkeit geneigter Sinn hervorgehoben. Seine liebste Beschäftigung

fand er in der Fürsorge für das seiner Leitung anvertraute Waisenhaus (gegründet 1725 von Chr. Fr. Mickwitz, 1724—1748 Oberpastor an der Domkirche).

„Lieblich war ihm der Gedanke ein Vater der Verlassenen zu sein . . . Der Segen Gottes ruhte auf diesem Werke . . . Trauert, trauert arme Waisen, ihr seid zum zweiten Mal Waisen geworden. Ihr habt verloren euren Vater und Freund. Als schon die Krankheit ihn auf's Krankenlager geworfen hatte, fragte er nicht nach den eigenen theueren Kindern, ihr wart seine beständige Frage. Er liebte euch so\*.“

Die 19-jährige Wittwe zog mit ihren eigenen zwei Söhnen Moriz und Georg und einer Stieftochter nach Torma zu ihren Eltern. — Dieses Ereigniß finde ich verzeichnet in einem alten Sparbüchlein, das die thätige Pröpstin für ihren Liebling Georg anlegte. Da diese Zeilen charakteristisch sind für die alte Dame, deren lebhafter Geist und originelles Wesen nicht ohne Einfluß geblieben auf das Wesen und die Entwicklung meines Vaters und zu den ersten, so wichtigen Eindrücken seiner Kindheit gehören, so schreibe ich sie ab, mit Beibehaltung der Orthographie.

D. 6. August 1809 brachte deine Mutter dich zu uns, wo dein guter Groß Vatter dich Liebreich zu erziehen versprach und dich in seine Arme nahm. Dein guter Vatter starb den 29 Juny ungekannt von Dir, mein lieber Golly. Deine Liebe Mutter Stillte dich selbst und oft in Tränen um den geliebten zu früh gestorbenen Vatter, den du im 10 Monath deines ersten Jahres verlorst. Seyn Segen leite dich. Er war ein Rechtschaffener Mann.

---

\*) (Eine Gedächtnispredigt bey der Beerdigung des weyland Herrn Oberpastors an der Ritter- und Domkirche, Assessors des Estländischen Provincial-Consistoriums und Director des Dom-Waisenhauses in Neval Christian Timotheus Schulz, gehalten von Reinhold Holz, zweyten Prediger an der Ritter- und Domkirche. Neval 1810. gedr. bey J. S. Gressel mit einem Vorworte des Propstes J. Asverus.)

Lebe wie du, wenn du stirbst, Wünschen wirst gelebt zu haben.  
Güter, die du hier erwirbst, Würden die dir Menschen gaben  
Nichts wird dich im Todt erfreun, Diese Güter sind nicht dein.

Weiche nicht von der Tugend, handle offen u.  
guth, das wünscht deine alte dich liebende Großmutter  
Asverus

Torma d. 20ten Februar 1811.

Darunter steht: „Mit diesen 40 Rb. fing ich 1810 im  
October einen Handel auff euer Glück an.“

Hier im Pastorat zu Torma verlebte mein Vater eine frohe  
glückliche Kindheit, die ihm unvergeßlich blieb und der er in den  
Baltischen Skizzen mit warmer Liebe und Dankbarkeit gedenkt.  
So in den Kapiteln: Ein Pastorat vor 50 Jahren, Das Präpstliche  
Zimmer, Eine livländische Volkskammer, Ein Sonntag auf  
einem landschen Pastorat. Die Gestalt des „Großpapa's im  
Silberhaar“ mit inniger Verehrung gezeichnet tritt besonders hervor.  
Dort erzählt mein Vater, wie der fromme Großvater, der nichts  
ohne Gebet unternahm, die große Standuhr alle acht Tage, mit  
den Kindern zusammen unter Abfingen eine Chorals, aufzog; wie  
er mit großer Geduld es zuließ, daß seine Enkel sich um seine  
Folianten rissen, — „weil deren Köpfe ihm wichtiger waren als  
die Bücher“; — wie mein Vater an den alten Titelblättern und  
Schnörkeln sich ergözte, für die er noch in späteren Jahren große  
Vorliebe hegte und eine Sammlung davon anlegte; wie er als  
fünffähriger Bücherwurm in des Großvaters Bibliothek stöberte  
und alles las, was ihm unter die Hand kam, und als ihm diese  
verschlossen wurde, sich auf Christina Warg's Kochbuch warf, ja  
sogar schließlich mit dem Wäschebuch seiner Großmutter vorlieb  
nahm, aus welchem ihm der imponirende Posten von 400 Tisch-  
servietten noch erinnerlich blieb.

Bei dem Großvater genossen die drei Geschwister, welche  
wegen ihrer fast gleichen Körpergröße und des geringen Alters-  
unterschiedes, die Drillinge genannt wurden, den ersten lateinischen  
Unterricht, die Schwester mit eingeschlossen. Mit Vorliebe sprach  
der Propst, als einstiger Schüler Schulpforta's — mit den  
Enkelkindern lateinische Brocken und die Geburtstagswünsche mußten  
in lateinischer Sprache abgefaßt werden.

Einige Züge aus seiner Kindheit, die mein Vater selbst mit Stillschweigen übergeht, dürften hier nicht unerwähnt bleiben: wie er ein Kagenhospital anlegte und wie es kam, daß seine alte kranke Großmutter ihm ihre Wiedergenesung verdankte.

Das Kagenhospital befand sich auf dem Heuboden und beherbergte eine Anzahl augenkranker Kätzchen, welche mein Vater in der Umgegend aufgesammelt und hier heimlich untergebracht hatte. Er pflegte und fütterte seine kleinen Patienten und wusch ihnen die Augen mit warmer Milch, so schon damals eine Neigung für die Augenheilkunde verrathend, die ihm den Titel eines „*Silma dottor*\*)“ eintrug, als er in viel späteren Jahren, eine kleine Privat-Augenklinik für kranke Bauern des Gebietes, in Friedenthal-Torma anlegte.

Die Heilmethode, welche mein Vater bei seiner Großmama mit Erfolg anwandte, war nicht gewöhnlicher Art. Hier muß ich aber vorausschicken, daß der erwähnte Heuboden auch der Lieblings-tummelplatz des Knaben war. Besonders liebte er es waghalsige Sprünge von den Querbalken des Daches hinunter in das weiche Heu zu machen, ein Vergnügen, welches die besorgte Großmutter ihm streng untersagt hatte.

Eines Tages ließ nun die alte kranke Bröpstin ihren Liebling, Golly, an ihr Bett rufen und sagte ihm, daß sie vielleicht noch heute sterben müsse und was er dann wohl thun würde. — „Dann gehe ich auf den Heuboden und mache Kufferbälle!“ war die rasche Antwort. Großmama lachte und genas.

Diese vom Vater geerbte mildthätige Liebe, diese „Mitleidigkeit“ mit allem Verlassenen und Leidenden, erstreckte sich auch auf die „stumme Creatur“, worunter mein Vater zerbrochene Gläser, Teller, Tassen zc. verstand, die er nicht ansehen konnte, ohne sofort das Verlangen zu fühlen, sie zu „heilen“, oder richtiger „zusammenzuleben“. — „Eigentlich bin ich zum Flicker geboren,“ sagte er oft scherzweise.

Der Großmama Felder und Acker waren immer die bestbestellten der Umgegend und häufig kamen die Nachbarn sie um Rath zu fragen. Sie hatte das „Departement des Aeußern“ über-

\*) Ghitnisch = Augendoctor.

nommen, während der Propst, gesundheitshalber darauf verzichtend, in seiner Studirstube blieb. Auf ihren Fahrten durch das Land in einem selbstgelenkten Wägelchen, mit einer frommen weißen Stute bespannt, — (der „Ledischen“, der mein Vater in den Balt. Skizzen auch ein Denkmal gesetzt) — nahm „Armama“ meistens ihren Lieblingsgroßsohn mit, oder schritt mit ihm, ihn wie einen Strickbeutel unter den Arm nehmend, querfeldein.

Mein Vater schildert die Großmutter als eine ungemein thätige Frau, deren lebhafter Geist ihr nie erlaubte, länger als eine halbe Minute bei ein und derselben Sache zu bleiben, und die auf ihn den Eindruck gemacht, als besäße sie die Fähigkeit die verschiedensten Dinge zu gleicher Zeit zu verrichten: „sie spann, sie schrieb, sie strickte und druckte mit einer kleinen Handdruckerei ihren Namen auf die Titelblätter der Kokebueschen „Neuen Schauspiele.“

Die Vielthätigkeit und Negsankheit des Geistes mag wohl von ihr auf den Enkel übergegangen sein, wie auch die Gabe bei den Beschäftigungen und Ereignissen des praktischen Lebens immer auszuhelfen zu können. Eine Art Fündigkeit — von meinem Vater „Rapportivität“ genannt, kam ihm später als praktischem Arzt häufig sehr zu Statten. Auch die Lust zu „fabuliren“ stammte wohl von der Großmama, — entschieden wurde er von dieser in seinem Gange dazu ermuthigt. — Mehr als einmal hatte die Großmama ihrer Ueberzeugung Ausdruck gegeben: „in Golly sei ein Schenie verborgen,“ — oder sie nannte ihn ihren „Hauspoeten“.

Leider sind keine dichterischen Versuche aus der Knabenzeit meines Vaters aufzufinden. In späteren Jahren verging kein Geburtstag seiner Mutter, überhaupt kein festliches Ereigniß in der Familie, das nicht von ihm in Versen gefeiert worden wäre, theils auf humoristische, theils auf ernste Weise, im Metrum, Rhythmus und Formen die größte Abwechslung bietend. Er behandelte mit Leichtigkeit die verschiedensten poetischen Metren.

Das Pastorat Torma liegt an der Poststraße, die, wie es in „Martha Marzibill“ heißt, — „vom Außenland nach Petersburg“ — führt. So geschah es, daß die Kinder, trotz der ländlichen Abgeschlossenheit, in der sie lebten, zuweilen mit den

Ereignissen der Außenwelt in Berührung kamen, die ihre Wellen bis in die weltentlegene Propstei schlugen.

In den Aufzeichnungen der Schwester meines Vaters, — seines besten Spiel- und Lernkameraden, — finde ich folgende Reminiszenz aus dem Jahre 1812, die das Bild vervollständigen, welches im letzten Kapitel der Baltischen Skizzen aufgezeichnet ist: „1812 gab es hier auf der Heerstraße ein lebhaftes Getreibe. Die Menschen flüchteten alle vor Napoleon nach Moskau. Großvater ging täglich mit uns Kindern auf die große Straße spazieren und unterhielt sich oft mit den Reisenden, die um allerlei Auskunft baten. Meine Großmutter vergrub mit dem treuen Kutscher Jürri alle Werthsachen im Garten. Mutter sollte mit uns Kindern in den Woinormschen Wald zu einem Bauern geschickt werden, doch Großvater wollte mit der Großmutter und einer Tante bei seiner Kirche bleiben, weil er es für seine Pflicht hielt. Da kam eines Tages eine Estafette: „Miga's Vorstädte brennen! — Napoleon hat seinen Weg nach Moskau genommen“ — und so blieben wir alle beisammen. Nach dem Brande von Moskau zogen die Flüchtlinge auf dieser Straße wieder in's Vaterland zurück. Es waren Deutsche und Franzosen, abgezehrt, zerlumpte Kammergestalten, die viel von dem Elend des Krieges erzählten. Besonders hatte sich meinem Vater, dem vierjährigen Knaben, die Gestalt einer russischen Bettlerin eingeprägt und ihre Worte — „Blut in allen Gräben! Blut in allen Brunnen!“ einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. (Balt. Sk. III. B.)

Wir Kinder wurden mit tiefem Abscheu gegen den Urheber all dieser Greuel erfüllt und nannten ihn die „quittengelbe korsische Kriegsgurgel“ — „den Attila des 19-ten Jahrhunderts,“ — „die Geißel Gottes“. — Aber auch dies ist uns Kindern erinnerlich geblieben, wie der milde Großvater bei der Nachricht, die ihm die Flüchtlinge brachten, Napoleon habe die Inquisition abgeschafft — auf der Landstraße stehen blieb, sein Käppchen zog und andächtig die Hände faltend, Gott dankte, daß er ihn „diesen Tag erleben ließ.“

Im Jahre 1816 sahen die Kinder den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen auf der Station Torma und mein Vater hatte sogar die Ehre von Sr. Majestät bei Seite geschoben

zu werden und ein königliches Lächeln hervorzurufen, als er, im Eifer sich ein Paar Handschuhe anzuziehen, mit seiner kleinen Person sich dem Könige in den Weg gestellt hatte. Auch die reizende Großfürstin Maria Pawlowna, Erbgroßherzogin von Weimar, die mit ihrem Gemahl die Station Torma passirte und in einer blaßblauen Seidenrobe im Garten der Station promenirte, hatte im Gemüth der Kinder einen nachhaltigen Eindruck von Liebreiz und Freundlichkeit hinterlassen. Für den Großvater hatte die Großherzogin die liebenswürdige Aufmerksamkeit ihn zu sich rufen zu lassen, um ihm persönlich die Grüße seines Bruders, der Geheimrath am Hofe zu Weimar war, auszurichten, und ihm durch ihren Sekretär Briefe vom Bruder überreichen zu lassen.

Doch die fürstliche Erscheinung, die alle andern überstrahlte an hoheitsvoller Majestät und engelgleicher Milde, das war der Kaiser Alexander I., von dem mein Vater (siehe „Balt. Skizzen“, III. Bd.) sagt: „Es war nicht die ungeheure, fast grenzenlose Macht auf Erden, die ihm den Stempel eines erhabenen Wesens gab, sondern das rein Christliche in seiner Erscheinung, die unbegrenzte Liebe und Humanität, mit der er alle Sorgen und Leiden der halben Welt getragen hat, — jeden Einzelnen behandelte, — jeden seiner Unterthanen und jeden seiner — Feinde.“ — Zum letzten Mal sah mein Vater als Domschüler den Kaiser Alexander I. in Reval 1824.

Doch ehe ich zu diesem Lebensabschnitt meines Vaters komme, muß ich noch einiges über seinen Unterricht und seine ersten Lehrer sagen.

Der erste Unterricht der drei Geschwister wurde von der eigenen Mutter und vom Großvater geleitet, der, wie schon erwähnt, mit Vorliebe sie im Lateinischen unterwies. Im Jahre 1817 kam ein Hauslehrer in's Haus, ein Better der Großmutter, welcher aber nur ein Jahr, bis zum Tode des Großvaters 1818 im Hause blieb.

Der Tod des alten Propstes war ein seliger Heimgang. Am vorhergehenden Tage hatte er einen Brief, enthaltend die Todesnachricht seines einzigen Bruders in Weimar, erhalten. Als er den Brief gelesen, fiel er in eine Ohnmacht. Beim Erwachen sagte er lächelnd: „Es war nur die Freude des baldigen Wieder-

sehens mit dem geliebten Bruder, welche mich übermannte.“ Dann ließ er die Großkinder zu sich rufen, sagte ihnen, daß er nun bald bei seinem Heilande sein werde, ermahnte sie und segnete sie. Wenige Stunden vor seinem Tode traf der Dr. Lehmann aus Dorpat ein und brachte dem Sterbenden, der im Lehnstuhle saß, die Freudenbotschaft, daß die Bauernfreiheit proklamirt sei. Der Großvater nahm sein Käppchen ab und sprach dankend: „Mein Ohr hat es vernommen, doch meine Augen werden es nicht mehr sehen.“ — Er hatte dieses in lateinischer Sprache gesagt. — Mit den Worten: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ — entschlief er.

Dieses schöne Ende hatte den Geschwistern für immer alle Furcht vor dem Tode genommen. Sie sahen ihn nicht als den Fürsten des Schreckens, sondern als einen Engel des Friedens an den frommen Großvater herantreten.

Die alte Großmutter zog sich nun mit ihrer Tochter und den Enkelkindern auf den von ihr gegründeten Wittwensitz, Friedenthal, ganz in der Nähe des Pastorates, — zurück, und der Nachfolger ihres Mannes, Pastor C. Asmuth übernahm den Unterricht der Kinder, den zum Theil auch, wie schon gesagt, die Mutter derselben leitete.

Bisher habe ich fast nur von den Großeltern gesprochen und es ist Zeit der treuen, aufopfernden Liebe und Fürsorge zu gedenken, welche die so früh verwittwete Mutter den waterlosen Waisen, sowohl den eigenen wie den Stieffindern zu Theil werden ließ. Innige Liebe und Dankbarkeit der Kinder lohnten ihr dafür bis an ihr Lebensende. Ganz besonders groß war ihr Einfluß auf den jüngsten Großsohn Georg, meinen Vater. Das Verhältniß zu seiner Mutter war ein selten inniges und zeigte sich in regem Gedankenaustausch zwischen Mutter und Sohn, welcher auch in späteren Jahren über Raum und Zeit hinweg fortgeführt wurde, wovon eine umfangreiche Korrespondenz Zeugniß ablegt.

Nachdem die beiden Knaben, Moritz und Georg, noch zwei Jahre in Pension beim Propst in Luggenhusen gewesen, zog die verwittwete Oberpastorin 1823 nach R e v a l, um die Knaben in

der Dom-Schule unterrichten zu lassen\*). Mein Vater war 14 Jahre alt, als er mit dem älteren Bruder Moriz zusammen in die Sekunda trat, unter Leitung der Lehrer Blasche, Carlberg, Rydenius und Riffers, von denen namentlich letzterer sein Interesse für Naturwissenschaften weckte. Näheres über diese Periode seines Lebens hat mein Vater in den „Neuen Baltischen Skizzen\*\*“) aufgezeichnet. Der Wahrheit die Ehre gebend verschweigt er auch nicht die Knabenstreiche, die er in Gemeinschaft mit seinem älteren kriegerischen Bruder, zur Verzweiflung des Ralfaktors ausübte, der da sagte: „Winf Rubels mechte ich jeben for Armens, wenn diese Esulze wekmechten aus Esuhle.“ — Nach vierjährigem Studium in der Dom-Schule erhielt mein Vater das Zeugniß der Reife und bezog die Universität Dorpat im Jahre 1827 — (... „ich gab vor's erste 3 rubel S. für die Matrikel“, notirt Urmama im Sparbüchlein).

„Was willst du werden?“ hatte ein Better den angehenden Studenten gefragt. — „Kosmopolit“ — war die schnelle Antwort. Mein Vater wählte die Medizin zu seinem Studium, „diejenige Wissenschaft, welche die meisten anderen Wissenschaften in sich vereinigt.“

Obgleich sein Interesse, angeregt durch die Vorträge der ausgezeichneten Professoren, wie Eichorius, Osann, Parrot u. a. sich verschiedenen Fächern zuwandte, namentlich die Mineralogie und Botanik ihn durch ihre wunderbaren Formen und Farbenpracht anzogen, so ergriff mein Vater doch gleich mit Vorliebe das Studium der Anatomie unter Leitung des Professors Wachter. In seinem curriculum vitae heißt es dann weiter: „Die vergleichende Anatomie studirte ich unter dem berühmten Eschholz, besonders aber veranlaßte das Zusammenarbeiten mit den Freunden Pirogoff und L. . . ., daß ich mich ganz dem Studium der Naturwissenschaften zuwandte, denen ich mich, nach Ablegung des propädeutischen Examens 1829 widmete, besonders aber dem der Anatomie, welches ich gleichsam vom Ei an — auf's Neue begann.

\*) Moriz v. Schulz, geb. 1807, zeichnete sich in den Kämpfen im Kaukasus aus, war zuletzt Kommandant der Festung Dünaburg, †1880.

\*\*\*) Wasenius'sche Buchhandlung 1872.

Eingedenk jedoch, daß ich einen gelehrten Grad und Titel erlangen müsse, wandte ich mich nun auch dem Studium der rein medizinischen Fächer zu und nahm nunmehr wahr, daß bei Unterweisung und unter Führung solcher Lehrer, wie Moier und Sahmen jedes Studium interessant und fesselnd werden könne, selbst da, wo man demselben weniger Neigung entgegenbringt.“

Im Jahre 1830 mußte mein Vater sein Studium wegen Krankheit unterbrechen. Er machte eine lebensgefährliche Unterleibsentzündung durch, welche wohl den Grund legte zu seiner so schwachen Gesundheit.

Noch hatte mein Vater das Rigorosum nicht abgelegt, als er durch den ihn sehr ehrenden Beschluß der Med. Fakultät, zum Gehilfen und Prosektor am Anatomikum zu Dorpat (unter Professor von Hueck) ernannt wurde (1834—36). Seine Präparate dienen noch heute zu Lehrzwecken.

Im Jahr 1833 machte mein Vater, in Gesellschaft mehrerer Freunde, seine erste Reise an die baltische Küste und besuchte einige Inseln Finnlands, unter andern auch Hogland, um diese, die damals wenig bekannt, zu erforschen. Er brachte von dort viele Notizen, Skizzen und Material zurück, die er zu kleineren Arbeiten benutzte, welche später in der St. Petersburger Zeitung erschienen.

Am 11. Dezbr. 1834 machte mein Vater einen Theil seines Doctor-Examens, in den Fächern bei Erdmann, Rathke, Sahmen, Hueck und Köhler; bei Walter und Moier erst im folgenden Semester. — 1836 erfolgte auf Grund seiner Dissertation: „Die Rhinoplastica“ seine feierliche Doctor-Promotion am 16. März, welche seine alte Großmutter noch die Freude hatte zu erleben.

Auf einer Reise nach Petersburg, die mein Vater 1833 oder 1834 unternahm, unterließ er es nicht, die Kabinette der Kaiserlichen Akademie zu besuchen, immer eingedenk dessen, „daß die praktischen Dinge nur durch Erfahrung zu erlernen seien und unsere von uns selbst erkannten Irrthümer mehr Werth für uns haben, als die Erfahrung Anderer, welche eben die Andern gemacht.“

Während der Studentenzzeit (1826—34) gehörte mein Vater der Korporation der „Estonia“ an und bekleidete in ihr eine zeitlang den Chargirtenposten. Als Mitglied dieser Korporation, in

welcher Vocal- und Instrumentalmusik eifrig betrieben wurde, hatte mein Vater Gelegenheit seinen musikalischen Talenten und Liebhabereien nachzugehen. Schon als Kind trat bei ihm Neigung und Verständniß für Musik deutlich zu Tage und diese wurden anfänglich von einer „musikalischen Tante“, darauf in Luggenhufen zweckentsprechend gefördert. Mehr noch geschah dieses in Reval und ganz besonders in Dorpat.

Doch ehe ich Näheres darüber mittheile, will ich wieder zum Domschüler zurückkehren, da ich überzeugt bin, daß die damals in Reval erhaltenen Eindrücke, den Grund gelegt haben, zu der späteren musikalischen Richtung meines Vaters. — Es war namentlich im Hause des Kapellmeisters der Oper (Goedike\*), der auch Gefanglehrer an der Dom-Schule war, wo mein Vater Leitung und Förderung in der Musik erhielt. Hier lernte er die klassische Kammermusik kennen, der er stets den Vorzug vor jeder anderen gab. Die Tochter des Hauses war eine gute Klavierspielerin, aber vor allem galt seine Begeisterung den Opernvorstellungen. — „Don Juan, Freischütz wurden gut, Preziosa, Gazza ladra und Zauberflöte so so, lala gegeben.“ — Bald kannte der Knabe jede Note des Don Juan und des Freischütz auswendig. Zu Hause mußte die Schwester „Gieb mir die Hand, mein Leben“ mit ihm singen und mimen, und, um ihrer Mitwirkung sicher zu sein, band der Knabe seine Perline an den Stuhl vor dem Klavier fest. Der Freischütz, welcher 60 Mal gegeben wurde — ein beispielloser Erfolg — war und blieb nächst Don Juan und Zauberflöte das Opernideal meines Vaters. Alles strömte in die Oper und die Straßen Reval's klangen wieder von dem bei Alt und Jung zur größten Popularität gelangten: „Wir winden dir den Jungfernkranz zc.“ — Glückselig, wer diesem musikalischen Hochgenuß nach Herzenslust nachkommen konnte. Aber Opernbillete kosten Geld und der Beutel des Domschülers war leer. Da schaffte wieder die findige Großmutter Abhilfe. Der Teich in Torma-Pastorat lieferte viele Bluteigel, ein Artikel, der damals viel Nachfrage hatte. Sie wurden gefangen, nach Reval gesandt, dort verkauft und die dadurch erzielte Einnahme

\*) S. „Neue Balt. Skizzen.“

dem Theaterbudget der Entel angewiesen. Namentlich gute Abnehmer waren Sonntags die Kirchgänger und mit Spannung beobachtete diese der junge Theaterfreund vom Fenster aus: hing es doch von ihrem Bedürfnisse nach Blutegehn ab, ob er Abends die Donna Elvira bewundern, sich an dem vorzüglichen Komiker Birko ergötzen oder sich an dem Gesange der „himmlischen“ Agathe entzücken konnte.

Mein Vater, der schon als Schüler im Chor der Revalischen Domkirche mitgesungen, hatte, als er in die Estonia trat, eine schöne Baryton-Stimme und sein Vortrag Schubertscher Lieder ist noch vielen Zeitgenossen unvergeßlich. Die herrlichen Singstimmen, über welche diese Korporation damals verfügte, hatten den Estonen den Namen „Revalsche Nachtigallen“ eingetragen. Im Jahre 1828 wurde unter Direktion meines Vaters die „Glocke“ von Romberg, später der 1. Akt des „Don Juan“ und dann noch mit Hilfe von Knabenstimmen der „Samson“ von Händel aufgeführt.

In den 40-er Jahren, als mein Vater in Petersburg viel im Kreise von Künstlern und musikalischen Dilettanten verkehrte, gelang es ihm dort eine Aufführung des Freischütz zu inszeniren, noch ehe diese Oper öffentlich aufgeführt wurde. Endlich gab er im Jahre 1866 bei Breitkopf und Härtel, unter Beihilfe seines Freundes Henselt und der Kollaboration des Superintendenten Richter, des Bischofs Ullmann, des russischen Dichters Maikow u. a. das Requiem von Mozart in sieben Sprachen heraus (lateinisch, russisch, deutsch, lettisch, estnisch, finnisch und schwedisch). Zweck dieser Herausgabe war, durch die Uebertragung in die Landessprachen und durch einen leicht ausführbaren Orgelsatz dieses Werk des so sehr von ihm geliebten Meisters auch kleineren Landkirchen zugänglich zu machen und zu popularisiren.

Zu größeren eigenen Kompositionen fehlte es meinem Vater an gründlichen Kenntnissen in der Harmonielehre, doch trat seine natürliche Begabung für die Musik bisweilen in seinen freien Phantasien zu Tage. Er sagte, in solchen Augenblicken fühle er sich selbst enthoben; er wüßte nicht, was er spiele. Wie er auch die Hände auf das Klavier fallen lasse, entständen ganz ohne sein Zuthun Akkorde und Harmonienverbindungen, über die er selbst erstaunt wäre, denn er könne nicht sagen, wie sie hießen und was

sie bedeuteten. Manche seiner Melodien sind von seinem Freunde Henselt für's Klavier gesetzt worden, so das melodieuſe „Ferne Land.“ Zu seinen eigenen Gedichten komponirte mein Vater zuweilen selbst die Melodie.

Die Baltischen Provinzen haben manche anerfennenswerthe Dilettanten-Talente aufzuweisen, denen zur Einflußnahme auf die Entwicklung der Musik nur die nöthige Schulung fehlte und von deren Können uns das jüngst erschienene „1-te Heft des Baltischen Liederalbums“ — herausgegeben von Robert von Zur-Mühlen, — manche hübsche und interessante Probe liefert.

Der Sinn für das Melodieuſe, für den Wohlklang, findet sich in allen lyrischen Gedichten meines Vaters. Jede prosodische Härte war ihm peinlich und mit besonderer Vorsicht feilte er Prosa und Poesie, um jede „Kakophonie“ zu vermeiden. Seine Gedichte sind fast alle zum Komponiren geeignet und viele sind in Musik gesetzt, u. A. von dem begabten Rheinländer Karl Bollweiler\*) in Petersburg.

Auch der berühmte Meister des Kontrapunktes, Kühnstedt in Eisenach, setzte Lieder meines Vaters in Musik, darunter das: „Ich soll dich erst am Abend sehen“.

Eine besondere Gabe hatte mein Vater, seinen kleinen Kindern das Klavierpielen beizubringen. Er wandte dabei zwei Methoden an: erstens eine dichterische Analyse des Stückes, dem er ein ganzes poetisches Programm zu Grunde legte und mit charakteristischen Namen die einzelnen Passagen bezeichnete, welche das Kind nach dem Gehör nachspielen mußte. In Weber's „Aufforderung zum Tanz“, z. B.: die große Schlange — die Trommel — die Wiege u. . . . Sodann, indem er das schon bei den Griechen übliche System der Mnemotechnik empirisch anwandte, auf die Gruppierung der Tasten die Aufmerksamkeit des Kindes lenkte und deshalb mit solchen Stücken anfang, die viele Kreuze und Beenen hatten, weil die schwarzen Tasten leichter zu behalten waren.

---

\*) Autor schöner Kammermusik und einer herrlichen vierhändigen Klavier-sonate. Seine Werke, darunter auch mehrere Hefte Lieder, auf Texte meines Vaters, sind auf Veranlassung der Großfürstin Helene, in Leipzig gedruckt. Sie sind in Kennerkreisen geschätzt, haben aber beim größeren Publikum nicht so viel Verbreitung gefunden, wie diese Perlen edler Musik es verdienen.

Wie anregend und lehrreich wirkten seine Kommentare zu den Opern von Mozart — zu den Quartetten Beethovens; die frappirenden Benennungen und Taufnamen, die auch der langweiligsten Studie einen poetischen Zauber verlieh; seine, auf liebevollstes Studium der Bachschen Meisterwerke basirte Kenntniß der Musik und sein Interesse und seine Freude an jeder neuen, edlen Erscheinung auf diesem Gebiet. Und wie vielen jungen Talenten wurden durch die Bemühungen meines Vaters die Wege geöffnet und geebnet, wie viele Entmuthigte dankten ihm neue Schaffensfreudigkeit, neue Hoffnung.

Land und Leute zu studiren, Volksfitten und Gebräuche zu beobachten, waren von größtem Interesse für meinen Vater. Sein Zeichentalent kam hier seiner Beobachtungsgabe zu Hülfe. Nicht nur die landschaftlichen und die Volkstypen, auch die Wohnstätten, Kostüme, Hausgeräthe, bis in's kleinste Detail, finden sich in seinen Notizbüchern charakteristisch wiedergegeben theils in Farben-, theils in Bleistiftskizzen. So übte mein Vater schon damals auf praktische Weise, die jetzt so sehr in Aufschwung gekommene Wissenschaft des „Folklore“, — des Studiums des Volksgeistes in allen seinen verschiedentlichen Aeußerungen, wie: Sprache, Sitten, Gebräuche, Liedern, Sagen zc.

Von seinen Arbeiten in dieser Richtung finden sich in der „Transaction of the International Folk-Lore-Congress 1891, London“ — eine ganze Reihe angegeben, unter denen ich folgende hervorhebe: 1) *Wagien*, Dorpat 1868; 2) *Der Geist Finnlands, oder Jenseits der Scheeren*, Leipzig 1855; 3) *Sagen vom Ladogasee*, Helsingfors 1872; 4) *Peivashparneh oder die Sonnenjöhne*, Helsingfors 1872; 5) *Ilmatar. Komedia divina turanica* (ehstnisch-deutsch). I. *Womba Wida*. II. *Manala*. III. *Tuuletar*. Dorpat-Riga. 6) I. *Kalewipoeg*, ehstnische Legende, übersetzt in's Deutsche von C. Reinthal und Dr. Bertram, Dorpat 1857—61. II. *Der Streit über die Echtheit der Kalewidenssage*, Inland 1865 und mehrere andere Aufsätze in demselben Blatt. III. *Die Ehstnenssage vom Kalewipoeg in ihrer neuen Gestalt*, Inland 1859. IV. *Die Ehstnische Sage vom Kalewipoeg*, Montagsblatt, St. Pbg. 1861,

Nr. 6. Inland 1861 Nr. 6. 7) Ein paar Ehtenmärchen, Piek Hans und der Teufel, Inland 1852; 8) Der Thurm des Dlaus, ein ehtnischer Runenkreis, Inland 1853; 9) Ueber das finnische National-epos in seiner neuen Gestalt. St. Pbg. 3tg. 1849 (anonym); 10) La poésie et mythologie des Finnois. Traité envoyé à l'institut historique à Paris. 1842. Hier sei auch des thätigen Antheils gedacht, den mein Vater an dem Zustandekommen der Veröffentlichung des Nationalepos der Ehten, des „Kalewipoeg“ genommen. Im Jahre 1838, in einer denkwürdigen Sitzung der gelehrten Ehtnischen Gesellschaft in Dorpat, machte mein Vater auf die Nothwendigkeit aufmerksam die im Volksmunde noch lebenden Bruchstücke dieses Epos ohne Aufschub zu sammeln, ehe die Ueberlieferung gänzlich erloschen. Auf seine Aufforderung hin wurde diese Aufgabe dem Dr. Kreuzwald, einem seiner Studiengenossen übertragen. Wie dieser es in seinem Vorwort zum Kalewipoeg sagt: „kam dieses National-Unternehmen hauptsächlich dank der warmen Fürsprache und der zündenden Rede des Dr. G. Schulz (Dr. Bertram) zu Stande, durch die er seine Begeisterung auf die Zuhörer übertrug.“

In der Folge ist mein Vater für die strenge Kritik, die er an dem Werke Kreuzwald's, seines Freundes und Studiengenossen ausgeübt, sehr scharf angegriffen worden. Es ist hier nicht der Ort die Frage zu erörtern, ob meinem Vater, als einstigem Urheber des Unternehmens, eine solche Kritik nicht mehr zustand, als einem Andern; ob in dem gegebenen Falle das künstlerische Gewissen den Vorrang haben müsse vor der Freundschaft und in wie weit hier das Urtheil meines Vaters begründet war oder nicht — jedenfalls darf eine unparteiische Kritik es nicht aus den Augen lassen, daß Dr. Bertram (Dr. G. Schulz) der geistige Urheber dieses Werkes gewesen und daß eine loyale Aussprache zwischen den beiden um die Wichtigkeit des Gegenstandes gleich ernst besorgten Männern — stattgefunden und ihre Freundschaft ungetrübt fort dauerte bis an ihr Lebensende. — Hierüber dürfte die voluminöse Korrespondenz mit Dr. Kreuzwald, welche einem letzten Wunsche meines Vaters zufolge in der Gelehrten Ehtnischen Gesellschaft deponirt wurde,

um erst nach 50 Jahren veröffentlicht zu werden — vollständiges Licht verbreiten.

Nach Beendigung seiner Studien ging mein Vater in's Innere Rußlands und verblieb dort von 1836—39 als Hausarzt des Generalen Uwaroff, auf dessen prachtvollem Gute Solm im Smolenskischen Gouvernement.

Es war das erste Hinaustreten in's Leben, die erste längere Trennung von der Mutter, mit der er bisher fast ununterbrochen in innigem und aufrichtigem Verkehr gestanden. Seine Universitätsferien hatte er bisher mit wenigen Ausnahmen bei ihr in Friedenthal im Tormaschen zugebracht und es wäre hier wohl angebracht dieser bedeutenden und originellen Persönlichkeit etwas näher zu treten.

Die verwittwete Oberpastorin hatte als Kind beim Propst Evers in Koddasfer Lesen, Schreiben, die vier Spezies und ein wenig französisch gelernt — mehr wurde damals für ein Mädchen nicht für nöthig erachtet. Sie hatte sich aber selbst später durch viele und gute Lektüre, einen großen Schatz an Kenntnissen erworben und ihren Geist durch den Umgang mit hervorragenden Männern gebildet. Ich will hier zwei erwähnen: den nachherigen Bischof Walter und den Professor Erdmann in Dorpat, deren Bekanntschaft meine Großmutter gemacht, als sie sich zu wiederholten Malen längere Zeit bei ihrem Neffen in Duckershof bei Wolmar aufgehalten, der in zweiter Ehe ihre Tochter Jenny zur Frau hatte. Ferdinand Walter war damals Pastor, Karl Erdmann Doktor in Wolmar und Hausarzt in Duckershof. Zu diesen beiden hervorragenden Männern stand meine Großmutter in einem Freundschaftsverhältniß bis zu deren Tode. Diese Beiden und vor allem ihr Sohn Georg versorgten sie in ihrer ländlichen Einsamkeit mit dem Besten, was auf dem Gebiet des Wissens und der Literatur erschien und sie hatte für alles, bis in ihr spätestens Alter, das lebhafteste Interesse.

Als sie in ihrem 83-ten Lebensjahre nach Dorpat kommen mußte, um sich einer Operation am Auge zu unterziehen, erregte sie durch den Muth und die Standhaftigkeit, mit der sie die Schmerzen ertrug, die Bewunderung der sie operirenden Aerzte. Während der Rekonvaleszenz wurde sie von so manchem bedeutenden

Manne, der sie in früherer Zeit kennen gelernt, wieder aufgesucht und er fand Vergnügen und Genuß im Verkehr mit ihr. Auch meine Großmutter fühlte sich sehr angeregt und erfreut, aber mit der ihr eignen Energie, brach sie, ungeachtet der Bitten ihrer Umgebung, den Aufenthalt in Dorpat ab, weil — „sie am Ende ein zu großes Wohlgefallen an diesem geistigen Verkehr fände und sie sich später zu einsam auf dem Lande fühlen würde.“ — Selbstüberwindung besaß sie in hohem Maße, verlangte diese aber auch von Andern, daher wohl der Eindruck der Strenge, den sie auf Jeden machte.

Doch, stets auf das Wohl Anderer bedacht, verstand meine Großmutter immer sich die Liebe und Verehrung, das Zutrauen ihrer Umgebung zu gewinnen. Sie nahm sich der Waisen im Gebiete an, erzog sie zu tüchtigen Dienstboten, wofür sie sich den Dank so mancher Hausfrau erwarb. Meine Großmutter hielt es aber nicht für nöthig ihren „Aufzöglingen“ außer Lesen und ein wenig Rechnen auch das Schreiben zu lehren: „so wie sie zu schreiben verstehen, schreiben sie doch nur Liebesbriefe“ — meinte sie. Sie ließ auf eigene Kosten eine Frau aus der Gemeinde in der Frauenklinik zu Dorpat als Hebamme ausbilden und half dadurch einem großem Uebelstande unter der bäuerlichen Bevölkerung ab. Diese lohnte ihr dafür mit der größten Dankbarkeit und Verehrung und „Wanna prau“ (die alte Frau) war ihr Rath und ihre Hilfe in allen Angelegenheiten des Leibes und der Seele.

Großmama's Kenntnisse in der Medizin erfreuten sich eines großen Rufes. Von Nah und Fern kamen die hilfeschuchenden Bauern zu ihr. Namentlich Sonntags war ihr Häuschen umlagert von Solchen, die mit dem Gange zur Kirche, auch den Gang zur „Wanna prau“ verbanden, um für sich selbst oder für die kranken Angehörigen zu Hause die heilende Arznei zu erbitten, und gar wunderbar sind die Kuren, welche der Großmama zugeschrieben werden. — „Ich kurire die Leute mit Senfteig und chinesischem Thee und, Gott sei Dank, es hilft stets“ — sagte sie. Was aber den Leuten auch noch half, waren die Trostes- oder Scheltworte, die sie ihnen, je nach Bedürfniß, mit auf den Weg gab. Wie manches widerspenstige Weib hat sie zum Gehorsam gegen ihren Mann zurückgeführt, — wie manchen ungerathenen

Kindern in's Gewissen geredet, ihre alten Eltern in Liebe zu verpflegen. Wunderbar verstand sie es mit Jedem, weß Alters, Standes, Nationalität er auch war, zu verkehren. Adel, Bauer, Geistlichkeit, alle waren willkommen und Jeder wurde mit der ihm zukommenden Etiquette behandelt — Menschenfurcht kannte die alte Frau nicht.

Viele charakteristische Einzelheiten könnte ich noch erzählen, doch das würde mich zu weit führen. Nur Eines sei noch erwähnt: Einst kam ein armer Tischler zu ihr, der auch die Glocken in der Kirche zu läuten hatte, weshalb er sich „Lautenschläger“ nannte, — klagte ihr seine Armuth und bat um Arbeit. „Lieber P...“ sagte meine Großmutter, „Möbel habe ich genug für die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, aber ein Möbel werde ich doch noch brauchen und das ist mein Sarg. Nehmt mir das Maas und macht ihn mir, dann haben auch die Meinigen nicht dafür zu sorgen, wenn ich sterbe. Ich gebe euch 3 Rbl., ihr könnt davon manche Woche leben und ich bekomme meinen Sarg.“ So geschah es auch. Fünfundzwanzig Jahre stand der Sarg, mit einem Tuche bedeckt, in der Kleele, und alle diese Jahre wurde die Kleele nicht erbrochen, weil die Diebe sich vor dem Sarge fürchteten.

Eine zärtliche, liebevolle Mutter ihren beiden Söhnen, war ihr Verhältniß zu ihnen doch ein verschiedenes. Zum älteren Sohne sah sie auf, sie stellte ihn über sich, während der jüngere ihr immer der Sohn blieb, an dem noch zu erziehen war und wenn sie auch stolz war auf seine Kenntnisse, Gaben, seine schriftstellerische Thätigkeit, so wollte sie es ihn doch nicht merken lassen. Ein kleines Beispiel hiervon. Bei einem seiner Besuche bei der Mutter wollte mein Vater ihr sein neuestes Werk vorlesen. Er hatte dazu die Stunde nach Tisch gewählt, weil, wie er sagt: „eine Hausfrau vor dem Mittag, wie ein General vor der Schlacht sei, man darf ihr dann nicht in den Weg kommen.“

Als nun dieser wichtige Akt des Tages abgemacht, das Tischtuch fortgeräumt und die nöthige Ruhe eingetreten war, lehnte meine Großmutter sich in ihren Lehnstuhl zurück, deckte, wie sie zu thun pflegte, ihr Taschentuch über ihr Gesicht und

sagte: „So, jetzt lies, lieber Sohn, vielleicht schlafe ich ein.“ — Wenn mein Vater dieses erzählte, so lachte er oft bis zu Thränen.

Die Erinnerung an meine Großmutter hat mich von dem Lebensgang meines Vaters abgeleitet und ich kehre wieder zu der Zeit zurück, wo er Hausarzt beim General Uwaroff in Holm war.

In Holm hatte mein Vater eine ausgedehnte Praxis, nicht allein unter der ländlichen Bevölkerung, sondern auch auf den benachbarten Gütern der Sogradsky, Zmejoff, Nachimoff, Scheremetieff, Lesles und Panin. Insbesondere hatte der alte Graf Panin auf Dougino eine herzliche Neigung und Zutrauen zu meinem Vater gefaßt. Als er schwer erkrankte und den Tod herannahen fühlte, ließ er meinen Vater nicht von seiner Seite und dieser war es, der dem werthen Manne die Augen zudrückte.

Die Gelegenheit Land und Leute zu studiren ließ mein Vater hier auch nicht unbenützt vorübergehen. Davon zeugen zahlreiche Briefe an seine Mutter, die häufig von kleinen Federzeichnungen begleitet waren, um das Gesehene und Erlebte anschaulicher zu machen. Hier fand er auch das Material zu den „Medizinischen Dorfgeschichten“, zu den „Episoden aus dem Leben Trischka's des Rasboiniks“, in denen er seine eigenen Erlebnisse auf den jungen Arzt Eduard überträgt. Diese Erzählungen aus dem Innern Rußlands, in denen er das „Wissenschaftliche mit dem Spannenden“ vereinigte (wie eine Rezension es sagt), erschienen zuerst im Inlande und dann als Sonderabdruck in Dorpat 1860. Aus jener Zeit stammen auch die Berichte an die Akademie „über Fossile im Smolenskischen Gouvernement.“

Während seines Aufenthaltes in Holm fiel mein Vater in eine sehr schwere Krankheit (1839), die ihn an den Rand des Grabes brachte. Als er sich so weit erholt, mußte er Holm verlassen und zur Stärkung eine Erholungsreise in's Ausland machen im Jahre 1840. Mein Vater reiste in Begleitung seines älteren Bruders Moritz, der im Kaukasus schwer verwundet worden war, hinaus. In Berlin wurde ein längerer Aufenthalt gemacht. Mein Vater lernte den berühmten Augenoperateur Dieffenbach kennen und wurde von ihm zu vielen Operationen herangezogen. „Im „Strabismus“ oder „Geschichten im Eilwagen“, die später

erschienen\*), hat er an seine Erinnerungen aus dieser Zeit angeknüpft.

Professor Dieffenbach wollte meinen Vater bei sich behalten, doch dieser zog es vor, seinen Bruder nach Paris, London und Hamburg zu begleiten. Dann ging er allein über Leipzig, Jena, nach Weimar, wo er die Verwandten großväterlicherseits aufsuchte, bei Hof vorgestellt wurde und eine Einladung zum Diner erhielt. Bei einem längern Aufenthalte in Wien besuchte er die Vorträge mehrerer berühmter Professoren und arbeitete in seiner Wissenschaft. Nebenbei schrieb er für verschiedene Zeitschriften und dichtete zur Feier des Einzuges des Erzherzogs Friedrich eine Kantate, die der bekannte Gesanglehrer und Komponist Prosch in Musik setzte. Von Wien aus sollte mein Vater die Heimreise antreten, ohne seine geheime Sehnsucht, Italien zu sehen, befriedigen zu können. Da wurde ihm ganz unerwartet von Seiten eines begüterten Mannes, eines früheren Kommilitonen, der Vorschlag gemacht, ihn nach Italien zu begleiten. Mein Vater nahm das Anerbieten an, wenn auch dadurch sein beabsichtigter Eintritt in den Staatsdienst verzögert wurde.

Die Eindrücke der italienischen Reise hat mein Vater theils in Briefen in die Heimath, theils in Gedichten wiedergegeben. Letztere erschienen zuerst 1842 unter dem Pseudonym *Levin* in Hamburg und wurden später, 1869 unter dem Titel: „Bilder aus dem Süden“ in die „Gesammelten Werke“ aufgenommen. (Dorpat, Gläser's Verlag, I. Band). Unter diesen Gedichten befindet sich ein längeres philosophisches, betitelt „*Römische Dstern*“, in welchem mein Vater die ihn damals bewegenden Gedanken über Religion und Kultur ausspricht. In den lyrischen Gedichten wird Italien wie eine Braut gefeiert und angefangen.

Man reiste damals im Wagen, in ungezwungener Weise sich Ruhepausen gönnend; Triest, Venedig, Genua, Rom, Neapel wurden besucht. Dann ging es über Marseille, Pau und die Pyrenäen nach Paris, wo mein Vater mit verschiedenen Vertretern der Wissenschaft in Verbindung trat und zum Mitglied des „Institut Historique“ ernannt wurde, dem er seine Schrift „Ueber finnische

---

\*) In der „St. Ptg. Acad. Btg.“ 1850.

Mythologie und Poesie“, betitelt: „La poésie des Finnois“ eingesandt hatte. In demselben Jahre (1842) reichte mein Vater der „Société Anatomique“ seine Abhandlung über Racenverschiedenheit ein: „Recherches sur des différences anatomiques chez plusieurs peuples.“

In einem Brief an seine Mutter berichtet mein Vater von dem großen Eisenbahnunglück bei Meudon auf der Linie Paris-Versailles, das während seines Aufenthaltes in Paris stattfand und dem er durch eine eigene Fügung entging. Er war nach Versaille gefahren und wollte mit dem Abendzuge nach Paris zurück. Auf dem Wege zur Station begegnete ihm ein altes Weib — eine Zigeunerin. Mein Vater konnte der Versuchung nicht widerstehen, sie nach den Gebräuchen, dem Aberglauben, den Zauberformeln ihres Volkes auszuforschen und ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein. Die Abfahrt des verhängnißvollen Zuges wurde versäumt und mein Vater mußte die Linie auf der andern Seite der Seine zur Rückfahrt benutzen.

Ueber Rouen, die Nordsee, Skagen, Kopenhagen, Bornholm, Dagö wird die Rückreise in's Vaterland endlich gemacht und zu Ende des Jahres 1842 tritt er in den Staatsdienst unter Baer und Biragoff.

Von 1842—1848 Konservator bei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg; von 1845—57 Professor des Anatomischen Instituts bei der neubegründeten Kaiserlich-Medico-Chirurgischen Akademie; 1854 gleichzeitig zum Ordinatore am 2-ten Land-Militair-Hospital ernannt und nebenbei seit 1843 als Arzt bei der Mineralwasseranstalt in Petersburg, im Sommer beschäftigt, fand mein Vater dennoch Zeit zu schriftstellerischer Thätigkeit. Von den, in diesem Zeitraum veröffentlichten Werken, nenne ich folgende: Messungen an zwanzig verschiedenen Racen. (Im Bulletin der Akademie.) Ueber den Bau der normalen Menschenhädel nebst einer Nachlese unbeschriebener Punkte des Schädelreliefs — (mit 10 auf Stein gravirten Tafeln). St. Petrbg.-Leipzig Brockhaus. 1852. 64 S. 8°. Gratulationsschrift zur 50-jährigen Jubelfeier der Universität Dorpat. ПРОВОДСТВО КЪ ПРЕПАРОВАНИЮ. (Russ. Handbuch für anatomisches Präpariren.) Anweisung zum kurgemäßen Gebrauch

der Mineralwasser, nebst mehreren auf die Mineralwasseranstalt in St. Petbrg. bezüglichen Anzeigen und Abhandlungen. St. Petersburg. 1874. Dasselbe im Russischen: Наставление къ употребленію минеральныхъ водъ и. С.-Иеро. 1856. Valneologische Skizzen am Ostseestrande 1848. Die Naturforscherversammlung in Thüringen. (Inland 1853.) Ueber Schwedische Heilgymnastik. St. Petbrg. (Akad. Ztschrft.) — Auf litterärischem Gebiete war bereits die Aufmerksamkeit auf die dichterische Begabung meines Vaters gelenkt worden durch eine Reihe von kleineren Erzählungen — darunter der bereits erwähnte Strabismus, — die Novelle der Wolfsritter (Akad. Ztg. 1850) und namentlich durch seine „Esleriana“ betitelten Briefe (1848—50) die in der St. Petbrg. Ztg. erschienen und sehr ansprachen.

Im Jahre 1849 erschien die erste Reihe der Baltischen Skizzen, denen bald eine zweite Reihe folgte, unter dem Schriftstellernamen: Dr. Bertram, den mein Vater in der Folge beibehielt. — Mein Vater hatte sich lange nicht entschließen können, diese Skizzen zu veröffentlichen; er that es auf dringendes Zureden eines Freundes und der Erfolg übertraf seine Erwartungen. Sie wurden in verschiedenen Ausgaben im In- und Auslande veröffentlicht und erlebten mehrere Auflagen\*).

In der Vorrede zu einer der spätern Ausgaben der Balt. Skizzen, sagt mein Vater „Unbekannte hätten ihm öfters die Versicherung gegeben, daß sie in den Balt. Skizzen genau wiedergefunden, was sie selbst erlebt oder selbst beobachtet.“ — Dieses erfreute ihn sehr als ein Beweis, daß seine Schilderungen lebenswahr und allgemeine Gültigkeit hätten. — In der That ist in den Balt. Skizzen das Leben in Livland „vor 50 Jahren“ in einer Reihe von Bildern nach der Natur festgehalten und alle vor-

\*) Dr. Wincelmann in der Bibl. Livonia Historica führt folgende Ausgaben an: Baltische Skizzen. Schulz G. J. — pseud. Bertram, St. Petbrg. Ztg. 1852. Nr. 51; 2) Ermann Archiv XI. Heft 3. Berlin 1852; 3) Inland 1852 (vollständig); 4) I. Bändchen: 50 Jahre zurück. Dorpat u. St. Petbrg. 1853. 8°. — Zweite Reihe. 1) Inland 1855; 2) Dorpat u. St. Petbrg. 1855. 8°; 3) Baltische Skizzen. Berlin 1857. 3 Bändchen 8°. Erstes Bändchen. 3. Auflage. Dorpat 1873. 8°.

kommenden Typen nach dem Leben gezeichnet, — in einigen Figuren, wie derjenigen des Studenten Blau, mehrere Persönlichkeiten in eine verschmolzen.

In den nächstfolgenden Jahren erschienen die an anderer Stelle bereits angeführten größeren und kleineren Aufsätze über ehstnische und finnische Volkspoesie, Sagen und Märchen, aus welchen die erste größere bilinguale (deutsche-ehstnische) Dichtung, die Epos-Idylle *W o m b a W i d o\**, sowie die Sammlung finnischer Volksmärchen und Sprichwörter, betitelt „Jenseits der Scheere“ hervorzuheben wäre.

Die schwierige Aufgabe, Gribojädoff's Meisterwerk, die unsterbliche dramatische Satire: „*Лопе отъ ума*“\*\*) in's Deutsche metrisch zu übertragen, beschäftigte meinen Vater mehrere Jahre hindurch. Auch machte er selbst einige dramatische Versuche (u. a. die drei Halsbänder. Leipzig 1853).

Eine kleine Novelle: „Die Rixe von Pargula“ — ein Traum — und — Sommermärchen, erschien 1845 in der St. Petrbg. Ztg. und zeigte eine phantastisch melancholische Poesie. Es erschienen ferner die Elegie auf den Tod des Kaiser's Nicolaus I. und die Schlacht von Sinope (a. d. Russischen 1855). In dieser Zeit entstanden auch mehrere Kinderschriften: die „*Martha Marzibil*“, das „*Zauberkästchen*“, „*Mausekatz*“, die er in Friedenthal für seine eigenen Kinder geschrieben.

Bereits im Jahre 1845 hatte sich mein Vater verheirathet mit Fräulein Theodora von Unzer. Nirgends fühlte er sich wohler, als im eigenen Hause, an der Seite seiner mit hohen Geistes- und Herzensgaben ausgestatteten jungen und schönen Frau, einer der besten Schülerinnen Henselt's, inmitten seiner fünf Kinder, deren Aufblühen und Entwicklung zu beobachten ihm, dem Kinderfreunde, die größte Freude bereitete. In seinem Hause verkehrten auch gern Künstler und Gelehrte. Vor Allen war es der geniale Pianist und Komponist Adolf Henselt, der als lang-

\*) Zuerst erschienen in der „*Valk. Monatschrift*“; siehe auch *Ilmar.* Ges. Schriften. Dorpat, Gläfers Verlag.

\*\*) *Verstand schafft Leiden.* Schauspiel in 4 Akten und in Versen nach dem Russischen des Gribojädoff metrisch übertragen von Dr. Bertram. Leipzig 1853.

jähriger Freund des Hauses, diesem die musikalische Weihe gab keiner verstand es besser als mein Vater mit dem reizbaren Künstler umzugehen und dieser verschmähte es nicht, dem Rathe meines Vaters auch in musikalischen Dingen Gehör zu schenken, ihm seine Werke vor dem Erscheinen mitzutheilen. Gerne erholte er sich abends bei einer Whistparthie und der Zigarre, an den launigen Einfällen meines Vaters von dem Nerger, den ihm tagsüber seine unzähligen Schüler bereitet, wogegen er wieder meinen Vater durch sein köstliches Klavierspiel erquickte und zu neuen dichterischen Thaten begeisterte.

Von einigen gemeinsamen Erlebnissen auf einer Konzertreise Henselt's in den baltischen Provinzen, habe ich bei Gelegenheit des 50. Jahrestages des letzten Konzertes Henselt's in Dorpat an dieser Stelle berichtet\*).

Neben Henselt sei noch des schon erwähnten talentvollen Karl Bollweiler gedacht, der von den lyrischen Gedichten meines Vaters gegen dreißig in Musik gesetzt hat, namentlich Lieder aus der Bräutigamszeit und aus der Zeit der jungen Ehe; so auch ein reizendes Wiegenlied „Komme Sandmann leise“, dem ersten Kinde gewidmet. „Wenn ein Gedicht musikalisch gut ist, so muß gleich beim ersten Lesen die darin enthaltene Melodie dem Musiker vor der Seele stehen,“ — lautete ein Ausspruch dieses Künstlers.

Auch die in Petersburg konzertirenden Künstler aus dem Auslande waren gern gesehene Gäste des Hauses, so der Sänger Mario, Klara Schumann mit ihrem Gatten u. A. — In späteren Jahren der Wiener Pianist Josef Derffel, Komponist der melodischen Steirischen Ländler und „Valse brillantes“; Alexander Dreyschock, der brillante Virtuos und Meister des Oktavenspiels, einer der tüchtigsten Professoren am Petersburger Konservatorium; Anton Rubinstein, der titanische Klavierheros und verschiedene andere Künstler und Künstlerinnen.

Die bildenden Künste waren u. A. durch den genialen, leider so jung verstorbenen russischen Maler N. Ulianoff vertreten, dem

---

\*) Baltische Monatschrift 1891. Eine Konzerttournée in den baltischen Provinzen v. Bertram.

die „Martha Marzibill“ ihre reizenden Illustrationen verdankt. Auch lieferte er eine Reihe von Illustrationen zu der geplanten Prachtausgabe der „Peterslieder“ (Manuskript) meines Vaters und musterhafte Federzeichnungen zum „Womba Wido“, die leider verloren gegangen sind. Ich nenne noch den holländischen Maler Remy van Haanen, dessen Gaugfortes so gerühmt werden und den originellen Architekten M. Bezold, Professor der Akademie, der mit seinen Versuchen den national-russisch-byzantinischen Baustyl wieder aufleben zu lassen, seiner Zeit vorausgeeilt war und ebenso brusque wie genial seiner Begeisterung und Ueberzeugung für diese Renaissance Ausdruck gab.

Aus der Gelehrtenwelt wären zu nennen: Pirogoff, die Leibärzte Sr. Majestät des Kaisers Dr. v. Karell, Dr. Obermüller, Dr. v. Hirsch, der Akademiker Wiedemann, die Bischöfe Ullmann, F. Walter, der Generalsuperintendent Richter und einer späteren Periode vorgreifend, die russischen Schriftsteller und Poeten: Tutscheff, Apollon Maikow, Polonsky, Fürst Wjasemsky u. s. w.

Ich schließe hier die Liste, da bei den mannichfachen Beziehungen meines Vaters zu den verschiedensten Kreisen, eine Aufzählung aller Personen von Bedeutung, mit denen er in mehr oder weniger nähere Berührung kam, den Rahmen einer Skizze überschreiten würde.

Nach den Worten eines sehr guten Hausfreundes, bestand der Zauber im Umgange mit meinem Vater, in dem Interesse, welches er an Andern und an den Beschäftigungen Anderer nahm. Er hatte die Eigenschaft eines guten Causeurs, — diejenigen, die mit ihm sprachen, ihr „Bestes“ reden zu machen und Jeder meinte dann von sich: „wie unterhaltend bin ich gewesen“.

Daher erklärt sich auch die Anziehungskraft, die mein Vater besonders auf junge Leute ausübte. Wie viele junge Talente wurden von ihm entdeckt, auf die richtige Lebensbahn gewiesen und erhielten durch seine Bemühungen die nöthigen Mittel sich für dieselbe vorzubereiten. (Schluß folgt.)





## Kunstbriefe.

---

### VII.

Der Naturalismus in der Kunst, in der Dichtkunst so gut wie in der plastischen, wird bald schon ganz abgewirthschaftet haben. Seit etwa einem halben Jahrzehnt tritt das auf jeder großen Ausstellung immer mehr und mehr zu Tage. Aber wenn ich sage „abgewirthschaftet“, so soll in diesem Worte nicht das Mißachtende zum Ausdruck kommen, das meistens seinen Nebensinn bildet. Ich meine nur, daß er zurückzutreten beginnt, nachdem er eine große Mission erfüllt hat. Die Mission nämlich, dem Auge die Welt des Natürlichen zurückzuerobern, das Reich der Kunst von der Kulisse, der Phrase, der Pose, der ganzen gespreizten, durch und durch unwharen Theatralik zu säubern. Er hat das gründlich besorgt, so gründlich, daß er auch gleich die blühende Phantasie und innige Empfindung verjagte und an ihre Stelle das protokollarische Dokument setzte. Das Alltagsleben nach seiner ausschließlich materiellen Seite hin wurde zum herrschenden Motiv; das Alltagsleben und die Alltagsmenschen zunächst aus den Kreisen der armen Leute, der „Erniedrigten und Bedrückten“, später aber in allen Schichten der modernen Menschen überhaupt.

Doch dann ward man allmählich der trockenen Materie, des nüchternen Protokolls überdrüssig, und nicht bloß in Bezug auf

Armeleutmalerei und Hinterhauspoesie. Man sehnte sich heraus aus dem Bannkreise des rein Stofflichen, des Banalen, des Alltäglichen, man wollte ein Gegengewicht haben gegen Materialismus und schrofie Tendenz und man wandte sich, dabei aber der neu-erworbenen Ausdrucksmittel nicht vergessend, Dingen und Ideen zu, die zu Beginn unseres Jahrhunderts und während seiner ersten Hälfte als „romantisch“ bezeichnet wurden, die man heute symbolistisch, mystisch, neuidealistisch u. s. w. nennt. Denn im Grunde genommen ist's beide Mal dasselbe — der gleiche Kultus des Gefühls, der Empfindung, der Phantasie.

Es würde mich heute zu weit führen, bei dieser neuesten Richtung in der Kunst unserer Tage, die aber übrigens auch schon bald ihren Höhepunkt hinter sich haben dürfte, eingehender zu verweilen. Daß sie eine berechtigte aus dem Zeitgeist und den Zeitverhältnissen herausgeborene Reaktion bedeutet, das nachzuweisen hatte ich Gelegenheit im vorigen Herbst, wo ich die kirchliche und religiöse Malerei auf der letzten großen Berliner Ausstellung von internationalem Charakter besprach.

Hier nur so viel, daß die Erscheinung nicht bloß berechtigt, sondern auch erfreulich ist, daß sie aber gleichzeitig verhängnisvolle Auswüchse und verderbliche Wucherungen zeigt, die gegenüber dem Materialismus strengster Observanz ein anderes Extrem darstellen — das einer ganz und gar unkünstlerischen Ideen- und Gedankenmalerei oder formlosen Stimmungsmalerei. Zumal, wenn es sich um Malerei im engeren Sinne des Worts handelt, denn daß in der Radirung, in der Lithographie, in der Kartonzeichnung tief-sinniger Ideenausdruck mehr am Plage ist, das beweist u. A. der Ruhm eines Max Klinger und in jüngster Zeit das große Aufsehen der Zeichnungen Sascha Schneiders. Das Gefünstelte und Gefuchte, das Gespreizte und Gezierte, ein Kokettiren mit angeblichem Tief-sinn und geheuchelter Genialität begannen um sich zu greifen als ein willkommenener Deckmantel für die künstlerische Impotenz und technische Unvollkommenheit... Publikum steht davor und weiß nicht, was es dazu sagen soll. Ist es unbefangen genug, so wendet es sich wohl achselzuckend oder gar lachend ab; schwört es aber auf gewisse Spitzführer der Kritik, dünkt es sich gescheuter, als die Masse, dann verstummt es in scheinbar ehrfurchts-

vollem Staunen oder aber ruft laut sein „Hosiannah!“ — gerade, weil es nichts verstanden hat von all' dem „Tieffinn“ und all' der „Genialität“. Uebrigens ist dieser zweite Fall noch immer weitaus der selteneren. Ist das Niveau des allgemeinen Kunstverständnisses leider ziemlich niedrig — im Ganzen fühlt die Masse doch bald heraus, wo etwas nicht richtig ist . . . .

\*            \*            \*

Nicht meine ich hier Kunstleistungen, wie die eines Ludwig v. Hofmann, des Dichtermalers, und Walter Leistikow's\*), des Träumers in Farben, zweier der Hauptführer des Berliner Seceffionisten-Vereins der „XI.“, zu dem auch Klinger, Liebermann, Starbina gehören; und auch solche nicht, wie die der meisten Mitglieder der kleinen internationalen „Vereinigung freie Kunst“, zu der aber freilich auch der extravagante Holländer M. Melchers gehört, der das Steckenpferd naivsten Primitivismus reitet — denn das sind immerhin doch Kunstleistungen, wenngleich für Manchen befremdliche. Aber es giebt unter den Jüngsten heute einige gar sonderbare Käuze, die jene Betrachtungen durchaus nahe legen.

Das sind die Leute, die in ihrer technischen Unfertigkeit auf den bekannten Pariser Symbolisten-Fez, den Sar Peladan, den famosen „Großmeister der Rosenkreuzer“ schwören und auf sein hilfsbereites Axiom: „Nichts ist die Technik; Alles ist der Gehalt, der Gedanke, der Stil.“

Unter solchen Umständen kommt Einem leicht das Gruseln an, hört man von einem neuen „Ideen-“ oder „Stimmungsmaler.“ Jung ist er natürlich fast immer, blutjung, und im Uebrigen — der mephistolische Ausspruch

„Denn eben wo Begriffe fehlen,  
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.  
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,  
Mit Worten ein System bereiten“

---

\*) Nicht „Leutikau“, wie der Name im Januar-Brief verstümmelt wurde vom Druckfehlerteufel, der auch aus dem bekannten Pariser Impressionisten Besnard einen Bernard machte.

-- mit einer leichten Veränderung läßt er sich ja auch durchaus auf die Malerei anwenden, wie auch die anderen Verse:

„..... ein Kerl, der spekulirt,  
Ist wie ein Thier auf dürrer Haide,  
Von einem bösen Geist in Kreis herumgeführt,  
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.“

Aber freilich — man muß sie malen können, „die schöne grüne Weide“, kann man das nicht, dann begnügt man sich mit dem Spekuliren auf dürrer Haide und glaubt gar noch Wunder was geistert zu haben. Doch nicht Alle theilen diesen Glauben und mancher geht ernstlich böse von dannen: er nimmt an, der Künstler habe ihn regelrecht dupiren wollen. Welchers mit seinen primitiven Bildern von der Insel Walchesen im Stile und der Manier eines Tertianers, der unbeholfene Zeichnungen in kindischer Manier kolorirt, hat z. B. diese Erfahrung gemacht, obgleich Maeterlinck, der belgische symbolistische Dichter, ihn mit einem poetischen Vorwort bei uns einführte und obgleich unter seinen 25 Bildern einige sich befanden, die jener Tertianer nicht hätte malen können. Eben dadurch machte das Uebrige den Eindruck ganz bewusster Koketterie . . . .

Jedoch Welchers — es läßt sich über ihn immerhin noch eine Diskussion aufnehmen.

\* \* \*

Dagegen giebt's auf dem Berliner Kunstmarkt auf diesem Gebiete auch Anderes zu sehen, als diese Welchers'schen Bilder, die, wie gesagt, einen Theil der Ausstellung der „Vereinigung freie Kunst“ ausmachten und somit wenigstens nicht prätentios auftraten.

Jüngst ging zünftigen Kritikern und unzüchtigen Kunstfreunden die Einladung zu einer Sonderausstellung im ersten Stock eines Hauses unter den Linden zu. Vorsorglicher Weise war der Karte ein Katalog mitgegeben worden. Er war sehr interessant, vielleicht das Interessanteste an der ganzen Ausstellung. Fast jedes in ihm aufgeführte Bild war mit einem erläuternden Text versehen; es gab Gedichte in ihm, die den Maler zu seiner Arbeit begeistert hatten u. s. w.. Das war Alles sehr bezeichnend. Also glaubte

er von vornherein, daß man ihn nicht verstehen würde, also meinte er den Eindruck eines schauerhaften Bildes abschwächen zu können, wenn er klangvolle Verse eines symbolistischen Dichters daneben setzte. Aber das Alles war ihm nicht genug. Er zog gar mitunter die Dekoration des Ausstellungsraumes in den „Kommentar“ hinein. Da ist z. B. ein besonderes Kabinet, dessen Thür herausgehoben ist. Ein rother Stoffstreifen mit allerlei kabbalistischen Schriftzeichen umgiebt den Thürrahmen, darüber prangt ein riesengroßes Auge „als Spiegel der menschlichen Seele.“ Im Kabinet ist der Thür gegenüber eine „Versuchung“ aufgestellt, ein rothhaariges Alt-Modell in Lebensgröße, das der Rahmen unterhalb der Hüften abschneidet, naturalistisch behandelt und mit einem Apfel in der Hand, so wenig verführerisch, daß man nicht begreift, warum die Thür durch eine bunte Schnur abgesperrt ist. Daneben ein anderes Bild: „Femina.“ Eine unendliche, blauschillernde Schlange windet sich unter blutrothem Himmel über einen grasgrünen Plan; im weit aufgerissenen Maul des Ungeheuers, das zwei gewaltige Frauenbrüste hat, zappelt ein nacktes Männlein. Und diese Symbolik ist nun auch auf die Dekoration des Zimmers ausgebehnt worden: Vor dem Bilde „Femina“ ist nämlich eine Couchette aufgestellt, auf der ein Paar weiße Handschuhe, ein zerknüllter Klapphut und eine Laute liegen! Vermuthlich eine Andeutung, daß der einst glückliche Besitzer dieser Dinge auch von der unheimlichen Schlange aufgefressen worden. Das „ewig Weibliche“ spielt auf dieser Ausstellung überhaupt eine große Rolle, in Bildern und Entwürfen, in Skizzen und Studien; das Weib mit seiner verhängnißvollen Macht, das Weib mit seinem tragischen Geschick; bald als Verführerin, bald als Verführte. Das Allermeiste unfertig, roh, abstoßend häßlich in Farbe und Zeichnung. Auch religiöse Motive sind vielfach vorhanden. Große, gewaltige Probleme behandeln sie mitunter. So z. B. „Finis mundi“, wo in wilder alpiner Landschaft, zwischen sich öffnenden Gräbern und Schaaren von Auferstandenen, Vertreter aller Glaubenslehren, geführt von singenden Engeln in langem Zuge auf uns zu pilgern. Sie meinen — die Idee sei gar nicht übel? Gewiß nicht, nur die Malerei ist's leider auch in diesem Fall. Oder eine Leinwand ist vom ersten Plan bis tief in den Hinter-

grund von einem dichtgedrängten vielhundertköpfigen Anaul schlecht gezeichneter nackter Menschen, im Vordergrund hier und da in Meter- oder Verzückungsstellung, gefüllt. Ueber diesem Leibermeer taucht eine riesengroße blutrothe Sonne auf. Bezeichnung: „Ein Gebet“; Kommentarbemerkung: „Die erste religiöse Empfindung.“ Haben Sie jetzt verstanden? . . . Wollen Sie noch ein Bild? Es ist eine Elle hoch. Quer laufen Streifen der Regenbogenfarben, nach unten zu breiter werdend, am breitesten das Dunkelblau und Violett. Auf diesem tiefdunklen Vordergrund, der die Hälfte des Bildes einnimmt, erhebt sich ein schwarzgraues Postament und auf diesem steht, dem Beschauer den Rücken zugekehrt, ein stilisirter tief dunkelroth gekleideter Engel, dessen braunschwarze Flügel weit hineintragen in die lichten gelben und lila Streifen . . . Bezeichnung: „Siehe es will Abend werden!“ Kommentarbemerkung: „Eine musikalische Empfindung . . .“

Doch genug. Sie sind natürlich neugierig, wer der Maler ist? Wichtig — auf der ersten Seite des Katalogs befindet sich ein Porträt. Ein junger brünetter Mann im Frack, mit modisch kurzem Haar und Spitzbart. Etwas Weltmüdes liegt in den Zügen des schmalen Gesichts und etwas nach Innengekehrtes in den dunklen Augen, die also des Pincenez's, das die Nase trägt, eigentlich gar nicht bedürfen. Darunter steht zu lesen: „**A d o l f S o m m e r f e l d**, geboren am 17. Juli 1870 zu Schroda, besuchte von seinem 17. bis 19. Jahre die Kunstakademie zu Berlin. Eine zweijährige Studienreise nach Italien war für seine malerische Ausbildung, besonders für seinen inneren Beruf als Stimmungsmaler, von Wichtigkeit. Nach seiner Rückkehr etliche Zeit Atelierfschüler, begann er im Oktober 1893 seine selbständige Thätigkeit.“

Leider! Schule hätte dem übrigens unleugbaren Talent, das Herr Sommerfeld besitzt, sicher noch genügt. Daß er im Zuge war, was zu lernen, beweisen einige Aktzeichnungen aus der akademischen Zeit, einige landschaftliche Studien aus Italien. Auch ein paar ganz gute Porträts sind auf der über hundert Nummern bietenden Ausstellung zu sehen. Dann aber erkannte er „seinen inneren Beruf als Stimmungsmaler“ und beschloß offenbar, mit Edward Munch und Heinrich Pudor zusammen ein

Kleeblatt unverstandener und unverständlicher symbolistisch-mystischer Submalerei zu bilden. Hoffentlich nicht auf zu lange Zeit — damit man ihm diese präventöse Sonderausstellung noch vergeben kann und er nicht sang- und klanglos verschwindet, wie jene Beiden.

Daß man Symbolist sein kann und dabei doch immerhin Annehmbares schaffen darf, das beweist der junge Berliner Martin Brandenburg. Wenn der sich verlieren sollte, so thäte es Einem herzlich leid. Es steckt ein wahrer Künstler in ihm. Nur muß er, der seiner Anlage nach durchaus Lyriker ist, nicht allzusehr dem Gedanken Raum geben, denn der würde seine Kunst tödten. Technisch fertig ist auch er nicht, aber das wäre das Geringste. Bedenklicher schon ist seine oft unschöne Farbengebung.

Er stellte mit einigen anderen der Jüngsten, wie Edmund Edel und Hans Baluschek im Februar bei Gurlitt eine Reihe großer Pastellgemälde aus, die viel von sich reden machten, mehr wohl, als dem jungen Künstler gut sein mag. Was für Stoffe er wählt? Sie sind ganz und gar romantisch im alten Sinn, nur mitunter noch viel phantastischer. Aber die Ausdrucksmittel, die sind neu, sind modern und kennen keine Tradition. „Der Frühling und der Reif“: rechts unter klarblauem Himmel, auf blumiger Aue, von Amoretten umgaukelt, ein blondes Mädchen, so ein rechtes Märchenkind, mit Blumen spielend; und links: eine rothhaarige alte Hexe, aus Walbesdunkel hervortretend, Herbstblätter von den Bäumen schüttelnd und die Blumen hohnlachend zertretend. „Der Ritter mit den Rosen“: in den Dünen am brausenden dunklen Meer, dessen Brandung hoch oben das Bild abschließt, ein junger sterbender Ritter in grüngoldener Rüstung, steif dahingestreckt im Grase und zu ihm sich niederbeugend, ängstlich wiehernb sein schwarzer Gaul, und Roß und Reiter — Beide von rothen Rosen umrankt . . . Brandenburg's Phantastik verlockt ihn sogar dazu, die Musik malerisch zu behandeln. Das heißt natürlich nicht im ornamentalen und allegorifizierenden Stil, sondern die Klänge wandeln sich ihm zu Farben. Neu ist's ja in der Theorie nicht. Warum sollten wir uns jenes Lied und diesen Walzer nicht farbig vorstellen können auf dem Wege der Stimmungsassoziation? Aber Brandenburg übersetzt das ins Praktische. Er

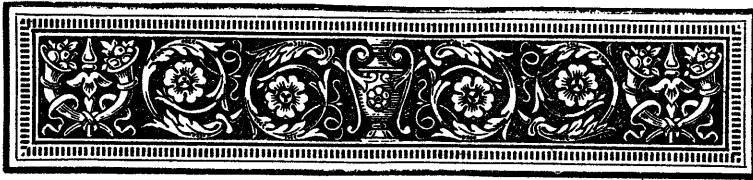
malt uns z. B. eine Sonate: unten am Rande des Bildes drei Herren, die im modischen Anzuge ein Trio spielen und über ihnen ein geisterhaft Verworrenes von Farben und Formen, Landschaft halb und halb Phantasiegebilde, die einzelnen Farbenklänge oder Klangfarben bald sich weit ausbreitend, bald im Knäuel zusammengedrängt, dann wieder schlangengleich sich hinrollend oder jäh aufschießend wie ein Wasserstrahl. U. s. w. Davon liest sich so schwarz auf weiß recht gut und es nimmt sich vielleicht sehr interessant aus. Aber steht man vor dem Bilde, so sieht's sich anders an. Das ist bei so vielen Symbolisten der Fall, auch bei solchen, die besser zeichnen, die mehr Perspektive kennen, richtiger modelliren und feinfühlicher die Farbentöne wählen und abstimmen, als z. B. Martin Brandenburg.

Das ist das Gefährliche bei dieser gedanken- und empfindungsvollen, Gedanken und Empfindungen anregenden Malerei, die für sich dabei das Prädikat der „Stimmungsmalerei“ in Anspruch nimmt, als ob es außerhalb ihrer keine solche gäbe....

Berlin, im März 1896.

J. Norden.





## Litterarische Umschau.

---

Selbstbiographien haben den großen Vorzug, daß sie den Lebensgang ihrer Verfasser, wenn sie mit Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe geschrieben sind, lebendiger und anschaulicher vor Augen stellen, als jeder Bericht eines Andern es vermag. Die Fäden der Entwicklung, der innere Zusammenhang zwischen den verschiedenen Lebensstufen, die fördernden und hemmenden Momente des Daseins sind jedem Menschen, der mit Bewußtsein durch die Welt gegangen ist und mit ernstem Nachdenken auf sein Leben zurückblickt, naturgemäß selbst am besten bekannt und er vermag am leichtesten selbst Aufklärung zu geben über das Wie und Warum seines Werdens. Andererseits haften fast jeder Selbstbiographie Mängel an, die auch dem zuverlässigsten und wahrsten Menschen zu vermeiden fast unmöglich ist. Wer am Ende seines Lebens oder in vorgerücktem Alter auf seine vergangenen Jahre zurückblickt, dem wird nicht nur auch beim treuesten Gedächtniß sich im Einzelnen vieles verschieben, sondern, was mehr bedeutet, die Auffassung und Beleuchtung früherer Lebensabschnitte wird unwillkürlich eine ganz andere werden, als sie einst war, da man die Dinge erlebte; Leidenschaften und Empfindungen erscheinen in der spätern Betrachtung gedämpfter und abgeblaßter, man sieht vieles in einem Zusammenhange, der in Wirklichkeit gar nicht existirt hat. Besonders die Jugendzeit gewinnt in der spätern Beleuchtung fast immer eine von der Wirklichkeit abweichende Gestalt. Ist sie glücklich gewesen, so erscheint sie dem durch

schmerzliche Lebenserfahrung gereiften Sinne wie ein verlorenes Paradies von goldenem Glanz umflossen; ist sie aber schwer und dunkel gewesen, dann trägt der ältere Mann die Reflexion seiner späteren Jahre in die Seele des Knaben und Jünglings hinein und es erscheint ihm alles noch viel trüber und schwerer als es in Wirklichkeit gewesen. Nur selten und ausnahmsweise gelingt es einem Darsteller der eigenen Jugend die wirklichen Züge des Erlebten in voller Wahrheit festzuhalten. Das ist, wie es uns scheinen will, bei den in deutscher Uebersetzung von H. Türstig uns vorliegenden Jugenderinnerungen des Professors Alexander Swanowitsch Nikitenko\*) der Fall. Nikitenko, ein Kleinrusse, war 1802 in einem Dorfe des Gouvernements Woronesh geboren und starb 1877 als Professor in Petersburg. Er schildert in diesem Buche seine Kindheit und seine Jünglingsjahre bis zum Oktober 1842, d. h. bis zu seiner Freilassung aus der Leibeigenschaft. Nikitenko's Jugenderinnerungen sind ein höchst beachtenswerther Beitrag zur Kenntniß der innern Verhältnisse Rußlands unter Alexander I. und kulturgeschichtlich von dem größten Interesse. Der Gegensatz zwischen Kleinrussen und Großrussen, das Leben der kleinrussischen Bauern, der Druck der Leibeigenschaft und der durch sie verursachten Zustände, das Leben der Gutsbesitzer in der Provinz, die Uebermacht des Beamtenthums, die Sehnsucht nach Freiheit und das Streben nach Bildung bei manchen Leibeigenen — alles dies tritt uns in größter Anschaulichkeit aus Nikitenko's Darstellung entgegen. Und wie anziehend ist die Schilderung der Familie des Erzählers, die ungebildete, aber fromme, geduldige, stets arbeitssame liebevolle Mutter, der kluge, ungewöhnlich gebildete freiheitliebende Vater, der überall nur die Gerechtigkeit zur Geltung bringen will und dadurch immerfort in Noth und Bedrängniß geräth, dabei selbst von heftiger Leidenschaft fortgerissen wird, endlich der Erzähler selbst, dessen Seele von Kindheit an von dem Drange nach Bildung erfüllt ist, wie naturwahr, wie lebendig sind diese Charaktere geschildert! Dies Buch giebt einen Einblick in das

\*) Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. VII. Band. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Leben des Volkes im ersten Viertel dieses Jahrhunderts wie es wenige Schriften thun. Der große Krieg von 1812 berührt nur mit ganz leisen Schwingungen diese entfernten Gegenden. Desto größer ist die Einwirkung, welche die aus den Freiheitskriegen zurückkehrenden Offiziere mit ihren in Deutschland und Frankreich gewonnenen westeuropäischen Ansichten selbst auf die Bewohner des abgelegenen Orogosht ausübten. Höchst anziehend sind die Mittheilungen Nikitenko's über die regelmäßigen Zusammenkünfte dieser Offiziere, ihre politischen und litterarischen Bestrebungen, an denen auch er, obgleich nur ein armer Elementarlehrer, Theil nehmen durfte: das gemeinsame Streben nach Bildung ließ jeden gesellschaftlichen Unterschied zurücktreten. Mehrere dieser aufstrebenden Offiziere haben später, in die Verschwörung der Defabristen verwickelt, ein trauriges Ende genommen, so namentlich Nisejew, den Nikitenko gut gekannt hat. Mit Mitgefühl und Bewunderung begleitet man den Verfasser auf seinem dornenvollen Wege zur Freiheit. Unablässig arbeitet er an seiner Ausbildung, noch ein Knabe wird er schon Lehrer und lehrt und lernt zugleich unverdrossen, um sogleich nach dem frühen Tode des Vaters die Mutter und die Geschwister zu erhalten. Er hat dabei mit Schwierigkeiten genug zu kämpfen, aber es gelingt ihm sie alle zu überwinden. Durch sein lebhaftes Interesse für die damals in's Leben gerufene russische Bibelgesellschaft lenkte er die Aufmerksamkeit des Hauptförderers derselben, des Fürsten N. A. Goligin, auf sich. Er eilt auf dessen Ruf nach Petersburg, um durch ihn das Ziel seiner Wünsche und seines Strebens zu erlangen: die Freiheit von der Leibeigenschaft und darauf den Zutritt zum Gymnasium, das den Leibeigenen verschlossen war. Höchst anziehend ist die Erzählung, welche Schwierigkeiten und welche Hindernisse trotz der Fürsprache der vornehmsten Personen sich Nikitenko's Freilassung entgegenstellten, bis endlich halb gezwungen sein Herr, der Graf Scheremetjew, sie ihm ertheilte. Manche Schilderungen aus Nikitenko's Kinderjahren sind in ihrer schlichten Einfachheit von einem Hauche wahrer Poesie durchweht, sie erinnern bisweilen an die köstliche Erzählung Ulrich Bräkers, des armen Mannes im Lockenburg, von seinem Jugendleben, wie verschieden im Uebrigen die Menschen, Zeiten und Gegenden auch sind. Nikitenko's Aufzeichnungen gehören zu

dem Besten, was die Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten bisher gebracht hat. Wir wünschen lebhaft, daß auch von den Tagebüchern Nikitenko's über sein späteres Leben, die ebenfalls in der „Ruskaja Starina“ veröffentlicht worden sind, eine vollständige oder wenigstens eine alles Wesentliche wiedergebende Uebersetzung in einem der nächsten Bände der Bibliothek erscheinen möge. Die Uebersetzung ist gut, nur an wenigen Stellen stößt man auf Russizismen.

In eine völlig andere Welt versetzt uns die Schilderung der Jugendzeit eines Mannes, dessen Name noch vor 30 Jahren sehr bekannt und viel genannt war, wir meinen das Buch: Philipp Nathusius Jugendjahre. Nach Briefen und Tagebüchern unter Mitwirkung von D. Martin von Nathusius von Eleonore Fürstin Neufß\*). Das von Ph. Nathusius herausgegebene Volksblatt für Stadt und Land war einst in konservativen und christlichen Kreisen ein viel gelesenes und verbreitetes Blatt. Des Herausgebers streng kirchliche, mitunter katholisierende Anschauungen, seine originelle Schreibweise, sein überall hervortretender Haß gegen Nationalismus und Liberalismus, sein feiner Sinn für alles Poetische so wie seine Neigung zum Volksthümlichen, die namentlich in seinen gern gelesenen litterarischen Besprechungen zum Ausdruck kamen, verschafften dem Blatte eine angesehenere Stellung. Im Volksblatt erschienen zuerst die prächtigen kleinen Erzählungen von Marie Nathusius, der Gattin Philipps, und eifrig wurden von Freund und Feind die geschichtlichen Monatsberichte gelesen, die der geniale Historiker Heinrich Leo 10 Jahre lang, bis 1860, für das Blatt schrieb. Es war ein echt volksthümliches und zugleich alle wahrhaft Gebildeten befriedigendes Organ, von dessen Bedeutung ebenso die Anhänglichkeit und Verehrung der Freunde wie der Haß und der Widerwille der Feinde Zeugniß gaben. An seine Stelle ist später die konservative Monatschrift getreten, ohne doch je die Verbreitung und die Wirkung des Volksblattes zu erreichen; es fehlt ihr schon der einheitliche Charakter, den das Volksblatt unter Nathusius Leitung besaß. Als Ph. Nathusius 1872 starb, war

\*) Berlin. Verlag von Wilhelm Herß (Bessersche Buchhandlung). 4 M.

die Glanzzeit des Volksblattes schon vorüber. So rasch verdrängt in der Gegenwart eine Richtung die andere, lösen sich die geistigen Strömungen ab, daß nach einem Menschenalter einst vielgenannte Namen verklungen und vergessen sind; so ist es auch Ph. Nathusius ergangen, dessen in dem großen Sammelwerke der allgemeinen deutschen Biographie nur beiläufig in dem seiner Gattin gewidmeten Artikel Erwähnung geschieht, ohne daß seiner bedeutenden journalistischen Wirksamkeit auch nur gedacht wird. Und doch hat es der vielseitige, von echter Vaterlandsliebe erfüllte, poetisch begabte und von tiefer Sehnsucht nach der Einheit der christlichen Kirche erfüllte Mann verdient, daß seiner auch von der Nachwelt nicht vergessen werde. Da ist es denn sehr erfreulich, daß in dem vorher erwähnten Buche die ersten 25 Jahre von Ph. Nathusius Leben eingehend geschildert werden, denen hoffentlich bald eine Darstellung seines spätern Lebens folgen wird. Das Buch beruht wesentlich auf Tagebuchaufzeichnungen und Briefen und hat dadurch den Charakter völliger Zuverlässigkeit. Es ist ein höchst anziehendes und lehrreiches Bild deutscher Geistes- und Lebensentwicklung aus den 20-er und 30-er Jahren unseres Jahrhunderts, welches uns hier geboten wird. In dem Hause des Vaters Gottlob Nathusius, eines reichen Fabrikanten und Gutsbesizers in der Nähe von Magdeburg, herrschte der nüchternste und kühlste Nationalismus, alles speziell Christliche, alles Poetische, ja überhaupt alles, was an Phantasie erinnert, war daraus verbannt. In dieser Atmosphäre erwächst der junge Philipp mit einem Sinne, der von früh an auf alles Dichterische, Wunderbare, Phantastische gerichtet ist. Sein leicht empfängliches, jedem Eindruck offenstehendes Gemüth ergiebt sich bis zur völligen Selbsttäuschung großen Dichtern und poetischen Richtungen, so nach einander Schiller, Homer, Goethe, den Romantikern, der Volkspoesie, ja sogar Börne; er schreibt und denkt immer ganz im Geiste und Stile seiner Vorbilder. Er sucht stets nach dem Idealen und das Aesthetische scheint ihm weit über dem Moralischen zu stehen; der Geist jener ganz in litterarischen und künstlerischen Interessen aufgehenden Zeit spiegelt sich auf's anschaulichste in des Jünglings Tagebüchern wieder. Dem Christenthum steht er noch ganz fern, wenn er auch religiöse Stimmungen und Empfindungen

hat. So in den mannigfachsten geistigen Interessen sich bewegend, von innerem Drange zu dichterischen Produktionen getrieben, überallhin nach idealer Befriedigung des innern Sehnsens tastend, von praktischer Thätigkeit in Anspruch genommen und dazwischen träumend und liebend liest er Goethes Briefwechsel mit einem Kinde und wird von der wunderbaren Welt, die sich ihm in diesem Buche erschließt, ganz hingerissen und begeistert. Er schrieb in seinem Entzücken an Bettina, es begann ein lebhafter Briefwechsel und es ließ ihm keine Ruhe, bis er die Herausgeberin und Verfasserin des Buches in Berlin persönlich kennen gelernt. Da der Vater um diese Zeit starb, begab sich Nathusius zu kurzem Studium nach Berlin, vor allem aber um dort so oft als möglich mit Bettina zu verkehren. Die Mittheilungen über seinen Berliner Aufenthalt sind sehr interessant, ebenso die zwischen ihm und Bettina gewechselten Briefe. Diese hat ihre Korrespondenz mit Ph. Nathusius später, als beide sich längst entfremdet hatten, unter dem Titel: *Nilus Pamphilus und die Ambrosia* herausgegeben. Man vermißt leider in dem vorliegenden Buche eine Erklärung darüber, ob dieser Briefwechsel ganz authentisch ist oder ob Bettina in ihrer Weise denselben verändert und umgemodelt hat. Nathusius unternahm dann eine große Reise nach Italien, welche ihn bis nach Sizilien und dann auch noch weiter nach Griechenland führte. Gereift und innerlich bereichert kehrte er zurück, in religiöser Beziehung war er aber noch immer schwankend und unsicher, wenn er sich auch allmählich immer mehr dem Evangelium zuwandte. Da lernte er Marie Scheele aus Magdeburg kennen, damit trat eine entscheidende Wendung in seinem Leben ein. Beider Herzen begegneten sich bald und trotz vieler sich entgegensehender Hemmnisse und Schwierigkeiten kam es 1840 zur Verlobung. Die Liebesgeschichte und die dann zwischen den Verlobten gewechselten Briefe nehmen den zweiten größern Theil des Buches ein. Die Verfasserin hat ganz Recht, wenn sie bemerkt, in diesen Briefen trete dem Leser das Bild einer reinen wahrhaft idealen Liebe entgegen, wie die gegenwärtige Zeit sie gar nicht mehr kenne, und darum wird man sie gewiß gern lesen. Diese Briefe bilden eine Ergänzung zu dem von Philipp später veröffentlichten Lebensbilde von Marie Nathusius. Wir meinen übrigens doch, es hätten

ohne den Eindruck abzuschwächen manche Briefe fortgelassen und andere gekürzt werden können; es ist bei der Veröffentlichung des Guten etwas zu viel gethan. Störend ist bei den Briefen wie auch sonst bisweilen der Mangel an genauen Zeitangaben. Daran erkennt man, daß eine Frau die Verfasserin dieses Lebensbildes ist. Nathusius Verlobung führte zum Bruche mit Bettina; die darüber gewechselten Briefe sind für die letztere sehr charakteristisch. Mit der Hochzeit von Philipp und Marie am 4. März 1841 schließt das sehr lesenswürdige, wohlgeschriebene Buch. Wir sehen der Fortsetzung des Lebensbildes, bei der hoffentlich der Sohn des Verewigten oder sonst eine sachkundige Persönlichkeit der Verfasserin nicht nur rathend, sondern auch mitarbeitend zur Seite stehen wird, mit Verlangen entgegen; möge sie nicht allzulange auf sich warten lassen.

Es ist für den Historiker wie für den Kenner menschlicher Dinge sehr lehrreich und anziehend zu beobachten, welchem Wechsel ja oft völligen Umschwunge, die Werthschätzung und der Einfluß berühmter Schriftsteller im Laufe der Zeit unterliegt. Tagesströmungen und Tagesmeinungen, vorübergehende politische Verhältnisse, eine im Augenblick herrschende geistige Richtung verschaffen oft einem Autor glänzenden Ruhm bei den Zeitgenossen, während die Folgezeit denselben immer mehr erblaffen läßt, ja nicht selten mit Vergessenheit bedeckt. Andere Geister haben das entgegengesetzte Schicksal. Während ihres Lebens dringen sie nur mühsam durch und werden kaum oder nicht recht gewürdigt, erst die Nachwelt erkennt ihre ganze Bedeutung und zollt ihnen die verdiente volle Anerkennung. Diese spätere Ausgleichung ist ein Trost für alle von ihrer Zeit verkannten Geister, sie bestätigt immer von Neuem die Wahrheit von Goethes Wort: „Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.“ In gewissem Sinne, wenn auch nicht vollkommen, läßt sich das Gesagte auf die beiden hervorragendsten Geschichtsschreiber und Politiker Englands in unserem Jahrhundert anwenden, auf Macaulay und Carlyle. Vor 40 Jahren war Macaulay's Geschichte von England eines der gelesensten und bewundertsten Bücher und auch seine kleinern Essays und Aufsätze fanden den größten Beifall. Macaulay's Geschichte war das politische Evangelium der Liberalen, besonders in Deutschland, die

von ihm aus der Geschichte gezogenen Lehren sollten buchstäblich verwirklicht werden, der Parlamentarismus die ideale Regierungsform sein, aus Macaulay's Munde schien die Geschichte selbst zu sprechen und den Sieg des Liberalismus zu verkündigen. Nicht wenig trug zu diesem außerordentlichen Erfolge, zu dieser allgemeinen Bewunderung der Zauber von Macaulay's Sprache, seine glänzende, bewunderungswürdige Darstellungsgabe bei, der auch jetzt noch kein Leser sich entziehen kann. Heute ist das Urtheil über Macaulay als Historiker und Politiker ein wesentlich anderes geworden. Man hat erkannt, daß seine Geschichte von sehr einseitig whigistischem Standpunkte aus geschrieben ist, man vermißt an ihm Weite und Tiefe der Auffassung und beklagt seinen völligen Mangel an Verständniß für alles Nichtenglische; seine Beurtheilung der Dinge vom reinen Nützlichkeitsstandpunkte, seine freihändlerischen Anschauungen, seine politisch beschränkten Parteieurtheile finden auch in England jetzt nur getheilten Beifall. Carlyle dagegen, der lange nur als ein Sonderling verspottet oder unbeachtet gelassen blieb, gelangt zu immer größerer Anerkennung und der Einfluß seiner Schriften und Lehren wächst fortwährend. Niemand zweifelt mehr daran, weder in seinem Vaterlande noch im Auslande, daß er ein weit größerer und tieferer Geist ist als Macaulay. In Deutschland hat Carlyle immer viel Anerkennung gefunden, wenn auch lange nur in einem beschränkten Kreise. Seine kleineren Schriften erschienen in 6 Bänden, ins Deutsche übersezt, schon vor 40 Jahren, sein herrliches Buch über Helden und Heldenverehrung hat in Deutschland viele Verbreitung gefunden und die Geschichte Friedrichs des Großen, höchst originell in Darstellung und Auffassung, hat seinen Namen in Deutschland populär gemacht; weniger bekannt geworden ist seine Geschichte der französischen Revolution. Carlyles Schriften sind keine leichte Lektüre, sie verlangen ernste Sammlung und aufmerksames Nachdenken. Auf die Form der Darstellung Carlyles hat ganz besonders Jean Paul eingewirkt, derjenige deutsche Schriftsteller, welcher sonst allen Fremden der unverständlichste ist; es ist das ein rechter Beweis dafür, wie tief Carlyle in das eigenste Wesen deutschen Geistes eingedrungen ist. Der Humor des Briten fühlte sich von der selbst vielen Deutschen unverständlichen Eigenart des großen deutschen Humoristen sympathisch berührt.

Carlyles Stil ist höchst originell, oft barock und manierirt, aber phrasenhaft wird er nie, er ist ganz der Ausdruck seines außerordentlichen Geistes. Schon in seinem Jugendwerke, einem der nach Form und Inhalt seltsamsten Bücher, die je geschrieben worden sind, dem Sartor resartus zeigt sich uns der ganze Carlyle. Die darin gegebene Lebensgeschichte des deutschen Professors Diogenes Teufelsdröckh in Weisknichtswo, sowie die darin entwickelte Kleiderphilosophie blieben beim Erscheinen des Buches fast allen Lesern und Kritikern völlig unverständlich und erregten nur Kopfschütteln und Unwillen. Erst allmählich hat man diese merkwürdige Schrift verstehen gelernt und wer Carlyle recht kennen will, muß sich mit dem Sartor resartus vertraut machen. Am wenigsten bekannt waren bisher in Deutschland die sozialpolitischen Schriften Carlyles, da sie sich zunächst auf englische Verhältnisse beziehen und bisher ins Deutsche nicht übertragen worden waren. Und doch sind sie gegenwärtig, wo die soziale Frage in Deutschland die Geister so allgemein und so lebhaft beschäftigt, in hohem Maße der Beachtung werth, da sie Carlyles Gedanken über die sozialen Reformen, über die Reorganisation der Gesellschaft enthalten. Die vor kurzem erschienene Uebersetzung dieser Schriften des großen Engländers hat folgenden Titel: „Socialpolitische Schriften von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen übersezt von E. Pfannkuche. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. P. Hensel“\*). P. Hensel's umfangreiche Einleitung, die Carlyles Weltanschauung darlegt, ist sehr lesenswerth. Es wird darin nachgewiesen, daß nicht nur Goethe, wie gewöhnlich angenommen wird, bestimmenden Einfluß auf Carlyles geistige Entwicklung gehabt, sondern ebenso und noch mehr die praktische Philosophie Kant's und vor allem Fichte. Die Verwandtschaft und das Gemeinsame zwischen den Anschauungen Fichtes und Carlyles vielfach bis ins Einzelne, wird scharfsinnig und anziehend nachgewiesen. Ob der Verfasser in der Ableitung der Carlyleschen Gedanken aus Fichte nicht doch manch-

---

\*) Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 2 Bde. 11 M.

mal zu weit geht, ob zwei so originelle Denker nicht bisweilen auch unabhängig von einander zu denselben Resultaten gekommen sind, das zu erörtern ist hier nicht der Ort. Die Uebersetzung ist gut und die Anmerkungen enthalten alles für das Verständniß einzelner Stellen und Anspielungen Nothwendige. Wenn wir etwas vermiffen, so ist es eine zusammenfassende Uebersicht der sozialpolitischen Gedanken und Forderungen Carlyles im Einzelnen; die allgemeinen Gesichtspunkte sind allerdings in der Einleitung entwickelt. Die Sammlung enthält außer der Schrift über den Chartismus, der Abhandlung über die Negerfrage und die Charakteristik unserer Zeit, die berühmten ihrer Zeit so viel Aufsehen erregenden Flugschriften: „Aus elfter Stunde“ und die letzte sehr bedeutende Meinungsäußerung Carlyles über die soziale Frage: „Den Niagara hinunter — und dann?“ Mit Bedauern vermiffen wir in der Sammlung die berühmte Schrift: „Vergangenheit und Gegenwart“, in der er so nachdrücklich den Vorzug der Lage der Unfreien im Mittelalter vor den traurigen Zuständen des freien Arbeiters in der Gegenwart schildert; doch vielleicht ist die Sammlung noch nicht abgeschlossen und es folgt noch ein dritter Band. Vieles von Carlyles Ausführungen bezieht sich auf speziell englische Verhältnisse, andere seiner Reformgedanken sind in Deutschland schon verwirklicht, wie die Altersversorgung und die Unfallversicherung, aber nicht Weniges in diesen Schriften, vor allem die Grundgedanken, sollten von allen, die sich für eine Lösung der sozialen Frage, so weit eine solche überhaupt möglich ist, interessiren, beherzigt und durchdacht werden. Carlyle hat das große Verdienst zuerst die auf den Egoismus gegründeten Lehren der englischen Nationalökonomie nachdrücklich bekämpft, die Falschheit des laissez faire gezeigt und für das Verhältniß von Fabrikherrn und Arbeitern wieder eine humane, sittliche Grundlage gefordert zu haben. Er war in vielen politischen Dingen seiner und auch unserer Zeit weit voraus. Er verabscheute die Demokratie und die Demokratisirung der Staaten, er verwarf das allgemeine Stimmrecht, denn er hatte erkannt, daß aller wirkliche Fortschritt nur von einer kleinen Minorität, ja, von Einzelnen ausgegangen ist, er war ein Feind des Parlamentarismus und des immer höher steigenden Einflusses der Presse, er sah in der

Atomisirung der Gesellschaft das größte Verderben. Carlyle sah die eigentliche Aufgabe des Menschen in der Pflichterfüllung und wurde nicht müde zum Handeln, zum Thun auffordern. Er verlangt eine neue Organisation der Arbeiter und, indem er die Forderung sozialer Gleichheit als Unsinn verwirft, fordert er soziale Gerechtigkeit.

Als ein echter Prophet sah er trotz seiner Warnungen und Mahnungen die Dinge dem Verhängniß weiter zutreiben und sein Trost für die Zukunft war eine ihrer Pflichten bewußte Aristokratie und ein starkes Königthum. In religiöser Beziehung zeigt Carlyle deutlich die Nachwirkung der Eindrücke seines streng puritanischen Elternhauses. Er hatte ein Gefühl unbedingter Abhängigkeit von Gott und verlangte ein solches von jedem Menschen; er steht gewissermaßen auf alttestamentlichem Boden, er ist nicht eigentlich Christ, aber er ist ein Wegweiser zu Christus. Carlyle, der allezeit in den Helden die bewegenden Kräfte in der Geschichte erblickt, hat in seinem Alter noch einen neuen gewaltigen Helden auf der Weltbühne erscheinen sehen und ihn mit Begeisterung begrüßt; er hat für Bismarck das Wort: „Der eiserne Kanzler“, geprägt. Mögen seine sozialpolitischen Schriften auch in Deutschland nicht ohne Wirkung bleiben und viele veranlassen sich in die Gedankenwelt dieses tiefen und mächtigen Geistes zu versenken.

Einer der eifrigsten und hervorragendsten Mitarbeiter der „Grenzboten“ war seit den ersten 80er Jahren der als tüchtiger Jurist bekannte Reichsgerichtsrath Otto Baehr aus Kassel. Er hat vor seinem Tode noch selbst eine Sammlung seiner Aufsätze und Abhandlungen vorbereitet, welche jetzt in zwei Bänden, unter dem Titel: „Gesammelte Aufsätze von Dr. O. Baehr\*)“ erschienen ist. Der erste Band, welcher die juristischen Abhandlungen enthält, gehört nicht in den Rahmen der litterarischen Umschau, wohl aber der zweite, welcher die Aufsätze politischen, sozialen und wirthschaftlichen Inhalts umfaßt. O. Baehr gehörte der national-liberalen Partei an und hat als Mitglied des norddeutschen und dann des deutschen Reichstages an dem Ausbau und der Befestigung des deutschen Reiches eifrig mitgearbeitet. Als Mann von

---

\*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

selbständigem Charakter, ist er aber nicht immer mit dem Verhalten seiner Partei einverstanden gewesen und hat alle Zeit das Vaterland über die Partei gestellt. Baehr war ein echter Hesse, daher steckte in ihm ein gutes Stück konservativer Gesinnung, die mit den Jahren immer mehr hervortrat; nur in religiös-kirchlicher Beziehung stand er ganz auf dem Boden des Liberalismus. In ihm verband sich mit der treuesten Anhänglichkeit an seine engere Heimath warme Liebe für das große Vaterland; er kann in dieser Beziehung als ein rechtes Muster und Vorbild für die Vereinigung des berechtigten lebenskräftigen Particularismus mit entschiedenem, bewußtem Nationalgefühl betrachtet werden. Ein entschiedener Vertreter und Anhänger der Vormachtstellung Preußens war er doch keineswegs ein Freund der preussischen Bureaukratie und ihrer Nivellirungssucht und beklagte bitter die Ersetzung viele trefflicher Einrichtungen in seinem Heimathlande durch weniger gute preussische. In der vorliegenden Sammlung seiner kleinen Aufsätze findet sich neben Lesenswürdigem und Beachtenswerthem auch manches Unbedeutende, vorübergehenden Tagesinteressen Entsprungene. Aus dem mannigfaltigen Inhalte des Bandes seien zunächst die Charakteristiken Lasfers und Windthorst's hervorgehoben. Die erste, die Verdienste und die Schattenseiten der parlamentarischen Thätigkeit Lasfers als Führer der Nationalliberalen unparteiisch abwägend, ist vorzüglich, vielleicht nur einige Nuancen zu günstig gehalten. Das Gegentheil gilt von der Charakteristik Windthorst's, sie ist um einige Farbentöne zu dunkel ausgefallen; Windthorst ist für Baehr der Mann des Unheils, in dem sich der böse Genius Deutschlands verkörpert hat. Wenn dies Urtheil wohl etwas zu hart ist, so ist es doch jedenfalls zutreffender als die landläufige Art der Presse stets halb scherzhaft von der „kleinen Excellenz“ zu sprechen. Windthorst's Thätigkeit und Auftreten konnte man stets nicht ernst genug nehmen. Beherzigenswerth ist ferner der Aufsatz: „liberal und konservativ“, auch der über „unsere Partei“ verdient gelesen zu werden. In der sozialen Frage nimmt Baehr einen im Wesentlichen ablehnenden Standpunkt ein, er findet viele Klagen und Beschwerden der Arbeiter unbegründet. Sehr lesenswürdig ist der in ganz konservativen Geiste gehaltene Aufsatz „zur Judenfrage“

in dem Buche sich entschieden gegen die Uebermacht des Judenthums und gegen die Bekleidung von Richterstellen durch Juden ausspricht. Weiter auf einzelne Aufsätze einzugehen, verbietet uns der beschränkte Raum; die Sammlung wird sicherlich dazu beitragen, das Andenken eines verdienten, tüchtigen patriotischen Mannes zu erhalten.

Jeder Leser der „Grenzboten“ erinnert sich mit Vergnügen der köstlichen Schilderungen „aus dänischer Zeit“ von Charlotte Niese. Diese Erinnerungen aus vergangenen Kindheitstagen, als Schleswig noch unter dänischer Herrschaft stand, versetzen in ein wahres Idyll voll ungestörten Friedens, über der schlichten Erzählung kindlicher Leiden und Freuden liegt ein Hauch echter ursprünglicher Poesie. Später zu einem Buche vereinigt, haben die Schilderungen einen weiten Leserkreis gefunden und viele Menschen erfreut und erquickt; diese unbestreitbare Thatsache beweist in erfreulicher Weise, daß auch in der Zeit des gegenwärtig herrschenden Naturalismus das deutsche Gemüth noch fortlebt. Ein neues Buch von Charlotte Niese „Licht und Schatten.“ Eine Hamburger Geschichte\*) mußte lebhaftere Erwartungen erregen. Nachdem wir es gelesen, können wir sagen, daß sie nicht getäuscht worden sind, wenn auch „Licht und Schatten“ den Skizzen aus dänischer Zeit an Werth und poetischem Gehalt nicht gleich kommt. Die Erzählung spielt in der für Hamburg so furchtbaren Cholerazeit von 1892 und behandelt die Ereignisse in einem angesehenen reichen Patrizierhause. Der Gang der Erzählung ist ziemlich einfach und große Erfindungsgabe zeigt die Verfasserin nicht, die von ihr verwendeten Motive sind großen Theils schon wohlbekannt. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der Charakterisierung, wie das auch in den Skizzen der Fall ist. Folkert Dierks, Tine Heuberg, die Doctorin Vardenfleth sind mit einer Anschaulichkeit, Lebendigkeit und so kräftig individuell gezeichnet, daß man sie vor sich zu sehen meint; da offenbart sich wirkliche Gestaltungskraft. Auch Frau Waleška Vardenfleth, die oberflächliche, leicht bestimmbare Weltbame ist nicht übel charakterisirt und ebenso ist der alte reiche

\*) Leipzig, Wils. Grunow. 5 M.

Meier eine gelungene Gestalt. Die übrigen Personen sind dagegen mehr verblaßt und schattenhaft, wenngleich einzelne Züge ansprechen. Wenn wir also auch das vorliegende Buch mit Vergnügen gelesen haben und allen Freunden Charlotte Nieses empfehlen können, so möchten wir ihr künftig doch am liebsten wieder in ihrem schleswigischen Heimathwinkel begegnen.

Theodor Fontane, der die Mark Brandenburg nach allen Richtungen durchwandert und so anmuthig geschildert hat, ist auch der einzige, welcher als ein würdiger Nachfolger von Willibald Alexis in der dichterischen Vergegenwärtigung ihrer Vergangenheit bezeichnet werden kann. Sein Roman: „Vor dem Sturm. Aus dem Winter von 1812 auf 13“ schließt sich unmittelbar an Alexis' Heggim an. Wenn auch Fontane dem brandenburgischen Walter Scott an Tiefe der Auffassung und an Kraft in der Charakterzeichnung nicht gleichkommt, so kann er sich ihm in der Durchführung der Lokalfärbung, in der Mannigfaltigkeit der Begebenheit, in der kunstvollen Entwicklung der Handlung, an die Seite stellen und übertrifft ihn an Gewandtheit der Darstellung. Der genannte historische Roman verdient es daher weit mehr gekannt und gelesen zu werden, als es bisher geschehen ist. Daher ist es mit Dank zu begrüßen daß die Verlagsbuchhandlung jüngst eine billige Volksausgabe\*) der Dichtung veranstaltet hat; es läßt sich erwarten, daß das Buch nun auch in weitere Kreise dringen wird. Schade, daß Fontane in neuerer Zeit sein schönes Talent in den Dienst des Naturalismus gestellt hat; was er in dieser Periode seiner dichterischen Thätigkeit hervorgebracht, wird gewiß nicht auf die Nachwelt kommen.

H. D.

\* \* \*

Bei der Redaktion der „Voll. Mon.“ sind ferner nachstehende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Jentsch, C., Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft (Leipzig, Fr. W. Grunow).

Saar, Ferd. v., Schicksale. Drei Novellen. (Heidelberg, G. Weiß Verlag).

— Novellen aus Oesterreich. 2. Aufl. (Ebenda.)

\*) Berlin, Wilhelm Herz. 4 M.

- Saar, Ferd. v., Wiener Elegien. 3. Aufl. (Ebenda).  
 — Die beiden de Wit. Trauerspiel in 5 Akten. 2. Aufl. (Ebenda).  
 — Gedichte. 2. Aufl. (Ebenda).  
 Hansjakob, H. Ausgewählte Schriften. I. Band: Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. 3. Aufl. (Ebenda.)  
 Geisteshelden, hrsg. v. A. Bettelheim, 20. Bd.:  
 Sorel, A., Montesquieu. Deutsch von A. Krefner. (Berlin, E. Hofmann u. Co.).  
 Meyer, Dr. R., Hundert Jahre konservativer Politik und Litteratur. I. Band: Litteratur. (Wien, Verlag „Austria“ F. Doll).  
 Weissenfels, R., Goethe im Sturm und Drang. I. Band. (Halle, M. Niemeyer).  
 Blätter, Biographische, Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung hrsg. von A. Bettelheim. II. Band. 1. H. (Berlin, E. Hofmann u. Co.).  
 Raumann, Pfarrer Fr., Gotteshilfe. Gesammelte Andachten aus den Jahre 1895. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht).  
 Seh n, Victor, Italien. Ansichten und Streiflichter. 5. Aufl. Mit Lebensnachrichten über den Verfasser. (Berlin, Gebr. Bornträger).



## Heimathgruß.

---

Es rollt die Na die blauen Bogen  
Durch dunkle Tannenwälder hin,  
Ich komm' daher des Wegs gezogen,  
Mir wird so wundersam zu Sinn.  
Mein Herz schlägt hoch zu dieser Stunde,  
Mein Auge blüht in heißem Strahl,  
Ein Gruß entringt sich meinem Munde:  
„Dich grüß' ich, Livland, tausendmal.“

Ich hemm' den Schritt in sel'gem Lauschen,  
Durch alle Zweige schmeichelnd zieht  
Ein märchenhaft melodisch Kauschen,  
Ein halbverklung'nes Jugendlieb.  
Wie mahnet mich des Waldes Weise  
An altes Glück, an alte Dual,  
Und meine Lippen flüstern leise:  
„Dich grüß' ich, Livland, tausendmal.“

Ich fehrt' heim aus fernem Süden,  
Mein theurer Heimathgau zu dir,  
Gieb meinem Herzen Glück und Frieden,  
Und schenke neue Lieder mir,  
Die hell aus meiner Seele dringen  
Und schweben über Berg und Thal . . .  
Mein erstes Lied soll also klingen:  
„Dich grüß' ich, Livland, tausendmal.“

Hedda v. Kieffemann.



# Beilage

zur

## Baltischen Monatschrift.

---

**Mai 1896.**

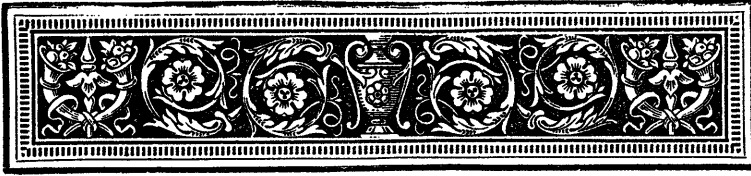
---

Inhalt: Dr. G. J. v. Schulz-Bertram. Litterärisch-  
biographische Skizze. (Schluß.) Von G. v. Schulz-  
Abaiemsky.  
Kunstbriefe. VIII. Von J. Norden.  
Litterärische Streiflichter. Von H. D.

---

**Nachdruck verboten.**

---



## Dr. G. J. v. Schulz-Bertram.

Biographisch-litterarische Skizze von Ella v. Schulz-Adarewsky.  
(Schluß).

---

Im Jahre 1851 mußte mein Vater wegen eines Duelles zwischen Baron Rosen und dem Grafen Hendrikoff, bei welchem er als Arzt fungirte, vierzehn Tage auf der Hauptwache zubringen. Die Erinnerung an diese Epoche gehört jedoch zu den angenehmen. Er verlebte auf der Hauptwache eine sehr heitere Zeit im Verkehr mit seinen Freunden und Bekannten, die ihn dort aufsuchten. An einem einzigen Tage zählte er nicht weniger als dreißig Besuche.

Die vielfachen Berufsgeschäfte nahmen die Zeit meines Vaters wohl mehr in Anspruch, als es dem Schriftsteller recht sein mochte und mancher Seufzer galt der beeinträchtigten Freiheit. Die präparirende und zergliedernde Anatomie, so interessant sie an sich ist, stellt an die Nerven und besonders an den Geruchssinn oft allzugroße Anforderungen. Auch griff die ärztliche Praxis das weiche impressionable Gemüth meines Vaters sehr an.

Eine gefährliche Krankheit warf ihn in dieser Zeit angestrongter Thätigkeit darnieder. Von Pirogoff und Zdekauer behandelt, hörte er, wie die beiden Aerzte im Nebenzimmer sich über die Natur der Krankheit stritten und der Eine zum Andern sagte: „Nun, morgen bei der Obduktion werden wir es ja sehen.“ — Seine elastische Natur half ihm die Krankheit überwinden, aber schwerer überwand er den Schmerz, den der Tod seines siebenjährigen geliebten

Töchterchens Manja ihm bereitete (1855). Es war der Anfang einer Reihe von schweren Prüfungen durch Familienverhältnisse hervorgerufen.

Zu wissenschaftlichen Zwecken in's Ausland beurlaubt, hatte mein Vater 1853 Augsburg, München, Nürnberg, Leipzig, Magdeburg, Altona, Lübeck besucht und zuständigen Ortes über diese Reise einen Bericht eingesandt. „Eine herrliche Reise“ heißt es in einem der Briefe aus damaliger Zeit an die Mutter. — Einen zweiten Urlaub zu gleichem Zwecke erhielt er im Jahre 1856. Diesem folgte ein Aufenthalt am Ostseestrande, wo er mit seiner Familie zusammentraf und den Entschluß faßte die Seinen dauernd in Deutschland zu etabliren und selbst aus dem Staatsdienst zu treten, um sich von den Anstrengungen, die ihm seine vielen Verpflichtungen auferlegt hatten, zu erholen, seine Gesundheit wieder zu kräftigen und der schriftstellerischen Thätigkeit sich ganz zu widmen. So legte er denn, inzwischen zum Staatsrath befördert und zu verschiedenen Malen mit Orden und Belohnungen ausgezeichnet — alle seine Aemter nieder, um erst zehn Jahre später wieder in den Staatsdienst zu treten.

Zuerst führten in Berlin die mit Alexander Duncker angeknüpften Beziehungen zu der Herausgabe der gesammten Baltischen Skizzen (3 Bände), der Martha Marzibill und der Peterslieder, einer Charakteristik Peters des Großen. Manche dieser Erzählungen, welche in poetischen Gewande einige der hervorragendsten Züge und bedeutendsten Aussprüche dieses Helden wiedergeben, eignen sich durch ihre knappe faßliche Form für Vorträge in Schulen und ich vermuthete, daß dieses Ziel — der Jugend das Bild des universell beanlagten, genialen Kaisers vorzuführen — meinem Vater beim Verfassen der Peterslieder vorgeschwebt haben mag.

Das Leben und die Reisen Peter's des Großen waren damals der Gegenstand seiner Studien; viele Vorarbeiten, geographische Karten über die Reisen dieses und anderer Monarchen in Rußland das vorläufige Ergebniß derselben.

Ein glänzendes Anerbieten, als ärztlicher Begleiter und Mentor eines jungen russischen Fürsten D . . . . durfte nicht ausgeschlagen werden und so wurden die Jahre 1858—60 wieder auf Reisen

zugebracht. Der Weg ging über Paris nach Schottland, das Land welches nächst Italien den tiefsten Eindruck auf meinen Vater machte. „Die gelehrten Anstalten in Paris“ (Inland 58) und „Reisebriefe aus Schottland“ (Montagsblatt, Petrsbg) erzählen von dieser Reise.

Nach Petersburg zurückgekehrt, 1860, übernahm mein Vater die Gründung und Redaction eines literarischen Wochenblattes mit politischer Beilage, in St. Petersburg, das eben genannte Montagsblatt. Dieses hatte sich u. A. zur Aufgabe gestellt, die jungen baltischen Poeten und Schriftsteller bekannt zu machen und veröffentlichte neben einigen größeren Romanen ausländischer Autoren eine nicht geringe Anzahl bemerkenswerther inländischer Geisteserzeugnisse. Aus der Zahl eigener Gedichte und Aufsätze, welche in dem Montagsblatt veröffentlicht wurden, nenne ich folgende: An Dr. Kreuzwald, den Restaurator des Liebes vom Kalewipoeg (Sonett). Die estnische Sage vom Kalewipoeg 1860, — Nordische Skizzen acht Erzählungen, darunter: Am Saima-See; die Waldschenke von Murom; Köstripappa; das Festlager u. Goethe's Faust u. a. 1861. St. Petersburger Sagen, 61. Der Reiter von Paris, 61. — Torowa oder die kleine russische Schweiz, außerdem viele vermischte Aufsätze: Ueber die Bettelsucht, Salonberichte; Briefe an eine junge Tänzerin über die Kunst, (Aesthetische Briefe über die höhere Tanzkunst); Briefe über Architectur, (Kritik der vornehmlichsten Gebäude in Paris und St. Petersburg); Ode an Alexander den Befreier, 1862. 2c.

Auch während dieser so sehr in Anspruch genommenen Zeit, hatte mein Vater es doch möglich gemacht seine alte Mutter in Friedenthal ab und zu zu besuchen. Bei diesen Gelegenheiten hatten die unter den Ehyten herrschenden Augenkrankheiten seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und in ihm den Wunsch nach gerufen hier Abhilfe zu schaffen. Schon während seiner vorübergehenden Besuche bei der Mutter kamen viele Kranke zu ihm und so manche Augenoperation wurde ausgeführt. Unter freundlicher Beihilfe einiger Gutsnachbarn gelang es meinem Vater auf eigenem Grund und Boden durch Ausbau eines Nebengebäudes

sich eine kleine, sehr bescheidene Klinik einzurichten, in der immer einige Kranke zugleich unentgeltlich Aufnahme fanden, nur mußten die Angehörigen für Beköstigung Sorge tragen. Ein hinterlassenes Namenregister\* weist gegen tausend größere und kleinere Augenoperationen nach.

Mit dieser Aufgabe — die kranken Augen der Chsten zu behandeln, — ließ sich die andere Lieblingsbeschäftigung meines Vaters auf's Beste vereinigen, nämlich den Volkstraditionen nachzugehen und so seine begonnenen Forschungen auf ethnologischem Gebiete weiter fortzusetzen. Hier auf dem Lande wuchsen auch seine physischen Kräfte und ungestraft konnte er sich recht große körperliche Anstrengungen auferlegen. Wie sein erhabenes Vorbild Peter der Große, war er überall selbst thätig und legte immer selber Hand an: besserte die Schäden des alten Hauses, damit es die Mutter warm halten sollte; grub mit den Arbeitern um die Wette Gräben und Brunnen; pflanzte Bäume, hobelte und zimmerte, wo es noth that, stach dazwischen einem alten Weibe den Staar, schnitt und nähte einer andern die Augenlider zurecht, damit die so lästig nach innen wachsenden Wimpern das Auge unbeschädigt ließen, — half die großen Feldsteine bei Seite heben, kurz arbeitete mit den Bauern in Feld, Wiese und Wald und schrieb dabei ihre poetischen Traditionen auf, sich immer mehr in die Seele dieses Volkes hineinver tiefend, mit seiner Sprache immer engere Freundschaft schließend.

So wurde das Material gesammelt, welches denjenigen Werken meines Vaters zu Grunde liegt, denen er selbst den meisten Werth beilegte und als seine Hauptwerke neben den Baltischen Skizzen bezeichnete, wenn auch diese ihm mehr Popularität eingetragen. Ich meine das zweisprachige (ehstnisch-deutsch) *Эпоэ Климата, Вагиен и Вараватја*, eine ehstnische Faustsage. Inmitten dieser segensreichen, sehr bescheidenen, aber ihn ansprechenden und in dichterischer Beziehung auch erspießlichen Thätigkeit, erging an meinen Vater von Petersburg aus die Anfrage, ob er nicht wieder in den Staats-

\*) Ein Jahr bei Chsten. Ophthalmologische Beobachtungen gemacht während d.s. Jahres 1863/64 in Livland.

dienst treten wolle. Da er die Familie aus dem Auslande zurück erwartete, begab sich mein Vater wieder nach Petersburg und übernahm provisorisch den Posten eines Sekretairs im Ministerium des Kaiserlichen Hofes, bis der ihm zuge dachte Posten eines Zensors vakant und somit sein Wunsch erfüllt wurde in die Hauptpreßverwaltung und in das Ministerium des Innern unter P. Balujeff einzutreten.

Im Verkehr und im Gedankenaustausch mit Männern wie Balujeff, Tutscheff, A. Maitow, Polonsky, Fürst Wiasemsky und andern Dichterkollegen, — inmitten einer stets wechselnden Menge von Zeitschriften und Büchern aus aller Herren Länder, die ihm, dem Sprachkundigen, zur Zensur eingesandt wurden, fand mein Vater endlich, leider erst zum Schlusse seines Lebens, diejenige Thätigkeit, die seiner Natur, seinem Temperamente und seinem Geiste am meisten entsprach. Von seiner Studierstube aus, die er zu seiner Welt gemacht, konnte er, ohne direkte Berührung mit letzterer und doch in regem Kontakt mit der Menschheit im höheren Sinn, — mit den sie bewegenden und erschütternden Fragen bleiben, diese vor seinem geistigen Auge Revue passiren lassen, sie theilnehmenden Herzens erwägen, um dann persönlich mit der Feder, diesem geistigen Schwerte des Schriftstellers und Dichters, muthig für alles einzutreten, was ihm Ueberzeugung war und zum Wohle der Menschheit überhaupt, wie auch zu demjenigen seines weitem und engeren Vaterlandes dienen konnte.

Der Wunsch sich von des „Lebens verworrenen Kreisen“, — wie die Lieblingsredeweise seiner alten Mutter lautete, — fern zu halten und sich unbeirrt von der „Parteien Gunst und Haß“ die freie Anschauung zu wahren, soweit solche Unparteilichkeit dem Menschen überhaupt möglich ist, fesselte meinen Vater an seine stille Klausel; nicht weltflüchtige Stimmung oder verbitterter Pessimismus; daher auch während dieser Zeit Niemand, der Rath und Hilfe suchte, vergebens an seine Thür klopfte und ihn nicht selten veranlaßte aus seiner geliebten Studirstube, die seine Welt war, hinauszutreten. A. d. w. v. („Auch dieses wird vorübergehen“) — diese magischen Buchstaben waren über seinem Schreibtische angebracht. In jener Zeit, in welcher ihm Sorgen und Kränkungen aller Art nicht erspart waren, entstanden merk-

würdigerweise die von heiterstem Humor sprudelnden, drolligen Dichtungen im livländischen halbdeutschen Dialekt von F. Neuter's „Läufchen und Nimels“ angeregt\*). Die immer wieder neuen Auflagen dieses Werckens zeigen, daß die Idee eine glückliche zu nennen war und namentlich in Studentenkreisen, neben den „Baltischen Skizzen“ sich einen guten Platz erobert. Nationalitätshader und Junkerthum, diese Auswüchse des wahren Patriotismus und des echten Adels bekämpfte er mit überraschender Festigkeit und suchte stets ihre verhängnißvollen Folgen klar darzulegen, auf welcher Seite diese Krankheitserscheinungen auch zu Tage treten mochten. „Nicht was die Völker, was die Klassen trennt, sondern was sie vereinigt, soll man hervorheben,“ — dieser Wahlspruch des Grafen P. Balujeff, entsprach auch seiner eigenen innersten Auffassung der Dinge. Diese Skizze ist nicht der Ort, näher auf dieses Thema einzugehen, welches anzudeuten ich aber nicht umhin konnte. Jedoch ist mein Vater in dieser seiner guten Absicht, Frieden zu stiften, arg verkannt und auf das Härteste angegriffen worden.

Nicht eine geringe Genugthuung und Freude war es meinem Vater, von seiner jetzigen Stellung aus, auch zum Wohle seines engeren Vaterlandes beitragen zu können, indem er auf die Preßverhältnisse in demselben in günstiger Weise wirken konnte.

Wenn die Bücherchau, die im Interesse des wartenden Publikums rasch zu bewältigen meines Vaters stete Sorge war, Augen und Geist übermüdet hatten, dann wurde wieder der geliebte finnische Meerbusen aufgesucht und in der Berührung mit dem Meer neue Belebung gesucht und gefunden. Noch eine andere Anziehungskraft bot sich jetzt, „jenseits der Scheeren“ — das neugegründete Heim einer seiner Töchter. Hier erwarteten ihn auch bald alle Freuden, die ein zärtlicher Großpapa an seinen muntern Enkeln erleben kann und er verlebte an der Seite der liebenden Tochter und des vortrefflichen Schwiegersohnes glückliche Tage und Wochen.

In den Neuen Baltischen Skizzen heißt es: „Herrliche Ostsee! Ich habe alle Meere Europas besucht, aber ich gebe der Ostsee entschieden den Preis. Nicht etwa weil sie das Akkompagnement

\*) Gallerlei murrige Sichten und soterflichen. 4. Aufl. 1885.

zu meinen Wiegenliedern komponirte, sondern weil sie etwas Nobeles, etwas Durchläuchtiges hat und keinerlei gefährliche Ungeheuer in ihrem Schooße birgt. Es ist eine jungfräuliche See!"

„Im Geiste sehe ich Deinen Vater,“ so schreibt seine liebevolle Schwester Jenny an ihre in Sweaborg lebende Nichte, „auf Enng-Gora sitzend, seine Pfeife rauchend und das Meer vor sich mit so glücklichem Gesicht anschauend, als hätte er es selbst geschaffen.“ — Hier in Sweaborg und auf Enng-Gora (eine kleine in's Meer hineinreichende Landzunge, von meinem Vater so benannt) -- entstanden die originellen „Enng's Wintermärchen im Pelz“ mit dem Ausspruch Piragoffs als Motto: „Den Frühling besingt man am besten im Winter, -- die Freiheit im Kerker.“ Viele angenehme und anregende Beziehungen wurden von hier aus angeknüpft, so zu dem greisen finnischen Nationaldichter Elias Lönnrot.

Im Basenius'schen Verlage zu Helsingfors erschienen im Jahre 1872 folgende Werke meines Vaters: Die Neuen Baltischen Skizzen, Erinnerungen an die Domschule enthaltend; die Sagen vom Ladoga See, oder Erzählungen meiner Sudamoika, (Tellerwäscherin, Aufwärterin); Peivasch Parneh oder die Sonnensöhne, ein episches Gedicht nach Bruchstücken einer Volksjage aus Lappland. —

Auf einer seiner Fahrten nach Finnland wurde mein Vater auf wunderbare Weise, vor einem ernstem Unfall auf der Eisenbahn bewahrt. Durch einen Fehltritt fiel er von der Plattform zwischen die Schienen und blieb dort liegen. Vierzehn Waggons rollten über ihn hinweg ohne ihn zu beschädigen! Als er sich wieder erhoben hatte, war seine erste Sorge sich nach seiner Brille umzuschauen, die sich auch unverfehrt wieder fand.

Die Lebenssonne meines Vaters neigte sich dem Untergange zu und die alte Mutter sollte noch den großen Schmerz erleben, ihren geliebten Sohn vor sich hinscheiden zu sehen.

Durch die vielen heftigen Krankheiten erschüttert, durch schmerzliche Erfahrungen und Familiensorgen hart geprüft, durch fortwährende geistige Anstrengungen in Anspruch genommen, war seine Lebenskraft vor der Zeit erschöpft und obgleich erst ein Sechziger, machte er doch den Eindruck eines viel ältern Mannes.

Im Jahre 1875 entschloß sich mein Vater zu einer Reise nach Wien. Er wollte dort die Seinigen besuchen und damit eine Kur in der Anstalt des Dr. Hebra verbinden; auf der Rückreise über Leipzig gehen und dort mit einem Verleger persönlich Rücksprache nehmen über die Herausgabe seines letzten Werkes, der ehmischen Jausfsage, des Sanges von Warawatja. Er nahm einen Urlaub von drei Monaten und trat anfangs Januar in Begleitung seiner jüngsten Tochter die Reise an, mit schwerem Herzen, als ob er ahnte, daß er seine Heimath nie wiedersehen würde.

Doch bald wich die bedrückte Stimmung vor einer durch die neuen, wechselnden Eindrücke angeregten froheren Reiselust. In Versen und animirten Beschreibungen der Reiseabenteuer — eines großen Schneesturmes, der die Reisenden zwang nach Krakau abzubiegen und dort zu übernachten — mit kleinen Federzeichnungen illustriert, gingen die brieflichen Berichte an die alte besorgte Mutter ab, um sie zu erheitern und zu beruhigen.

Auch für sein letztes Werk, das ehmisch-deutsche Epos „Warawatja“, sollte diese Reise verhängnißvoll werden. Mein Vater übergab das Manuscript leider einem ihm nur oberflächlich bekannten Herrn, der es in Leipzig einem Verleger überbringen sollte. Dieser Herr starb plötzlich und alle Nachforschungen nach dem Manuscript blieben erfolglos. Es sei mir von dieser Stelle aus gestattet, die Bitte an alle Diejenigen zu richten, welche in der Lage dazu wären, auf die Spur dieser vermuthlich in Leipzig irgendwo deponirten Handschrift von Dr. Bertram zu verhelfen.

„Ich erlebe einen neuen Geistesfrühling“, heißt es in einem seiner letzten Briefe an die Mutter. Mehrere Stunden werden am Schreibtische verbracht. In den Wiener Tageblättern erschienen einige kleine Essays und Skizzen, Heimathserinnerungen und Lieblingsideen. So der Aufsatz über „Elektrische und ethische Afkolide“; „Der fliegende Holländer“, eine nordische Skizze; „Merkwürdige Geschichten aus der Kinderstube“ (eine Kinderverwechslung, die in Livland stattgefunden haben soll). Den schönen Wienerinnen wird als poetische Huldigung ein launiges Gedicht gewidmet und Unterricht im Ungarischen genommen, eine

Sprache, die er für die schwierigste von allen erklärte. Musikalischer Umgang und Besuch schöner Kirchenkonzerte, sowie des berühmten Konzertes, welches R. Wagner selber dirigierte, wirkten anregend und belebend.

Ganz besondere Freude bereitete ihm die Bekanntschaft mit *Sunfalog*, die er seinem Buche *Wagien* verdankte. Der berühmte Gelehrte besaß dies Werk in seiner Handbibliothek und hatte es — so versicherte er meinem Vater — öfters konsultirt. Auf seine Empfehlung war es in der k. Ungarischen Bibliothek zu Pest aufgenommen worden. Selten habe ich meinen Vater geistig frischer und animirter gesehen, als in dieser zweistündigen Konferenz mit dem berühmten Erforscher des turanischen Sprachgebietes.

Die dreimonatliche Urlaubszeit ging zu Ende. Alle Vorbereitungen zur Heimkehr waren getroffen, als mein Vater heftig erkrankte. Zu einem akuten Magenkatarrh trat zum Unglück eine Art Donaufieber, welches er sich durch eine Erkältung auf einer Donaufahrt zugezogen. Die Kunst der Wiener Aerzte, u. A. der Professoren Bamberger, Duchek, Dumreuter, die zur Konsultation gerufen wurden und die sorgfältige Pflege der Seinigen halfen ihm noch einmal die Krankheit überwinden und es trat eine entschiedene Besserung ein. Aus dieser Zeit der Konvalescenz datiren mehrere Briefe an die Mutter. Hier einige Auszüge: „Wien, 5. April. . . . . Nun danke ich Dir noch arme, alte Mama, daß Du Dir die Mühe gegeben, zu schreiben. Wozu? dictire doch! Mit der wärmern Bitterung wirst Du Dein Rheuma los werden. . . . . Sei doch nicht so ängstlich. — Was nun Deine beständige Vorbereitung zum Sterben anbetrifft — so kann davon noch nichts passiren. Wenn Du nur energisch willst, so kannst Du Dich zusammenehmen und Dich *raccolliren*. Ich habe Dir allerlei nützliche Dinge gekauft und die mußt Du noch ansehen.

Bedenke, daß Deine Söhne nun Sorgen haben und es um so wichtiger ist, daß Du am Leben bleibst, da dieses für uns der größte Trost ist. Nun bedenke, daß Du Dir gar keine Bewegung machen kannst, also mußt Du das ersetzen durch Reibungen und *Wassungen*. Das ist was man passive Gymnastik nennt

und wodurch alte Leute ihr Leben verlängern. Laß Branntwein, Eßig und Wasser zu gleichen Theilen mischen und etwas erwärmen, dann einen Schwamm eingetaucht, ausgedrückt und nun gewaschen, zwei bis dreimal tüchtig, dann mit gewärmtem Handtuch abgerieben und warm zugedeckt. . . .

Natürlich ist jedem Menschen der Tod sicher, aber ungewiß. Wir können noch Alle vor Dir sterben. Und was ist denn Sterben? Mein Gott, man macht viel zu viel Wesens davon. Es ist nur eine andere Art zu existiren und vielleicht eine angenehmere, als die in unserm elenden Körper. Ich denke, ich kann weder lebendig noch todt aus Gottes Hand herausfallen, also ist es ganz einerlei ob hier, ob da, ob so oder so! Laß Du Dir den Tod also nicht schwarz malen, Du hast wahrhaftig Dein Lebenlang Deine Pflichten gethan und Tausenden Gutes erwiesen. Nie vergesse ich, wie ein alter Bauer einst sagte: „Kuhho meie lähme abbi ofstima, kui mitte wanna prauale? Olge laps aege, eh! lujus, eh! muud mure!“ Siehst Dir das nicht eine freudige Stimmung?“

. . . . Nein, Mama, Du hast wirklich nicht Ursache betrübt zu sein; Du ängstigst Dich wirklich unnützig — Du bist ja doch nicht ein Charakter, der sich für ganz ohne Fehler hält. Nun, sobald man seine Promox einzieht und sich eingesteht, so folgt doch dann unfehlbar die Versöhnung mit dem alten Gott. . . . Ich habe ein Krankheitszeugniß eingeschickt und um achtundzwanzig Tage weitem Urlaub gebeten. Dr. W. . . . meint, in vierzehn Tagen könne ich abreisen. Ich rathe Dir, komm nach Wien, um zu sehen wie man Kranke pflegt. Kein König kann es besser. . . . Sei ganz ruhig! Die Menschheit verbessert sich in Allem. Man muß nur vergleichen, so sieht man wie sie bis jetzt immer gesitteter und gesunder wird. Ich habe gesehen, daß die Welt in den sechzehn Jahren, daß ich nicht im Auslande gewesen, enorm vorwärts geschritten ist. So werden die engen Straßen allmählich niedergerissen und große luftige Häuser gebaut. Früher war das Trinkwasser schlecht, jetzt

---

\*) Wo sollen wir Hilfe finden, wenn nicht bei der „alten Frau?“ Sei das Kind krank, oder ein anderr's Thier, oder was es auch sei.

kommt es vom Gebirge. Da nun die Bevölkerung Luft, Licht und Wasser hat, so sieht man gar keine so abscheuliche scrophulöse Frazen wie vor fünfunddreißig Jahren. Alle sehen so gesund und fidel aus. Die frühern Zeiten wußten ja nichts von der Wichtigkeit von Luft, Licht und Wasser. Ich sage Dir also, gräme Dich nicht, daß die Welt zum Henker geht. Gott führt sie und es ist sehr undankbar, wenn wir an der Weisheit seiner Führung zweifeln. Grüße Alle, die sich meiner in Liebe erinnern . . . . .

Ich möchte mir und allen meinen Lieben gern einen rosig-hellen freundlichen Lebensabend verschaffen. Darüber kann nur Jeder mit sich selbst zu Rathe gehen. Mein Gewissen sagt mir alles haarklein, aber das Herz ist trotzig und verzagt und man möchte sich so gern vor sich selbst entschuldigen. Sage nur, wo habe ich die Sucht zu kritisiren her? Etwas geerbt habe ich vom seligen Papa, der z. B. nie schweigen konnte, wenn bei Tisch etwas Vermuffeltes aufgetragen wurde. Etwas davon habe ich von Dir, denn wie oft mißfiel Dir etwas — blos weil es neu war. Nachher warst Du immer ganz zufrieden damit. So ist das wol ein allgemeines Erbtheil der Menschen, rasch zu urtheilen, schnell zu tadeln und darüber wollen wir Geduld üben. Am Ende ist die Tadelsucht nur der Wunsch, daß es andern gut gehen möchte. Wir zweifeln an fremden Ideen und beurtheilen sie zu rasch . . . . .

. . . . . Vergleicht man nun Torma mit der Alpengegend hier, besäet mit Städten, fruchtbar, reich, so erscheint Torma stiefmütterlich bedacht, aber unserer Herzen Fasern wurzeln immer dort! Es zieht ja den Grönländer in die Heimath.

\* \* \*

Der erste Gang meines Vaters, als er, mit kaum wieder-gewonnenen Kräften das Belt verlassen konnte, war zum — Piano. Die Cismollfuge von Bach und die Cismoll-Stude von Chopin, in denen er die Offenbarung sah einer Sehnsucht, die nicht von dieser Welt, die nach einer andern Verlangen trug, erklangen unter seinen schwachen Fingern. Das war die letzte Musik, die er hier auf Erden vernahm.

Am 4./16. Mai, um 10 Uhr morgens, als die Glocken das Pfingstfest einläuteten, entschlief mein Vater sanft. Seine letzten Worte waren: „Ich hatte noch so Vieles zu sagen...“

Eine seiner letzten Anordnungen betraf, wie schon früher erwähnt, die Uebergabe der Briefe Dr. Kreuzwalds an die Estnische Gelehrte Gesellschaft, zum Zweck einer späteren Veröffentlichung (50 Jahre nach seinem Tode).

Der größte Kummer meines Vaters war, nächst der Sorge um die Seinen, die er gern glücklich und wohl zurückgelassen hätte, daß es ihm nicht vergönnt mehr war, auf heimathlicher Erde zu sterben und seine alte Mutter wiederzusehen; seine letzte Bitte, daß wenigstens sein Herz im Familienbegräbniß auf dem Friedhofe zu Torma ruhen möchte.

Die Beisetzung in Wien erfolgte in der Evang.-lutherischen Dorotheenkirche Augsburg. Konfession durch den Pfarrer Witz-Stöber im Beisein der anwesenden Mitglieder der Familie, einiger Freunde und Bekannten.

Ein einfacher weißer Stein auf dem Friedhofe zu Magleinsdorf bei Wien bezeichnet den Ort, wo einer der treuesten Söhne der baltischen Lande zur letzten Ruhe gebracht wurde, fern von der Heimath, die er so innig liebte.



#### Korrigenda.

|           |         |          |      |                  |       |                    |
|-----------|---------|----------|------|------------------|-------|--------------------|
| Seite 171 | Zeile 4 | von oben | lies | Lohhujju         | statt | Lohhujja;          |
| „ 175     | „ 10    | „ unten  | „    | Silma dohter     | statt | Silma dottor;      |
| „ 181     | „ 12    | „ „      | „    | Di Rhinoplastica | statt | Die Rhinoplastica; |
| „ 183     | „ 6     | „ oben   | „    | Birko            | statt | Birfo;             |
| „ 184     | „ 18    | „ „      | „    | Kühnstett        | statt | Kühnstett;         |
| „ 194     | „ 8     | „ unten  | „    | Unzer            | statt | Unger.             |



## Knüttbriefe.

### VIII.

Wir sind ja vom Sommer noch ziemlich weit entfernt. Wir hatten sogar nach einem schönen Vorfrühling plötzlich einen bösen Nachwinter, aber in der Theateratmosphäre, da ist schon lange Sommer, denn die Eintagsfliegen treiben dort auf der Bühne und auf den Zetteln ihr kurzathmiges Wesen in großer Fülle.

Die Theater rüsten sich zu der großen Ausstellungszeit. Fast keines macht Ferien und alle suchen sie nach Treffern, die ihnen über den langen Sommer hinüberhelfen sollen. Manche verfallen dabei auf das beliebte Mittel, ihre Truppen auf Gastspielrollen zu schicken — in Berlin selbst; andere borgen sich von einem kollegialen Theater immer derselben Reichshauptstadt ein Stück. Der alte römische Satz: duo eum faciunt idem, non est idem steht bei derartigen Abmachungen Gevatter. Die große Mehrzahl aber sucht und sucht und entdeckt dabei eben die vielen Eintagsfliegen.

Da war z. B. der Jassé-Wolff'sche Schwank „Die Höllebrücke“ im k. Schauspielhause, eine dramatisirte leichte Verwechslungshumoreske, deren Hauptreiz die schönen schweizerischen Berglandschafts-Dekorationen und Schughütten-Ausstattung bildeten; Da stellte Hugo Lubliner, der einst so glückliche Verfasser der „Frau ohne Geist“, im Deutschen Theater seine „Junge Frau Arneck“ vor, mit der dauernd zu verkehren das Berliner Publikum keine Lust verspürte, obgleich Agnes Sorma ihr ganzes lebenswürdiges Talent aufbot, diese junge an der Seite eines alternden

Lebemannes sich langweilende Frau für das zu geben, als was Lubliner sie aufgefaßt wissen wollte — als eine interessante Bekanntschaft; da schweifte Benno Jakobson, der franzöfrende Klaunderer und Theaterfeuilletonist des „Berliner Tageblatt“ aus seiner beifällig aufgenommenen Künstler-Novelle „Das Modell“, unter deutlichen Erinnerungen an Dumas' „Fall Clémenceau“ und Sudermann's „Sodom's Ende“ einen Fünfkakter „Fräulein Tizian“ zusammen, der im Lessing-Theater gründlich abgelehnt wurde; da erlebte im selben Theater Wildenbruch's fruchtbare patriotische Bühnendichterei einen starken Mißerfolg mit „Jungfer Immergrün“, einem hundert Jahre zu spät gekommenen Iffland-Stück und einer um 50 Jahre verspäteten vaterländischen Posse, die sich wie die Dramatisirung einer Erzählung von Gustav Meriz ausnahm: „Der Junge von Hennersdorf“, ursprünglich für das sommerliche Ausstellungstheater „Alt-Berlin“ bestimmt, für das aber die Sache zu lang wurde. Das Prestige Friedrich des Großen, der den deus ex machina in beiden Dichtungen machte und dessen Verherrlichung diese gelten, vermochte nichts zu retten. . . . Eintagsfliegen, Eintagsfliegen auch in diesem Fall. Da — oh, ich könnte die Liste noch lange fortsetzen, begnüge mich aber nur noch mit einem letzten Beispiel — da also verschwand im Deutschen Theater Moritz Heimann's Lustspiel „Weiberschreck“ gar gleich nach der ersten Aufführung. Nicht bloß die Weiber, sondern auch die Männer, die zünftigen und die freiwilligen Theaterbesucher, bekamen diesem faden Zeug gegenüber einen heillofen Schreck und damit natürlich auch gleich die Theaterleitung. Nicht viel besser erging es Georg Hirschfeld am selben Abend. Das heißt, was die Kritik betrifft, denn im Theater, wo sein Stück „Zu Hause“ dem Heimann'schen vorausging, war seine Gemeinde der Gläubigen im Namen der „Modernen“ stark genug vertreten, um ihm einen äußeren Erfolg zu bereiten, der auch noch einige Tage anhielt.

„Zu Hause“ ist älter als „Die Mütter“, ist aber später zur Aufführung gelangt, jüngst in München, in einem Privatfreise jener Gemeinde. Warum die Sache — der Autor bezeichnet sie als „Ein Akt“ — durchaus in Berlin öffentlich auf die Bühne gebracht werden mußte, ist nicht recht einzusehen, denn das Talent

Hirschfeld's war durch „Die Mütter“ genugsam erwiesen. Talent und weiter nichts, zeigt auch „Zu Hause“, ein Talent auf Abwegen. Man erschrickt förmlich, wenn man hört, daß der Verfasser diesen „Akt“ schon als Neunzehnjähriger geschrieben hat. Ein grauenvolles Bild wird vor uns entrollt, sozusagen eine Korruptionsstudie „nach der Natur“, so daß also die Bezeichnung „Akt“ doppelsinnig wird. Mit schärfster Beobachtungsgabe wird ein scheußliches Familienmilieu geschildert, ganz im Stile Strindbergs. Ein abgeracketer Vater; eine Mutter, die sich einen gemeinen Liebhaber hält; ein junger Sohn, Hummler und Börsenspieler, der, gleich dem Vater, um dieses Verhältniß weiß und cynisch dazu lacht; eine junge gelähmte Tochter. In diese nette Familie kehrt der ältere Sohn zurück, als frischgebackener Doktor, voll Lebensidealen und guten Grundsätzen; und der Schmutz und die Verkommenheit im Elternhause ekeln ihn so an, daß er, da er nicht mitmachen will und nichts retten kann, ihm den Rücken kehrt . . . . .

Ich brauche wohl um die Sache weiter kein Wort zu verlieren . . . . . Das ist mehr Schweißfliege als Eintagsfliege.

\* \* \*

Ziemlich vorübergehend auch nur war der Erfolg von Paul Lindau's neuestem Schauspiel im Lessing-Theater. „Die Erste“ zeigt den Verfasser von derselben Seite, wie ein früheres Schauspiel: „Der Andere.“ Knifflige juristische Fragen und Probleme für die Bühne zu bearbeiten in amerikanisch-französischer Zwickmanier hat er drüben, jenseits des großen Wassers, gelernt und der gute Sensationserfolg des „Anderen“ ermutigte ihn zu einem zweiten Versuch. Die „Erste“ ist die erste Frau des Regierungsrathes Maineck, die in Wahnsinn verfällt und geschieden wird. Er heirathet dann ihre Schwester. Nach einer Reihe von Jahren kehrt die „Erste“ — geheilt zurück. Ein furchtbarer Konflikt also. Aber Lindau hat nicht recht den Muth gehabt, die Konsequenzen zu ziehen, wie das wohl ein Goethe in dem ähnlichen Vorwurf seiner „Stella“ gethan hat. Ja, Lindau hat es sogar vermieden, die „scène à faire“ zu schreiben, wie Sarcey sagen würde. Liegt sie denn nicht in der

Luft — die dramatisch gewaltig bewegende und erschütternde Begegnung zwischen den beiden Schwestern? Der Verfasser läßt aber die „Zweite“ nach Franzensbad verreist sein, als die „Erste“ zurückkehrt und diese geht mit der treu zu ihr haltenden Tochter und deren Bräutigam nach Amerika . . . Daß das Drama technisch vortrefflich gemacht ist, daß es viele sinnige Züge und packende Szenen aufweist, versteht sich bei Lindau von selbst. Trotzdem erwies sich die Novität auch nicht dauernd zugkräftig.

Wirkliche, starke Zugkraft haben bisher überhaupt nur die *du minorum gentium* bethätigen können — die Herren Poffen- und Jur-Fabrikanten, denen die Schneider, die die Männer recht närrisch kleiden, die Damen recht pikant entkleiden, die Dekorationsmaler und Maschinenmeister mit ihren Trucs zu Hilfe kommen. Des Pariser Barney „Kleine Lämmer“, der Berliner Keller und Hermann „Hungerleider“ und ihrer Mitbürger Mannstedt und Jakobsohn's „Tolle Nacht“ — ja, die bringen es im Laufe einer Saison auf hundert, zweihundert und mehr Vorstellungen und illustriren damit ein weiteres Mal, daß die Höhe der Tantiemen kein Gradmesser für die dichterische Höhe ihrer Empfänger ist . . . .

Manches Theater, vor Allem Siegmund Lautenburg's kokettes „Neues Theater“ am Schiffbauerdamm, versucht nicht ohne Glück mit Gastspielen ausländischer Berühmtheiten. So feierte ja die Judie bei Lautenburg Triumphe, so spielte dort Mme Segond-Weber. Nachdem der Wiener Bernhard Baumeister dann als Hans Lange, als Richter von Zalamea, als Erbförster (von Ludwig), als Werner in „Minna von Barnhelm“ seine zahlreichen Berliner Freunde aufs Neue erfreut hatte, haben wir jetzt dort seinen berühmten Landsmann Adolf Sonnenthal vom Hofburgtheater wieder einmal als Lear, Nathan den Weisen, Wallenstein, ja sogar als Philippe Derblay in — *horribile dictu* — Ohnet's „Hüttenbesitzer“ bewundern können; selbst dieses fürchterliche Bourgeoisstück vermochte die große und edle Kunst Sonnenthals, der in einziger Art noch immer das Fach des Liebhabers mit dem des Charakterspielers zu verbinden weiß, mundgerecht zu machen. Und nun eben sollte im „Neuen Theater“ das Gastspiel

Gustavo Salvini's beginnen, des schon berühmten Sohnes des ewig berühmt bleibenden Tommaso Salvini. Aber in der letzten Stunde zerschlug sich die Sache. . . .

\* \* \*

Zwischen den einzelnen Gastspielen bietet dann das „Neue Theater“ auch im Spielplan der eigenen Truppe ein recht buntscheckiges Bild. Mancher Zug in diesem Bilde bedeutet aber einen Treffer. So wars auch mit Max Dreyer's Schauspiel „Winterschlaf.“

Der liebenswürdige Verfasser, eine der sympathischsten Erscheinungen in der Berliner Schriftsteller- und Journalistenwelt, geht ruhig seine Wege. Unbeirrt und abhold jeder Reklame, jeder Phrase und Pose. Seit einer Reihe von Jahren Feuilletonredakteur der „Täglichen Rundschau“, deren Unterhaltungsbeilage sich bekanntlich eines weitverbreiteten besten Rufes erfreut, findet er doch Zeit, schöpferischem Drange nachzugeben. Ein Band Novellen, dann vor einem Jahr das Schauspiel „Drei“, das dem witzelnden Berliner für eine Woche das Wort in den Mund legte: „der dreiunddreißigjährige Dreyer hat einen Dreiakter „Drei“ geschrieben“ — machten seinen Namen bald in weiten Kreisen bekannt. Und zwar auf vortheilhafte Weise, so daß man seinem jüngsten Schauspiel mit einiger Spannung entgegen sah.

Dreyer ist auch einer von den Modernen, aber er steht bei ihnen auf dem rechten Flügel, so daß er mit dem anderen Lager Fühlung hat. Daß er als Dramatiker skandinavischen Spuren folgt, wird Niemand leugnen, aber er zeigt dabei doch selbständiges Gepräge. Er hält sich von aller Symbolisterei meistens frei, wie er andererseits — anders als die Halbe und Hirschfeld — bemüht ist, eine abgeschlossene Handlung zu bieten, keinen bloßen Lebensausschnitt; auch begnügt er sich nicht, nüchterne, plumpe Wirklichkeitsbilder zu malen, sondern hat sie immer zu einem gemüthvollen Stimmungsbilde von dichterischem Gehalte vertieft. Fertigt er freilich noch nicht und mitunter hat man die Empfindung, als ob die Konstruktion an die Stelle echt dichterischer Konzeption getreten sei. Aber man gewinnt doch immer die Ueberzeugung, daß Dreyers's großes Talent erfreulich sich weiter ausreift, daß

er noch lange nicht sein letztes Wort gesagt hat und daß dieses einmal ein sehr gewichtiges sein wird.

Das bewies auch der durchschlagende Erfolg von „Winterschlaf.“ Eine sehr tragische Geschichte, die der reizenden Förstertochter Trude, die im tiefen Walde, im verschneiten Forsthaufe ein Leben führt, das nur von der Welt draußen, von fruchtreichem Thun im Dienste der Menschheit träumt, und das, freudlos, unfruchtbar und unverstanden, gleichförmig sich abhaspelt von Tag zu Tag zwischen einem braven, aber beschränkten Vater, einer nichtswürdigen dummen und boshaften Tante und einem rohen, sinnlichen, ungeliebten Bräutigam, der als Forstgehilfe im Hause lebt. Da retten die Männer eines Abends einen im Schneesturm im Walde halb erfrorenen jungen Mann ins Försterheim und mit ihm zieht etwas, wie Frühlingssonnenschein in Trude's Leben ein. Er zeigt ihr, wie schön und groß und weit die Welt draußen, in der er selbst als Schriftsteller im Dienste des Volks thätig ist, ein Dienst der ihm gar eine längere Gefängnißhaft eingetragen hat. Auch will nun Trude fort, nach Berlin; auch sie will ihr Leben nützen. Widerstrebend giebt der Vater seine Einwilligung; rasend eifersüchtig aber wird der Bräutigam, der in seiner niedrigen Gefinnung auch hinter des Mädchens Entschluß nur Häßliches und Schmutziges vermuthet. Und da begeht er, um sich Trudes zu vergewissern, von der Tante aufgereizt und angestachelt, selbst etwas so Häßliches und Schmutziges, daß -- nun, im nächtlichen tiefen Schlaf entehrt er seine Braut! Sie aber, am Morgen, als der Freund den Wanderstab weiter fortgesetzt hat und das Gefühl der furchtbaren Schmach, die ihr widerfahren, und das Elend des Alleinseins sie ganz und gar zusammenbrechen lassen, sie wirft das zertrümmerte Leben fort und erhängt sich.... Was ich da so kurz und knapp erzählt habe, nimmt sich natürlich noch weit brutaler aus, als in der Dichtung, wo die Charaktere und die Stimmungen so etwas wie eine Art Motivirung für die Unthat des Forstgehilfen zusammenweben. Aber sehr haltbar erweist sich das Gewebe auch dort nicht und es lassen sich mit dem Dichter hierüber gewiß sehr polemische Erörterungen anstellen.... Dazu fehlt es hier an Raum. Nur vor einem Vorwurf möchte ich den jungen Dichter

bewahrt wissen, vor dem, als sei seine Handlung auf dem Boden frivoler Sensationshascherei entstanden, etwa wie in Sudermann's „Sodom's Ende“ die Brutalität des Willy Janikow. Nein — Dreyer meint es bitter ernst mit dem Verlauf von Trude's Geschick und er ist von seiner inneren Begründung fest überzeugt. . . .

Ich nannte eben Sudermann und Sie haben auf diesen Namen wohl schon längst gewartet. Bedeutet doch eine Premiere seiner Stücke immer eine Sensation im Berliner Gesellschafts- und Kunstleben. Dieses Mal wohl weniger, als sonst, wo eine solche Komödie auch wirklich die erste Erstaufführung war. „Das Glück im Winkel“ aber erlebte sie bekanntlich in Wien und seitdem hat der Dreiaakter die Kunde über viele große, kleine und ganz kleine Bühnen auch Deutschlands gemacht und Reflameposaune und Lobherolde haben ihres Amtes schon seit Monaten gewaltet. Sudermann grollt Berlin, das ihn erst unmotivirter Weise zu einem gewaltigen Genie beförderte und ihn dann später ebenso unmotivirter Weise unter die Duzendtschreiber und klugen Streber versetzte. Man neidete ihm den großen Erfolg den man doch selbst mit übertrieben hat und eben darum konnte man sich nachher nicht Genüge thun, das Götzenbild wieder in den Staub zu ziehen, und, wie man Sudermann so ganz ohne Grund anfänglich als eine großartige Offenbarung der „Modernen“ bejubelte, ihn nun ebenso grundlos zu den Marlitt und Werner und sonstigen „beliebtesten“ Erzählerinnen der „Gartenlaube“ zu werfen. Ein interessantes Kapitel aus der Psychologie der Gesellschaft, aber heute nicht weiter zu verfolgen. . . . kurz und gut — Sudermann wollte die Berliner strafen. Sie sollten zuletzt dran kommen. Vielleicht dachte er dabei auch etwas ans Geschäft, das ihm Berliner Mißgunst und Unverständnis, wie er meint, vor Jahr und Tag in Bezug auf die „Schmetterlingschlacht“ stark verdorben hatten. . . . Und so war denn die Premiere am Ostersonnabend im Lessing-Theater eigentlich eine „Dernière.“ Die Berliner hatten aber inzwischen die Ungnade Sudermanns so ruhig ertragen, daß sie sich am betreffenden Tage einfanden, als wäre nichts geschehen. Vielleicht war man auch etwas neugierig, sich selbst davon zu überzeugen, ob denn das neue Schauspiel wirklich so außerordentlich gut, oder so entsetzlich schlecht, wie es

in den hundertundein Berichten aus den anderen Städten, je nachdem, zu lesen gestanden hatte. Und dann — noch zieht immerhin der Name Sudermanns in Berlin trogalledem . . . . So hatte sich denn ein Theil von „Tout Berlin“ zusammengefunden: Hoffreise und die hohe Finanz, Litteratur und Kunst waren zahlreich vertreten . . . . Wie die Vorstellung verlief — wissen Sie ja. Mit Sudermannschen Premièren pflegt sich ja stets auch der Telegraph zu beschäftigen. Auch das Schauspiel selbst ist Ihnen wohl schon bekannt. Zum mindesten aus Zeitungsberichten, möglicherweise gar schon von der Bühne her. Wir hier in Berlin hinken eben dieses Mal nach.

Dann werden Sie auch selbst schon sich davon überzeugt haben, daß gegenüber den letzten Romanen, Novellen und dem letzten Drama „Das Glück im Winkel“ ein Fortschritt ist, weil es — ein Rückschritt ist. Denn es ist das neue Schauspiel der „Heimath“ und wohl auch „Frau Sorge“ ebenbürtig. Sie werden auch bemerkt haben, daß die Rolle des Köcknick, des Kraftmenschen, dem Alles glückt, zumal auf der Weiberjagd, ohne die er nicht leben zu können erklärt, so dankbar ist, daß Sudermann wahrlich nicht Direktor Blumenthal zu verpflichten brauchte, extra F r i e d r i c h M i t t e r w u r z e r aus Wien zu engagiren, um diese Rolle auch hier zu „freiren“ und während eines Monats zu spielen. Der Dichter hatte von dieser seiner Ueberflugheit nur das, daß von gewisser und sehr zahlreicher Seite aus der unleugbare Erfolg des Schauspiels, namentlich des starken zweiten Akts — einfach dem Wiener Gast gut geschrieben wurde.

Im Uebrigen ließe sich aber über „Das Glück im Winkel“ und insbesondere über den in ihm mehr als sonst irgendwo in Sudermannschen Werken zu Tage tretenden Ibsenismus — richtiger Ibsenkopie — so viel sagen, daß ich für dieses Mal darauf verzichten muß.

Berlin, im April.

J. Norden.





## Litterarische Streiflichter.

---

Die Entwicklung der politischen Ideen in der neuern Zeit ist eines der interessantesten, aber auch schwierigsten Probleme, mit dem sich Philosophen, Historiker und Staatsrechtslehrer wetteifernd beschäftigt haben. Die Aufeinanderfolge und das Verhältniß der verschiedenen Staatsformen zu einander, die Einwirkung, welche hervorragende politische Schriftsteller auf die Gestaltung des Staatslebens ausgeübt und umgekehrt der Einfluß, den die Verfassung bestimmter Staaten auf das politische Urtheil und die politischen Theorien der einzelnen Schriftsteller gehabt, die Nachwirkungen einzelner Lehren und Anschauungen auch auf eine spätere Zeit -- das sind Fragen, mit denen sich viele hervorragende Denker und Forscher in neuerer Zeit beschäftigt haben. Aber auch nach allen den ausgezeichneten Arbeiten, die wir auf diesem Gebiete besitzen, bleibt noch viel zu thun übrig, sind nicht wenige dunkle Punkte noch aufzuhellen. Heutzutage fragt man nicht mehr wie zur Zeit der Herrschaft des vulgären Liberalismus, welches der beste Staat, die beste Verfassung sei, sondern man untersucht historisch, welches die jedem einzelnen Volke nach seiner geschichtlichen Entwicklung am meisten entsprechende Staatsform ist; an die einfache Uebertragung der geschichtlich gewordenen Verfassung eines Staates auf ein anderes Volk denken heute nur unreife Köpfe und verschrobene Doctrinäre. Eine Untersuchung

der Ursachen des Ueberganges des Absolutismus zu der Demokratie, wie sie in der französischen Revolution zur Herrschaft gelangte, und dann der weiteren Entwicklung der konstitutionellen Staatsform in Europa ist eine ebenso schwierige als dankenswerthe Aufgabe. Es muß daher Gottfried Kochs Buch: Beiträge zur Geschichte der politischen Ideen und der Regierungspraxis\*), das ihre Lösung unternimmt, sehr willkommen heißen werden. Der Verfasser hat sich das Ziel gesetzt, den engen Zusammenhang, in dem die Ansichten der politischen Schriftsteller mit den Zuständen ihrer Länder stehen, darzulegen und zu zeigen, daß jene meist um bestimmter realer Interessen willen ihre Schriften veröffentlicht haben. In der sorgfältigen Nachweisung dieser Wechselwirkung liegt das eigentliche Verdienst des Buches. Der erste Theil behandelt Absolutismus und Parlamentarismus in Frankreich und England von 1661 bis 1748. Koch führt uns sogleich in medias res, indem er die Theorie des Absolutismus unter Ludwig XIV. entwickelt und die Art seiner Regierung schildert; er verfährt dabei aufs gründlichste und giebt eine bis ins Einzelne gehende, höchst lehrreiche Uebersicht über die Regierung und Verwaltung Frankreichs unter Ludwig XIV. Wir vermiffen aber doch eine Einleitung über die Vorbereitung des Absolutismus und die Gegenströmungen in Frankreich vor Ludwig XIV. Die Lehren Jean Bodins und anderer französischer Schriftsteller sowie andererseits die so tief eingreifende Verwaltung Richelieus und die letzte Erhebung des französischen Adels in der Fronde hätten in einem einleitenden Kapitel übersichtlich und in der gründlichen Art des Verfassers zusammengefaßt dem Leser eine sehr erwünschte Orientirung geboten. Jetzt tritt uns sogleich der vollendete Absolutismus Ludwigs XIV. in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit entgegen. Koch behandelt dann weiter den Sturz Jacobs II und die Begründung des Parlamentarismus in England und die damit im engen Zusammenhang stehende litterarische Rechtfertigung der „glorreichen Revolution“. Wie vieles erscheint hier in ganz anderem Licht als in Macaulays Darstellung! Zum Theil beeinflusst durch die englischen Verhältnisse und Autoren

---

\*) Berlin, H. Gärtners Verlagsbuchhandlung. Bd. I und II, 10 M. 50.

erhebt sich eine litterarische Opposition gegen den Absolutismus in Frankreich, der dann unter der Regentschaft die der Parlamente folgt. Am bedeutendsten zeigt sich die tiefe Einwirkung der englischen Verhältnisse bei Montesquien, dem großen politischen Klassiker, der die erste Periode der Opposition gegen den Absolutismus gewissermaßen abschließt. Koch weist scharffinnig die Einwirkung des Italieners Gravina und des Engländers Algernon Sidney auf Montesquieus Ansichten und Lehren nach und urtheilt überhaupt weniger günstig über den berühmten Autor. In dem zweiten Bande, der den Titel: Demokratie und Konstitution (1750—1791) führt, zeigt Koch auf Grund eingehender und sorgfältigster Studien, wie wenig das englische Parlament noch unter Georg III. eine wirkliche Vertretung des Volkes war und wie rücksichtslos die Whighristokratie ihre parlamentarische Herrschaft zu selbstsüchtigen Zwecken, zu ihrer eigenen Bereicherung mißbrauchte und welche Gewaltthaten sie sich erlaubten. Sehr anziehend ist ferner der Nachweis, wie Montesquieus bewundernde Anerkennung der englischen Verfassung auf die Engländer zurückwirkte und allmählich zu einer förmlichen Kanonisirung derselben führt. Mit Interesse folgt man Kochs Darlegung, wie Rousseaus berühmtem *contrat social* die Verfassung der Stadt Genf zu Grunde liegt und an eine Demokratie im modernen Sinne von Rousseau garnicht gedacht wird. Die Verwaltung der englischen Kolonien in Amerika, ihr Abfall und dann die Verfassung der Vereinigten Staaten werden vom Verfasser in lichtvoller, sehr belehrender Weise dargestellt. Den Schluß des Bandes bilden die Reformversuche und Reformideen unter Ludwig XVI. vor dem Ausbruch der französischen Revolution, endlich eine genaue Analyse der Verfassung von 1791, die trotz ihres kurzen Bestehens das Muster für viele spätere Constitutionen gewesen ist. Dem Verfasser ist, wie er selbst im Vorwort zum zweiten Bande bekennt, sein Buch unter den Händen zu einer Geschichte des Konstitutionalismus geworden; man kann mit dieser Erweiterung und theilweisen Aenderung des ursprünglichen Planes nur zufrieden sein. Mit bewundernswürdigem Fleiß hat Koch das weitschichtige für seine Arbeit in Betracht kommende litterarische Material durchgearbeitet, man wird selten einer so umfassenden Kenntniß der politischen Litteratur Frankreichs und

Englands begegnen, wie sie hier fast auf jeder Seite sich zeigt. Es ist eine Arbeit von echt deutscher Gründlichkeit, die Koch geliefert hat und bei der er es an sorgfältiger Kritik nicht hat fehlen lassen; man hat bei der Lektüre stets das angenehme Gefühl sich auf ganz sicherem Boden zu bewegen. Wenn wir etwas vermissen, so ist es dies, daß der Verfasser mit seinem Urtheil und seinen Ansichten gar zu sehr zurückhält; nur bisweilen erfährt man durch eine kurze Bemerkung Kochs Ansicht. Wer aber so gründlich wie er den Stoff beherrscht, der hat das volle Recht zu bestimmter Meinungsäußerung. Kochs Buch ist keine leichte Lektüre, es will studirt sein; aber Niemand, der sich für Politik und Geschichte ernstlich interessirt, wird es ohne reiche Belehrung aus der Hand legen. Es sollen noch ein dritter und vierter Theil folgen, die bis zur Gegenwart reichen werden; mögen sie nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Eine Ergänzung zu dem Werke Kochs bildet das soeben in deutscher Uebersetzung von Adolf Krejzner erschienene Buch von Alfred Sorel über Montesquieu\*). A. Sorel ist einer der hervorragendsten französischen Historiker der Gegenwart, er ist auch mit der deutschen Litteratur vertraut. In dem vorliegenden kleinen Buche hat er eine vortreffliche Charakteristik Montesquiens, seiner Persönlichkeit wie seiner schriftstellerischen Thätigkeit geliefert; nur das an besondern Ereignissen allerdings arme Leben Montesquiens wünschte man etwas eingehender dargestellt zu sehen. Echt französischer Esprit erfüllt Sorels Buch, geistreiche Bilder und Wendungen drängen sich, scharf zugespitzte Antithesen fesseln die Aufmerksamkeit des Lesers, die Darstellung ist glänzend, kurz es ist ein ausgezeichnete Schriftsteller, der zu uns spricht; bei manchen feinen Wendungen hat man unwillkürlich das Gefühl, daß sie im Französischen sich doch noch viel besser ausnehmen müssen als im Deutschen. Zugleich aber haben wir bei der Lektüre stets den Eindruck, daß das geistvolle Buch auf umfassender Sachkenntniß und vollkommener Vertrautheit mit dem Gegenstande beruht. Sorel analysirt Montesquiens Charakter und Werke ganz in der Weise seines Meisters Taine; es hat

---

\*) Berlin, Ernst Hofmann. 2 M. 40 Pf.

trog der geistreichen Behandlung etwas Erkältendes, eine Persönlichkeit so gleichsam vor seinen Augen seziren, die geheimsten Falten ihrer Seele enthüllen zu sehen. Die vorzüglichsten Partien des Buches sind die Charakterentwicklung Montesquieus, die Analyse des *Esprit des lois* und die Darlegung der Nachwirkungen von Montesquieus großem Werke bis in die neuere Zeit. Was Sorel über die *Lettres Persanes* ausführt, ist geistreich, aber hat uns von unserm Widerwillen gegen diese frivole Satire nicht abgebracht und auch den andern Jugendschriften Montesquieus wird heute schwerlich Jemand Geschmack abgewinnen. Erst in den *Considerations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains* erscheint Montesquieu als der Mann, der Anspruch darauf machen kann, daß sein Name auf die Nachwelt kommt. Sein größtes Hauptwerk *l'Esprit des lois* wird von Sorel nach allen Seiten hin beleuchtet und kritisch gewürdigt. Der großen Anerkennung, welche er diesem berühmten Buche zollt, wird man im Ganzen beipflichten, doch sind Kochs kritische Bemerkungen nicht zu übersehen und interessant ist es auch mit Sorels Ausführungen die scharfe Kritik zu vergleichen, welche Theodor v. Bernhardi in seinen Aufzeichnungen an Montesquieus Werk geübt hat. Sehr anziehend sind Sorels Ausführungen über Montesquieus Einwirkung auf die französische Revolution und sehr fein der Nachweis, daß ebenso Guizot wie Alexis von Tocqueville in ihren Grundanschauungen von Montesquieu beeinflusst sind. Sorels Buch wird gewiß auch in Deutschland viele Leser finden. Die Uebersetzung ist gut.

Die „biographischen Blätter“ \*) schreiten rüstig fort. Das erste Heft des zweiten Bandes hat wieder einen mannigfach interessanten Inhalt, aus dem hier das Wesentliche hervorgehoben sei: Theobald Ziegler hat einen anziehenden Aufsatz über Pestalozzi geliefert, an dem uns nur der heftige Eifer gegen die konfessionelle Schule, die antisozial und antinational wirken soll, unangenehm aufgefallen ist, vom Standpunkt des Deismus ist die konfessionslose Schule eine ganz verständliche Forderung, aber für den positiven Christen ist es völlig unmöglich sie zu acceptiren. Weiter behandelt

\*) Berlin, Ernst Hofmann.

N. Schönbach den Minnesänger Ulrich von Liechtenstein und D. von Bölderndorff bietet eine anziehende Blanderei über Fürst Ghlodwig zu Hohenlohe, das bedeutendste im Heft sind aber die von unserm Landsmann Otto Harnack aus dem Nachlaß Wilhelm von Humboldts mitgetheilten Briefe, unter denen sich höchst interessante vom Freiherrn von Stein, von Altenstein, Karoline Wolzogen, Franz Bopp und F. G. Welker finden. Möge es auch weiter der Zeitschrift nicht an anziehendem Stoffe und tüchtigen Mitarbeitern fehlen!

Die Goethelitteratur steht gegenwärtig in üppiger Blüthe; eine Anzahl umfassender Werke über Goethes Leben und Dichtungen sind fast gleichzeitig oder bald nach einander erschienen und über einzelne Perioden seines Lebens und seiner dichterischen Thätigkeit sind ebenfalls mehrere Schriften von größerem oder geringerem Umfang in letzter Zeit veröffentlicht worden. Indem wir uns vorbehalten jene größeren Arbeiten künftig einmal im Zusammenhange zu besprechen, wollen wir für jetzt uns mit ein paar Schriften beschäftigen, die weniger allgemein bekannte Dichtungen Goethes behandeln. Die erste von Hermann Baumgart, Goethes „Geheimnisse“ und seine „indischen Legenden“\*) unternimmt es den Inhalt und die Bedeutung dieser wunderfamen Dichtung, die leider Fragment geblieben ist, darzulegen und sie im Einzelnen zu deuten. Die „Geheimnisse“ 1785, also in der Periode von Goethes frischester Dichterkraft entstanden, gehören in der Form zu dem vollendetsten, was der Dichter geschaffen; die herrliche „Zueignung“, die jedes für Poesie empfängliche Gemüth beim Lesen immer von Neuem ergreift, war ihnen ursprünglich als Einleitung vorangestellt. Wäre die Dichtung, von der nur ein kleiner Theil ausgeführt vorliegt, in derselben Weise zu Ende geführt worden, so würde sie eines der größten dichterischen Werke Goethes sein und über seine religiösen Ideen und Anschauungen die tiefsten Aufschlüsse gewähren. Sollte doch darin die Einheit aller Religionen trotz aller Verschiedenheit ihrer äußern Gestaltung und Glaubensformen in dichterisch-symbolischer Form verkündet und in einer Reihe geheimnißvoller Bilder dargestellt werden.

\*) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Nachfolger. 2 M.

Es ist begreiflich, daß selbst Goethes Dichtergeist bei der Ausführung dieses Planes, der ebenso große Anspannung der poetischen Kraft wie des philosophischen Denkens erforderte, erlahmt ist. Das Fragment, wie es vorliegt, ist bei wundervoller Klarheit der Form dem Inhalte nach dunkel und räthselhaft. Baumgarts Versuch einer Erklärung desselben und einer Begründung seines inneren Zusammenhanges sowie der von ihm gegebene Nachweis, daß darin Goethes damalige religiöse Anschauungen ihren vollen Ausdruck finden, ist daher dankenswerth. Ueberhaupt ist die Schrift gedankenvoll und anregend, nur bisweilen etwas schwerfällig und dunkel im Ausdruck. Die Frage nach Goethes Stellung zur Religion, insbesondere zum Christenthum wird von Baumgart eingehend und sorgfältig erörtert. Er zeigt, daß nach Goethes Auffassung alle positiven Religionen nur verschiedene Symbole der e i n e n religiösen Idee sind, daß sie vergehen und wechseln und die Idee allein das Wahre und Ewige ist. Das Christenthum ist für Goethe die bis jetzt vollkommenste und höchste Form der Religion, aber das Positive desselben ist doch auch nur vergängliches Symbol, wie es denn überhaupt der Ergänzung durch andere Religionsformen bedarf. Es ist danach klar, daß Goethe seiner religiösen Grundanschauung nach Christ im Sinne des Evangeliums nicht war; im Einzelnen hat er oft eine glückliche Inkonsequenz bewiesen. Wenn Baumgart meint, Goethe habe den wesentlichen Inhalt des Christenthums in seiner Auffassung der modernen Menschheit erhalten, so stellt er sich ganz auf Goethes religiösen Standpunkt. Wir müssen dagegen bemerken, daß das Wesentliche des Christenthums eben das Positive in ihm ist und daß es nicht eine oder die höchste Form der Religion, sondern d i e Religion schlechthin ist. Wenn Baumgart meint, Goethes Stellung zum Christenthum sei seit seiner Erklärung gegen Lavater bis zu seinem Tode stets die gleiche gewesen, so können wir dem nicht zustimmen; zwischen dem decidirten Nichtchristen, als welchen er sich 1782 erklärt, und seinem wahrhaft Julianischen Haß gegen das Christenthum, wie er seit 1788 zur Erscheinung kommt, endlich seiner gemäßigten Stimmung und Haltung, wie sie seit 1812 uns entgegentritt, ist doch ein großer Unterschied. Von den indischen Legenden zeigt Baumgart, daß sie denselben religionsphilosophischen Anschauungen entsprungen

sind, in welchen auch die Geheimnisse wurzeln. Man scheidet von Baumgarts Schrift mit dem Gefühl lebhafter Anregung, wenn man ihm auch durchaus nicht immer zustimmen kann.

Mit einem ganz anderen Cyklus von Gedichten beschäftigt sich *Kuno Fischer* in seiner Schrift: *Goethes Sonettenkranz*\*). Es ist die viel erörterte Frage, auf wen die 17 Sonette des Dichters sich beziehen, die darin behandelt und zu endgültiger Entscheidung zu bringen unternommen wird, *Kuno Fischer* kommt zu dem Resultate, daß sie sämtlich *Minna Herzlieb* gelten und giebt dabei eine Schilderung der spätern traurigen Lebensschicksale dieses schönen Mädchens, zu dem *Goethe* eine Zeit lang eine leidenschaftliche Zuneigung empfand; sie ist das Urbild der *Ottilie* in den *Wahlverwandtschaften*. Bemerket sei beiläufig, daß sie eine tiefe Neigung für einen Herrn von *Manteuffel* aus *Livland*, der in *Jena* studirte, längere Zeit gehegt hat. *Bettinas* Ansprüche auf die Sonette werden entschieden zurückgewiesen und nebenbei ihre *Goethe-Religion* treffend charakterisirt. *Fischer* sucht dann in geistreicher Weise sämtliche Sonette als in innerem Zusammenhange stehend zu erklären und das Ganze als einen schönen *Minna Herzlieb* gewidmeten Kranz zu erweisen. Vieles in *Fischers* Ausführungen erscheint durchaus einleuchtend, Manches dagegen zweifelhaft und bedenklich, wie er denn auch selbst solche Einwendungen vorausgesehen und bereits zu entkräften gesucht hat. Jedenfalls ist die Schrift ein beachtenswerther Beitrag zum Verständniß der Sonette und zur Kenntniß von *Minna Herzliebs* Leben und Charakter; daß sie mit Geist und Geschmack geschrieben ist, versteht sich bei *Kuno Fischer* von selbst.

Wir schließen hier eine kleine Schrift an, die sich mit einem der schwierigsten Probleme der Aesthetik beschäftigt: *Josef Müller*, das Wesen des Humors\*\*). Der Verfasser, ein Kenner und Verehrer *Jean Pauls*, über den er auch ein umfangreiches Werk veröffentlicht hat, ist durch die eindringende Beschäftigung mit diesem großen humoristischen Dichter zu seiner Schrift veranlaßt worden. Sie zerfällt in zwei Theile, einen

\*) Heidelberg, Carl Winters Verlagsbuchhandlung, 2 M.

\*\*\*) München, Verlag von Dr. G. Lüneburg, 1 M., 50 Pf.

kritischen und einen thetischen oder positiven; in dem ersten werden alle bisherigen Erklärungsversuche des Humors aufgeführt und kritisiert, in dem zweiten legt Müller seine eigenen Ansichten über Wesen und Charakter desselben dar. Wie das zu geschehen pflegt, sind die Schwächen der bisherigen Definitionen mit mehr Glück nachgewiesen als die neue eigene Erklärung begründet ist. Merkwürdig ist, daß der Verfasser Jean Pauls Darstellung des Humors so sehr bekämpft; man sollte meinen, dieser Dichter wäre doch vor Anderen dazu berufen gewesen den Charakter der Dichtungsart, in der er so Hervorragendes geschaffen, zu erfassen und zu entwickeln. Wischers Definition des Humors und des Humoristen scheint uns Müller nicht recht zu würdigen, sie ist unserer Meinung nach noch immer das Treffendste, was darüber gesagt worden ist. Die eigenen Ansichten des Verfassers scheinen uns trotz vieles Wahren und Richtigen, das sie enthalten, doch nicht scharf und klar genug formulirt zu sein, Manches, was er als Kennzeichen der humoristischen Dichtung anführt, gilt von der Poesie überhaupt. Seinem Sage: Optimismus ist der hervorragendste Charakter des Humoristen, können wir durchaus nicht beipflichten. Für Jean Paul hat er allerdings Geltung, aber im Ganzen schon nicht für Dickens, vollends nicht für Swift oder gar für Rabelais, auch für Cervantes im Grunde nicht. Wir möchten umgekehrt behaupten, daß ein gewisser Pessimismus zum Wesen des Humors gehört und fast allen großen Humoristen eigen ist. Weitere Einwendungen gegen Einzelnes zu erheben, würde hier zu weit führen. Wir haben trotz unseres Widerspruchs die Schrift mit Vergnügen gelesen und stimmen im Einzelnen dem Verfasser vielfach zu. Ueberhaupt ist es in der Gegenwart schon an und für sich erfreulich einem ideal gesinnten Schriftsteller zu begegnen und die verständnißvolle Anerkennung, welche Müller Claudius, Hamann und Hippel zollt, hat uns mit wahrer Befriedigung erfüllt; wir würden es mit Genugthuung begrüßen, wenn er sich einmal eingehend mit Hippel beschäftigen und uns die Resultate seines Forschens und Nachdenkens über diesen großen Humoristen mittheilen wollte.

Eine neue Erscheinung auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung, ist D. Verbeck, von dem eine Sammlung von drei Erzählungen uns vorliegt: der erste Beste, die Neuenhofer

Klücke, Maria Neander \*). Sie sind sämmtlich zuerst in den „Grenzboten“ veröffentlicht worden, die letzte erscheint hier um einen zweiten Theil vermehrt. Es sind eigentlich nur zwei wirkliche Erzählungen, die uns geboten werden, denn die Neuenhofer Klücke ist nur eine Skizze, die in ihrem Zusammenhange wenig motivirt und am Schluß mehr abgebrochen als wirklich zu Ende geführt erscheint. Auch der Zweck und der Grundgedanke dieser „Ferienenerinnerung“ sind uns dunkel und unklar geblieben. Soll sie einen neuen Beleg zu dem alten Worte: Undank ist der Welt Lohn liefern? Dessen bedürfte es doch schwerlich und was hier uns erzählt wird, ist auch nicht originell genug. Oder soll sie uns lehren, daß bei den Kindern eines Tagelöhnerdorfes die Undankbarkeit ganz besonders heimisch ist? das wäre doch gewiß ungerecht. Man kann sehr pessimistisch von den Menschen denken und es doch unnatürlich finden, daß kein einziges der Kinder, welchen die Klücke so viel Freundlichkeit und soviel Wohlthaten erzeugt hat, ihr auch nur die geringste Spur von Dankbarkeit bewahrt haben soll. Auch der Charakter der Klücke ist durchaus nicht klar und einleuchtend entwickelt. Von den beiden größern Erzählungen ist Maria Neander am meisten ausgeführt und zu befriedigendem Abschlusse gebracht. Die Persönlichkeit und der Charakter der Heldin ist scharf und anschaulich gezeichnet und ihr Handeln wohl motivirt; daß sie uns sympathisch ist, können wir freilich nicht sagen. Dieses weibliche Wesen, das in der Gesellschaft eines leichtsinnigen Vaters aufwächst und in jugendlicher Unerfahrenheit das Opfer eines gewissenlosen Verführes wird, den bald darauf ein plötzlicher Tod ereilt, das nun ihr Kind haßt und von sich entfernt, weil es sie an ihren Verderber erinnert, das dann einen pflichttreuen wackern Mann liebt und von ihm wiedergeliebt wird, ganz nahe dem höchsten Glücke aber durch das Geständniß, wie sie gegen ihr eigenes Kind gehandelt, den Geliebten verliert, da er sie danach nicht zur Mutter seiner Kinder machen zu können erklärt — ein solches Wesen hat etwas Abstoßendes. Die Mutterliebe ist bei einer Frau etwas so Ursprüngliches und Naturgemäßes, sei es auch gegen ein Kind der Schuld, daß

\*) Leipzig, Fr. Wilt. Grunow. 6 M.

ihr Fehlen oder ihre Verleugnung uns mit Abneigung und Widerwillen erfüllt. Und wenn Maria Neander darauf ihr Kind, das sie verstoßen, mit vieler Mühe aufsucht und zu sich nimmt, so bewegt sie dazu nicht das erwachte Mutterherz, sondern die unauslöschliche Liebe zu dem Manne, der sich von ihr gewandt; erst ganz zuletzt kommt das Muttergefühl zu vollem Ausbruch. Auch der leichtsinnige egoistische Vater Professor ist keine sehr sympathische Erscheinung, aber sein Charakter ist wirklich vortrefflich gezeichnet. Wir sehen den eitlen, frivolen, seine Bequemlichkeit über Alles stellenden, nach Genuß trachtenden Lebemann, der über den Ernst des Lebens mit einigen leichten Witzworten hinwegzukommen sucht und den Kummer der Tochter mit ein paar mehr oder weniger geistreichen Bonmots zu beschwichtigen bestrebt ist, in voller Lebendigkeit vor uns. Diese Charakterfigur ist eine meisterhafte Leistung und der Verfasser hat in ihr gezeigt, welche Feinheit psychologischer Beobachtung und Darstellung, welche Kraft der Veranschaulichung ihm zu Gebote stehen. Ganz vortrefflich ist weiter die Entwicklung, wie in dem Herzen des Professors durch das ihm anfangs so widerwärtige Kind allmählich wirkliche Liebe, die seinen tiefgewurzelten Egoismus überwindet, erweckt wird. Noch mehr Befriedigung als Maria Neander hat uns die Erzählung: der erste Beste gewährt, wenn sie auch lange nicht so durchgearbeitet und gleichmäßig ausgeführt ist wie jene. Die groß angelegte Erzählung ist überhaupt nicht zu befriedigendem Abschluß gebracht, sie hätte zu einem Romane ausgestaltet werden sollen, dann würde sie den Erwartungen entsprochen haben, welche die breit angelegte Exposition erweckt. Das Thema der Geschichte ist ein altes, wohlbekanntes: ein junges Mädchen in ihrer ersten tiefen Herzensneigung, deren Gegenstand hier ein bewunderter Dichter ist, der ihr aber verhehlt, daß er schon verheirathet, getäuscht, reicht in dem sie ganz beherrschenden Gefühle bitterer Kränkung ohne jede Liebe einem Manne die Hand, der ihr die wärmste Zuneigung entgegenbringt. Dieser Fritz Hellborn ist eine prächtige Gestalt, ursprünglich, frisch, warmherzig, einfach, in hohem Grade selbstlos, dabei aber ein Mann von Kraft und Energie. Wie er nun die Gleichgiltigkeit, ja die Abneigung seiner Frau durch die zarteste, rücksichtsvollste Liebe und unendliche Geduld überwindet und ihre Zuneigung

gewinnt, ist der Gegenstand der Erzählung. Auch unter den Nebenpersonen sind einige vortrefflich gezeichnet wie Mamselling, auch der Bruder Hans. Der eigentliche Umschwung soll durch das Zusammentreffen Margarethes mit dem Dichter und seiner Frau bei einem Nachbarn herbeigeführt werden, man kann aber nicht sagen, daß die Entwicklung der nun folgenden Scenen gelungen ist; Friß spielt dem wortgewandten, boshaften Dichter gegenüber eine wenig befriedigende Rolle. Der glückliche Abschluß wird dann recht überstürzt herbeigeführt. Wie viel befriedigender wäre eine langsamere fortschreitende Darstellung gewesen bei der dann auch die jetzt ziemlich zwecklos auftretenden Nebenfiguren Hans und der Pastor hätten eingreifen können. Ungeachtet dieser Mängel zieht die Erzählung durch ihren warmen Ton, die Anschaulichkeit der Schilderungen und die treffliche Charakterzeichnung sehr an. Es ist ohne Frage ein wirkliches Talent, das uns in diesen Erzählungen entgegentritt, es bedarf aber noch der Durchbildung, der Reife und der Selbstkritik, um Bleibendes zu schaffen. Das Studium großer Meister der Erzählungskunst alter und neuer Zeit würde dem Verfasser sehr nützlich sein, viel mehr als das Nachstreben auf den Wegen N. Wilbrandts, dem das Buch gewidmet ist. Noch eins ist uns in dem Buche aufgefallen: der Geist, der in dem Buche weht, ist ganz terrestrisch, nirgends spürt man den Hauch eines höheren Lebens; nur einmal ist spöttisch von „pastoraler Gottseligkeit“ die Rede. Nun sind wir zwar durchaus keine Freunde der ungehörigen Einmischung frommer Redewendungen und salbungsvoller Phrasen in Erzählungen und Romanen, aber eine, wenn auch noch so leise Andeutung des tiefen Grundes, auf dem alles Menschendasein ruht, erwarten wir doch von dem, der uns die Irrgänge des Lebens und die Wechselfälle der menschlichen Schicksale in einer nicht nur die Oberfläche berührenden poetischen Darstellung vorzuführen unternimmt. Wir möchten wohl auch fragen, ob eine bloß vom Geiste des Irdischen beherrschte Natur so zu handeln im Stande wäre, wie Friß Hellborn es thut? Wir hoffen D. Verbeek in nicht allzu ferner Zeit wieder zu begegnen, wünschen aber vor allem, daß er sein Talent reifen lasse und nicht durch rasche Produktion schädigen möge. H. D.

---

# Beilage

zur

## Baltischen Monatschrift.

---

**Juni 1896.**

---

Inhalt: Um ein Stückchen Sammt. Littauische Erzählung von Herbert Rivulet (Baronin Gabriele von Schlippenbach).

Kunstbriefe. IX. Von J. Norden.

Litterarische Streiflichter. Von H. D.

Die Vier-Kleur von Transvaal. Nationalhymne der Buren. Uebersetzt von Guido Eckardt.

---

**Nachdruck verboten.**

---



## „Um ein Stückchen Sammt“.

Littausche Erzählung

von

Herbert Rivulet. (Baronin Gabriele von Schlippenbach.)

Nachdem ich mein letztes, juristisches Examen als Kandidat gemacht, führte mich mein Schicksal weit fort von der freundlichen Stadt am Embach, ich wurde als Angestellter beim Friedensrichter nach dem littauschen Städtchen K. verschlagen, welches unweit Rowno's an der Eisenbahnstation gleichen Namens liegt.

Ich kam früh morgens an und fragte, ob es ein einigermaßen brauchbares Fuhrwerk gäbe, das mich weiter befördern könnte, denn der Ort meiner Bestimmung lag nicht nahe von der Station, vielmehr zwei Werst davon entfernt. Ein littausches Bauernwägelchen mit einem wohlgenährten Braunen fand sich alsbald ein und nachdem mein Mantelsack zu dem Kutscher auf den Vorderitz gehoben und ich selbst auf dem Sack hinter ihm Platz genommen, ging es in schlankem Trabe dem Städtchen zu.

Wir, der in Livland groß geworden, fiel die häßliche Tracht meines Koffelenters auf. Er trug großkarirte, bunte Weinkleider aus grobem Stoff, einen hellen Rock aus grauem Wand, der an der Taille angeschlossen, und eine blaue, abgetragene Tuchmütze, um den Hals einen gelb und rothen, langen Shawl. Das Gesicht des Mannes war ebenso unschön, wie seine Kleidung, schlichtes, blondes Haar hing ihm bis auf den Kragen hinunter, die hellblauen Augen und knochigen Züge verriethen auf den ersten Blick seine Herkunft. Kurz vor K. drehte er sich um und fragte mich in

einer breiten, unmelodischen Sprache etwas, wobei er mit dem Stiel seiner Peitsche auf das Städtchen deutete.

Ich verstand keine Silbe und schüttelte den Kopf, erkundigte mich darauf in russischer Sprache, was er sagen wollte. Er begriff es und wiederholte nun in entsetzlichem Russisch noch ein Mal die vorhin gestellte Frage, aus der hervorging, daß er wissen wollte, wo ich abzustiegen gedente.

„Giebt es ein Gasthaus in R.“, lautete meine Erkundigung, „dann bringe mich dorthin“.

Er nickte und rief stolz: „Ja, Pan, Hotel de l'Europe“. Das Wort war so entstellt, daß ich einige Mühe hatte es zu erkennen. Bei der zweiten Wiedergabe desselben begriff ich es erst.

„Nun gut, so bringe mich dorthin“, befahl ich und mit halbsprechender Eile rasselte mein Fuhrwerk über das holperige Straßenpflaster, durch die noch stille Stadt. Sie bestand aus Holzhäusern und ziemlich ärmlichen Hütten. Ich habe im Lauf der Zeit viele Orte und Strecken Littauens kennengelernt, sie gleichen sich alle in ihrer Häßlichkeit, Unsauberkeit und Einfachheit. Weitgedehnt liegen sie da, von Gärten und Kartoffeläckern umgeben, viele Straßen sind ungepflastert, im Sommer herrscht ein widerlicher Staub, im Herbst und Frühling fußhoher Schmutz auf ihnen. Schweine, Federvieh, Hunde, Katzen und zerlumpte Kinder treiben sich auf ihnen umher und stieben auseinander, wenn man naht. R. zählt indeß noch zu den besseren Städtchen des Landes und hat jetzt ungefähr 10,000 Einwohner, die meist aus Juden bestehen.

Im 17. Jahrhundert gehörten Schloß und Flecken den Fürsten Radziwill; ein herrlicher, alter Park umgiebt das Schloß, das in den Besitz des bekannten Grafen R. übergegangen ist, dessen Wittve es in den Sommermonaten bewohnt. „Hotel de l'Europe“, las ich vor dem Hause, an dem mein elegantes Fuhrwerk nach etwa halbstündiger Fahrt hielt. Der hochtrabende Name paßte wenig zu dem Gebäude und der jüdische Wirth, der mir mit kriechender Höflichkeit entgegenkam, sah nicht eben einladend aus.

„Herr Baraun“, redete er mich mit tiefen Bücklingen an, „Sie finden bei mir ein feines Logis, die Herrn Offiziere von

der reitenden Artillerie und die Herrn vom Gericht speisen oft hier. Sind lauter nobele Menschen, die etwas davon verstehen, Herr Baraun“. (Herr Baron). Er warf sich stolz in die Brust. Nach einigem Hin- und Herreden wies man mir ein Zimmer an, in dem ich die erste Nacht in erbittertem Kampf mit allem möglichen Ungeziefer verbrachte; ich zog es vor das „Hotel de l'Europe“ in Zukunft zu vermeiden und mir eine Privatwohnung zu miethen.

Ich gehe über die erste Zeit meines Aufenthaltes in R. hinweg, nur so viel will ich bemerken, daß ich mich eifrig mit dem Erlernen der littauschen Sprache beschäftigte, die mir von Nutzen sein mußte. — In meinen Mußestunden streifte ich durch das Städtchen und seine Umgebung, es hat mich immer angezogen, Land und Leute kennen zu lernen, den alten Sagen und Traditionen nachzuforschen, deren volkstümliche Poesie einen eigenen Zauber für mich hat.

Der Tsche Park stand eben im bunten Herbstschmuck, ich fand ihn überraschend schön und gepflegt.

Gleich in den ersten Tagen fiel mir eine Kirche in R. auf, die geschlossen stand. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, es sei eine reformirte Kirche, die Fürst Radziwill erbaut, als er mit seiner Familie vom Katholizismus zu dieser Religion übergetreten war. Er selbst liege mit den Gliedern seines Hauses einbalsamirt im Gewölbe und da die Särge nicht geschlossen seien, könne man die Deckel leicht abheben und die Todten sehen.

Eine rastlose Neugier trieb mich dorthin und eines Tages richtete ich wieder meine Schritte zu dem einsamen Gotteshause, über dem ein geheimnißvolles Dunkel für mich zu herrschen schien.

Die Kirche steht innerhalb des Städtchens, vielleicht tausend Schritt vom Ufer des Flußes Newjassa entfernt; der Stil ist halb gothisch, halb Renaissance, sie hat keinen Glockenthurm; derselbe steht getrennt nebenbei. Die Kanzel, überhaupt alles Holz, ist von Eichen, mit eingelassenem Golde verziert, die Wände sind schlicht weiß getüncht. Am Ende der Kirche befinden sich große Stühle mit dem Wappen der Fürsten Radziwill, und an der einen Wand hängt eine Tafel aus Stein, auf der in lateinischer Sprache die Einführung der Reformation und die Erbauung der Kirche verzeichnet sind. Man erzählte mir später,

daß nur noch wenige Reformirte in K. leben und nur einige Mal im Jahr ein Prediger hier Gottesdienst abhält.

Ein alter Mann, der in der Nähe wohnte, folgte mir und meinem Führer, er humpelte an einem Stock hinter uns her und redete mich an.

„Aha, Sie besuchen dem Radziwill seine Kirche, ist ein schönes Ding, schade, daß hier keine Messe gelesen wird“.

„Wann lebte Fürst Radziwill?“ fragte ich.

„O, das ist lange her, sehr lange“, erwiderte mein Begleiter, „er wurde am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erschlagen, so um das Jahr 1615 herum“.

„Wie?“ fragte ich „wer hat das gethan?“

„Sein Diener, der Anton, der hat es ihm heimgezahlt, daß er den Kezerglauben annahm“.

„Es geschah ihm Recht“, murmelte der alte Littauer, „er war doch als guter, katholischer Christ geboren und getauft“.

Der Alte bekreuzigte sich und fuhr schwachhaft fort: „Es heißt, seine Verwandten hätten den Anton bestochen, er war ein strenger Herr und bei den Leuten verhaßt, da hat er es abbekommen“.

„Sie können den Radziwill sehen, Herr“, warf mein Führer ein, „er liegt drunten im Gewölbe, die Wunde ist deutlich zu sehen, die ihn tödtete. Allerdings sieht er etwas braun und verschrumpft aus nach mehr als 200 Jahren, ist aber sonst wohl erhalten“.

Nun regte sich meine Neugier erst recht und ich beschloß, mich durch den Augenschein zu überzeugen, deshalb bat ich den Mann mir das Grabgewölbe zu erschließen.

Ein tiefer Schauer durchrieselte mich, als ich mit meinen beiden Begleitern die Steinstufen hinabstieg. Eine dumpfe Luft schlug uns entgegen, durch ein kleines Fenster fiel das Tageslicht schräge hinein. Es genügte kaum, um mich die Gegenstände erkennen zu lassen.

In der Mitte stand des Fürsten Sarg, mehrere kleine und große befanden sich in den Nischen und Wänden.

„Das ist dem Radziwill sein letztes Haus“, sagte mein Führer, „wollen Sie ihn sehen?“

Als ich bejahte, hob er mit dem alten Littauer den Deckel ab, dann entzündete er ein Lichtstümpfchen und befestigte es in

dem Leuchter, der zu Häupten des Todten stand. Mit leicht begreiflichem Grauen ruhten meine Blicke auf der Gestalt, die lang gestreckt dalag.

Also das war der Fürst Radziwill gewesen, dieser so friedlich Schummernde, mit den noch wohl erhaltenen Zügen! — Die mächtige Hakennase trat scharf aus dem verwitterten Gesicht hervor; über die kahle Stirn lief ein klaffender Spalt, der von dem Todesstreich des eigenen Dieners herrührte, der zum Mord gedungen ward. Dieser heimtückische Streich hatte den stolzen Mann darnieder gestreckt, wie der Blitz die königliche, starke Eiche. — Die Leiche war mit schwarz sammtenen Kniehosen und seidenen Strümpfen bekleidet, ein Rock mit reicher Stickerei war von demselben Stoff und derselben Farbe wie die Beinkleider. Die wachsbleichen Hände lagen auf der Brust gefaltet. Ein herrlicher tief violetter Sammtmantel umhüllte den Todten. Ich stand lange in Betrachtung der fürstlichen Leiche, die merkwürdig frisch und gut erhalten war. Das seltsame Gebahren des alten Littauers weckte mich aus meinem Sinnen. Er kauerte auf den Fliesen des Gewölbes und betrachtete aufmerksam den Mantel des Fürsten, dann hob er ihn am Fußende auf und zog etwas heraus.

„Es ist alles in Ordnung“, flüsterte er mir zu.

„He, Alter, thut Eure Hände weg!“ rief mein Führer rauh, „laßt den Radziwill in Ruhe“.

„Sehen Sie, Pan“, fuhr der Gescholtene geheimnißvoll fort, „hier fehlt ein Stück Sammt, und hier das zweite“.

Er hob die Decke und zeigte sie mir. In der That, zwei Stücke waren aus ihr geschnitten, sie mochten etwa eine halbe Elle lang und etwas breiter sein.

„Wer hat das gethan?“ fragte ich gespannt.

„Der Dissip Stankeitis weiß es, der Dissip Stankeitis weiß es“, sicherte der Littauer, „ihm hat es die Großmutter erzählt, es ist eine alte, alte Geschichte und alles um ein Stückchen Sammt, lieber Pan“.

„Er ist nicht recht bei Sinnen“, raunte mir mein anderer Begleiter zu. „Na, Alter, was kuckt Ihr denn da wieder an?“

„Seht her, das ist das Hemdlein, das die fromme Barbara dem Radziwill heimlich gestrickt hat,“ sagte der Bauer.

Er hielt ein grob gestricktes Gewebe in der Hand.

Der erzürnte Führer nahm es ihm heftig fort und legte es in den Sarg hinein.

„Schweig, Dummkopf“, herrschte er ihn an, „helfst mir lieber den Deckel schließen. — So, — nun kann der Fürst wieder ungestört schlafen“.

Ich trat in die stille Kirche zurück. Das Abendroth fiel durch die buntgemalten Fenster, es ließ noch ein Mal die schlichte Ausstattung des reformirten Gotteshauses vor meinen Augen aufleuchten. Eine tiefe Schwermuth lag auf der Kanzel, auf dem Altar und den Stühlen der fürstlichen Familie, deren Oberhaupt erschlagen drunten ruhte.

Draußen dunkelte es schon, als ich durch das hohe Portal schritt, ich sog gierig die frische Herbstluft ein. Mir war seltsam erregt zu Muth, die Majestät des Todes hatte mich tief erschüttert, mir das Nichtige unseres Erdendaseins vor Augen geführt. Ueber den Glockenthurm zog eine Schaar Krähen, weich und leise sank die milde, dunkle Nacht, die Erde wie in einen Samtmantel einhüllend.

Wie ein Samtmantel! — — Mir fiel plötzlich der Vorgang in der Kirche ein, die beiden fehlenden Stücke in dem Leichenschmuck des Radziwill, das seltsame, wollene Hemdlein zu seinen Füßen und des alten Littauers geheimnißvoll gemurmelte Worte, „um ein Stückchen Sammt“. — Was mochten sie wohl bedeuten? Wer hatte den Raub begangen, wer das grobe Hemdlein gearbeitet?

Die beiden Andern hatten gleichfalls die Kirche verlassen, ich drückte dem Führer ein Trinkgeld in die Hand und entließ ihn. Dann folgte ich dem alten Bauern in seine niedere Hütte, in der Absicht von ihm die Geschichte zu hören, die meine Neugier erregt hatte. Alle meine Bitten vermochten ihn nicht, den Schleier zu heben, er lachte höhnisch und sagte nur: „Verstehe nichts“.

Dabei blieb er verstockt. In der That war meine Kenntniß der littauischen Sprache damals noch so mangelhaft, daß ich eine längere Unterhaltung schwer beherrschen konnte. Ich nahm mir daher vor, meine Studien weiter fortzusetzen und die Freundschaft des Ossip Stankeitis zu gewinnen.

Die nun folgenden Wochen benutzte ich dazu, die Sprache des Volkes mir anzueignen und da ich schnelle Fortschritte machte, verstand ich bald alles, wenn mir selbst auch noch oft Worte fehlten, um die eigenen Gedanken auszudrücken. Es zog mich häufig zu der stillen Kirche hin, deren verschlossene Thür jetzt selten geöffnet wurde, wenn der reformirte Prediger die kleine Gemeinde um sich versammelte.

Einmal hatten die Flügel ihres Portales weit offen gestanden, die buntgemalten Scheiben hatten ihr Licht auf die allsonntäglich erscheinenden Glieder der fürstlichen Familie geworfen, von dem Glockenthurm rief die helle Stimme der Glocke weit über Land, damals als der Radziwill noch Besitzer K.'s gewesen und den Keberglauben angenommen mit seiner Familie. Und nun lag er in dem Gewölbe und das Gotteshaus war geschlossen, eine düstere Poesie breitete sich darüber, die Jahre zogen dahin, ihre Spur auf den verwitterten Mauern zurücklassend!

Durch kleine Geld- und Tabackspenden machte ich den alten Littauer zutraulich; nach und nach erzählte er mir, was ich zu erfahren trachtete. Ich will hier kurz zusammenfassen, was er mir mit vielen Abschweifungen mittheilte und ergänze die Lücken, die in des Halbkindischen Erzählung sich einfanden. Da die Hauptthatfachen ihm frisch im Gedächtniß erhalten geblieben, werde ich wohl den richtigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Begebenheiten ziemlich genau errathen haben. Ich will die einfache Dorfgeschichte, die halb Sage, halb Wirklichkeit sein mag, hier niederschreiben und sie „um ein Stückchen Sammt“ benennen.

„Das Städtchen K. war zur Zeit meiner Großmutter noch ein elendes Ding“, fing Stankeitis an, „eigentlich nur ein großes Dorf, das fern von dem Verkehr der großen Städte lag und schwer zu erreichen war. Meine Ahne, die Großmutter der meinigen, lebte zu der Zeit des Radziwill um 1620 in K., welches damals ein Fürstenthum war, nebst Lobti und Datnoß, zwei Besitzungen, die 25 Werst entfernt liegen. Wenn der Radziwill zu den Jagden seine vornehmen Gäste empfing, dann herrschte buntes Leben im Flecken, die reichen Kavaliere zogen mit Rossen und Gefolge auf's Schloß, schöne Damen begleiteten sie und das Hifthorn tönte in den Wäldern, der Schwarm der fürstlichen Freunde und Jagd-

genossen ritt durch die Straßen, von den Bauern bewundert und begafft.

Meine Mhne lebte mit ihrer alten Mutter etwas außerhalb K.'s, in einem armseligen Lehmhüttchen. Die beiden Frauen ernährten sich kümmerlich aber rechtschaffen, und während die ältere Frau spann und webte, streifte ihre Tochter durch Wald und Feld, sammelte Beeren und Kräuter, Pilze und gefallenes Holz. Aus den Kräutern kochte die Martha Jurkschuß heilkräftige Arzneien und Salben, welche die Bauern ihr abkauften. Die Beeren und Pilze brachte Barbara, so hieß meine Mhne, in den Flecken zu den reichen Lohgerbern, von denen um diese Zeit gegen dreihundert in dem Flecken lebten. Das Leder wurde später nach Deutschland gebracht und dort für schweres Geld eingetauscht.

Sie soll sehr hübsch gewesen sein, die Barbara, und fromm und arbeitsam war sie auch. Neben dem Häuschen der beiden armen Frauen lag die Wiese des wohlhabenden Wirthes Peter Aufschkinis. Sein Sohn war der Spielgefährte der kleinen Littauerin, damals, als sie noch die Gänse des Nachbarn hütete. Oft schlich der gutherzige zwölfjährige Junge zu dem achtjährigen Mädchen hinaus, das hungrig und frierend ihren Dienst verrichtete, er steckte ihr zuweilen einen Apfel oder ein Stück Brod in die Hand oder jagte sich mit ihr umher. Er quälte sie aber auch, riß sie an den blonden Zöpfen oder schlug sie, wenn sie ihm nicht folgte und die ihr anvertrauten Gänse nicht im Stich ließ, um mit ihm zu spielen. Trotzdem waren sie die besten Freunde.

Als Barbara dreizehn Jahre zählte, starb ihre Mutter. Die Waise zog fort, weit nach dem Wilna'schen Gouvernement und lange hörte man nichts von ihr im heimathlichen Dorf. — Der Radziwill erbaute inzwischen die Kirche und trat mit großem Pomp zur reformirten Religion über. Sein Diener, der Anton erschlug ihn und er wurde in dem Gewölbe beigesezt, nachdem er kunstvoll einbalsamirt war. K. war wenig verändert, als meine Mhne nach sieben Jahren den Ort wieder sah. Sie kniete am Grabe ihrer Eltern und betete andächtig ihren Rosenkranz, dann ging sie ihr Häuschen aufsuchen. Sie fand es nicht mehr, der Nachbar, Peter Aufschkinis, hatte es niedgerissen, als er das kleine Grundstück kaufte.

Der Littauer hegt eine zähe Anhänglichkeit für die Scholle, die ihn geboren und groß gezogen hat, und so wünschte Barbara sehnlichst in K. einen Dienst zu finden. Sie verdingte sich bei einem Wirth in der nächsten Nähe des Fleckens, dessen todtkrankes Weib der Pflege bedurfte. Die drei kleinen Kinder des Ehepaars gingen bald mit Liebe an der neuen Magd, die sie freundlich wartete und den Hausstand trefflich besorgte.

Oft hörte sie von ihrem früheren Kindheitsgespielen, dem Peter Aufschkinis, sprechen. Er war seit dem Tode seines Vaters Herr in dem Gesinde, das er von dem Fürsten Wladislaw Radziwill in Erbpacht hatte. Der Sohn des erschlagenen Radziwill war ein gütiger Herr, der seine Leibeigenen liebte und Gutes that. Er lebte fast immer in Warschau und kam selten nach K.; kürzlich hatte er sich mit Anna von Treiden verlobt, einer Livländerin von altem Adel.

Barbara erfuhr, daß Peter auf Freierrfüßen stand; es hieß, daß er zwischen zwei jungen Mädchen schwankte, der Tochter des reichen Lohgerbers Michael Mediski, der Bierenza, und der hübschen Josefa, deren Vater ein freier Mann war und das Amt eines Ältesten in K. vertrat. Beide, sowohl Bierenza, wie auch Josefa wollten dem stattlichen Burschen wohl und wetteiferten darin, wer von ihnen sich am schönsten schmücken werde, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Peter war sehr wetterwendisch in seiner Gunst, bald zeichnete er Josefa beim Tanz im Krug aus, bald reichete er Bierenza das Weihwasser beim Ausgang aus der Kirche und geleitete sie nach Hause. Die Nebenbuhlerinnen haßten sich ehrlich und keine ließ der Andern ein gutes Haar.

Bisher hatte Barbara Peter Aufschkinis nur von Weitem gesehen; sie war so vielbeschäftigt, daß sie nicht Zeit hatte, sich an den Zusammenkünften der Jugend und an ihren Vergnügungen zu betheiligen.

„Guten Abend, Barbara“, sagte eine männliche Stimme, als sie mit den drei kleinen Kindern des Bauern auf der Wiese hinter dem Hause war und eben im Begriff stand die Kühe zu melken.

Sie blickte auf und trat an den Zaun aus Strauchgeflecht, der das Anwesen ihres Brodherrn von dem des Nachbarn trennte.

Peter stand dort und sah zu ihr hinüber, die kurze Pfeife im Munde, die Hände in den Rocktaschen.

„Bist also wieder nach K. zurückgekommen“, sagte er, „wo warst du denn so lange?“

Sie deutete mit der Hand nach rechts.

„Drüben im Wilnaschen“, gab sie zur Antwort.

Die Unterhaltung stockte, der Bursche rauchte gemächlich und sie hob das jüngste Kindchen auf den Arm, das zu ihr hinanstrebt, einen kläglich bittenden Laut ausstoßend.

„Hast du es gut bei dem Meschniakus?“ fragte er in seiner kurzen Art.

Barbara nickte.

„Die Bäuerin ist krank“, erwiderte sie, „mich dauern die drei kleinen Kinder“.

„Er kann dich heirathen, wenn sie todt ist“, versetzte Peter trocken.

„Das könnte schon sein“, gab sie ebenso zurück.

„So“? — der Kopf des jungen Littauers fuhr heftig auf.

„Bist wohl deshalb bei ihm?“ höhnte er, „na, ich hab' nichts dagegen“.

Er wandte sich ab und Barbara ging wieder an ihre Arbeit. Sie sang dabei leise ein altes, littauisches Volkslied:

„Ging auf der Wiese, Blumen zu pflücken,

„Kam da mein Liebster und kannte mich nicht.

„Wollte den Strauß wilder Blüthen ihm reichen,

„Er aber blickte mir fremd in's Gesicht.

„Ging an den Fluß, um Wasser zu schöpfen,

„Rufet der boshafte Mir mir dort zu:

„Liebe und Treue sind eitele Worte,

„Komm zu mir nieder, hier findest Du Ruh!“

\* \* \*

Am nächsten Sonntag ging Barbara zur Messe und kniete wieder in der schlichten Kirche, wo sie so oft als Kind neben ihrer Mutter gebetet hatte.

Sie blieb nicht mit den Uebrigen nach Schluß des Gottesdienstes vor der Kirche stehen, um sich die Tische zu betrachten,

auf denen Rosenkränze, Heiligenbilder, Krutzifixe und Weihwasserfesselchen feilgeboten wurden. Der Bauer trieb zur Eile, seine Frau war kränker geworden in den letzten Tagen und Barbara jeden Augenblick nöthig.

„Die werden gewiß ein Paar, wenn die Meschninkus erst gestorben ist“, hieß es überall; „hübsch ist die Dirne und fleißig und geschickt“.

„Aber blutarm“, warf Josefä spiz darein, „sie kann froh sein, wenn sie sich in solch' warmes Nest setzt“.

„Ja, sie versteht mehr als du“, höhnte Wierenza giftig, „du pudest dich nur; alle Sonntage ein neues, seidenes Kopfstuch. Aber ich sage dir, ich werde dich doch noch übertreffen, zum Frohnleichnamsfest, da ist die große Prozession um die Kirche, — na, ich will nichts weiter sagen“.

„Thu nur nicht so vornehm!“ rief Josefä, „man weiß, daß es deinem Vater seit einiger Zeit nicht besonders gut geht; ich möchte wissen, wo du immer die schönen Sachen herbekommst?“

Beide Mädchen sahen sich gereizt an.

Peter stand dabei und schmunzelte. Unwillkürlich dachte er an ein anderes Gesicht, das sanft und freundlich zu ihm aufgeschaut. Dort drüben auf der Wiese des Meschninkus hatte sie gestanden, ein kleines Kind in den Armen. „Wie die Madonna am Hochaltar“, meinte er. Heute begleitete er keine seiner beiden Verehrerinnen, er nickte ihnen kurz zu und trat an einen Tisch. Dort wählte er lange unter den umherliegenden Gegenständen, kaufte etwas und barg es in der weiten Tasche seines Rockes.

Am Nachmittage stand er wieder am Zaun und wartete auf Barbara, aber sie kam nicht und enttäuscht ging er in den Krug, trank mehr, als gut war und sprach lebhaft mit Josefä, Wierenza garnicht beachtend, welche sich vergeblich mühte seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Auch an den folgenden Tagen fehlte Barbara beim Melken der Kühe. Die Frau des Meschninkus lag im Sterben; am Donnerstag kündete die grelle Stimme des Todtenglöckleins ihr Ableben.

Bei der Beerdigung sah Peter die Heimlichgeliebte wieder. Sie bediente die Gäste, die nach der Sitte des Landes reichlich bewirthet wurden.

„Sie thut schon, als sei sie hier die Hausfrau“, klatschten die alten Weiber, „und doch liegt die Martha Meschninkus noch in ihrem Sarge drüben in der Kammer“.

Peter hörte es und ergrimnte innerlich. Warum? — Er fragte es sich. Was ging ihn die arme Barbara an. Sie schien ihn gar nicht zu beachten und ein Mal, als er sie anredete, that sie, als ob sie es nicht hörte. Am andern Morgen sprach Peter sie aber doch.

Dieses Mal trafen sie sich am Fluß, wo die Littauerin Wäsche spülte. Er zog mit seinem Pfluge bedächtig die Furche im Acker zu Ende, dann trat er auf sie zu.

„Da“, sagte er, „das hab' ich dir gekauft, Barbara“.

Er hielt ihr einen kleinen Gegenstand hin. Es war eins jener bunten Bildchen, wie die Bauern sie gern haben und stellte die heilige Barbara vor.

„Für mich!“ rief sie erfreut, „o, Peter wie gut du bist“.

Sie wischte ihre nasse Hand ab und reichte sie ihm.

„Ich danke dir, mir hat noch nie Jemand etwas geschenkt“.

„Ich möchte bald eine Frau nehmen“, sagte Peter bedächtig, „welche meinst du soll ich wählen, die Josefina oder die Bierenza?“

Die Finger des Mädchens lösten sich aus denen des Burschen.

„Die, welche du liebst“, erwiderte sie einfach.

Er lachte, „das ist Nebensache, die welche am reichsten ist, meine ich“.

Sie schüttelte den Kopf.

„Du denkst nicht so? Nun, wirst du den Meschninkus auch nicht wählen, wenn du ihn nicht magst?“ fragte er lauernd.

„Nein“, kam es über ihre Lippen, dann sagte sie hastig:

„Ich muß in's Haus, die Kinder rufen gewiß schon nach ihrer Morgensuppe“.

Eilig verschwand sie hinter dem Weidengebüsch, Peter stand und sah ihr nach. Der Wind trug das alte Volkslied zu ihm hinüber:

„Ging auf der Wiese, Blumen zu pflücken“ . . .

Er laufchte dem immer weiter verhallenden Gesang. Bei der Strophe: „Liebe und Treue sind eitele Worte“, schlug er heftig mit der Faust auf einen umgestürzten Baum und rief: „Und ich werde dich doch noch heirathen, Barbara Jurkschuß!“ —

Der junge Fürst Radziwill war nach K. gekommen mit seiner schönen Braut. Die reformirte Kirche wurde gereinigt und geschmückt, denn seine Hochzeit sollte bald gefeiert werden.

Eines Abends ging Barbara an der Kirche vorbei. Die kleine Thür, die zu der Sakristei führte, stand geöffnet und sie schlüpfte hinein. Sie wollte das Gewölbe sehen, in dem der erschlagene Radziwill lag. Der Aberglaube des Volkes behauptete, er gehe als Geist um, wenn es wieder Vollmond sei und der Tag seines Todes sich nahe. Es war jetzt September, und Ende des Monates war es gewesen, als sein Diener ihn mordete. Unbemerkt gelangte die Littauerin hinein. Fast schrie sie laut auf, denn der Sarg stand offen da. Fürst Wladislaw wünschte, daß es so sei, bis er vermählt worden. Als fromme Katholikin verabscheute sie den Rezer, als gute Christin aber kniete sie nieder und betete ein Paternoster für den Todten. — Und noch etwas Anderes, Persönliches bewegte ihre Lippen: das heiße Flehen, die inbrünstige Bitte, sie mit Peter Aufschkinis zu vereinigen, denn die Liebe zu dem Gespielen ihrer Jugend war mächtig in ihrem Herzen erwacht. Plötzlich fuhr sie heftig auf, — Schritte näherten sich dem Grabgewölbe. — Sie duckte sich ängstlich hinter den Sarg der verstorbenen Tochter des Fürsten, der im Hintergrunde stand. Die nur leicht angelehnte Thür öffnete sich, ein Mädchen trat hinein, — es war Josefa. Ehen blickte sie sich um, — dann bückte sie sich über des Radziwill Leiche — und, — — Barbara hätte fast aufgeschrien, als sie sah, was die Littauerin that.

Sie hatte etwas Blankes in der Hand und schnitt ein Stück Sammt aus dem Mantel des Erschlagenen. —

Schnell entfernte sie sich alsdann mit ihrem Raube. Barbara war wie gelähmt, sie konnte kein einziges Glied bewegen und zitterte am ganzen Körper; still kauerte sie am Boden und wagte nicht aufzustehen. Wie lange mochte dieser Zustand gedauert haben? Waren es Minuten, waren es Stunden? —

Zuletzt ermannte sie sich und wollte fort, — fort von dem Ort, wo sie so Schreckliches hatte schauen müssen. Doch da, — abermals schlich es behutsam herbei, wieder ging die Thür: eine zweite weibliche Gestalt zeigte sich.

War es die Diebin Jolefa, die wiederkehrte, von Gewissensbissen gepeinigt? Brachte sie ihren Raub zurück, das entwendete Stückchen Sammt?

Nein, sie war es nicht, dieses Mal war es Bierenza. — — Barbara glaubte zu träumen, als sich genau derselbe Vorgang wiederholte und ein zweites Stück Sammt herausgeschnitten wurde. — — —

Als sie wieder allein war, erhob sie sich. Sie bückte sich und sah, daß zwei ziemlich gleiche Stellen in dem Mantel des Radziwill fehlten. Sorglich ordnete sie die schweren Falten, so daß man den Frevler nicht sah.

„Armer Fürst“, dachte das fromme Mädchen, „man hat dich bestohlen, ich will dir als Sühne ein wollenes Hemdlein stricken und es Dir in deinen Sarg legen, aber keiner lebenden Seele will ich es erzählen, es ist zu entsetzlich!“

Sie bekreuzigte sich und eilte hinaus, von abergläubischer Furcht geschüttelt, denn es war ihr, als verfolge sie der Todte, dessen Eigenthum geschändet worden war.

Der Diebstahl wurde nicht bemerkt, dank der Fürsorge Barbara's. Die Hochzeit des jungen Radziwill wurde glänzend gefeiert und als das Paar später am Sarge des Vaters kniete, ahnte es nicht, was hier vor einigen Tagen geschehen war.

Barbara war dagegen Tag und Nacht mit diesem Gedanken beschäftigt. Sie fand keine Ruhe, bis sie das dem Todten versprochene Hemdlein beendet, und da sie wenig freie Zeit hatte, saß sie des Nachts in ihrer Kammer und arbeitete rastlos, mit fliegenden Händen und klopfenden Pulsen. Der volle Mond schien hell zu ihr hinein und sie blickte dazwischen furchtsam hinaus. Kam der Radziwill nicht dahergeschritten, klopfte er nicht an ihr Fenster, forderte er sie nicht auf, als Anklägerin aufzutreten, ihm Recht zu schaffen, die Schuldigen anzugeben? —

„Du siehst krank aus, Barbara“, sagte der Wittwer, „arbeitest Du nicht zu viel?“

Und als sie verneinte, fuhr er fort: „Um Michaelis ist's ein halbes Jahr, daß die Bäuerin todt ist, was meinst du, willst du mich dann nehmen? die Kinder brauchen eine Mutter und das Haus eine Frau.“

„Nicht jetzt, es ist noch zu früh“, stotterte sie verlegen, dann eilte sie davon.

Sie stand wieder auf der Wiese und begoß das Linnen, das zur Bleiche gelegt war. — Ihr Kopf schmerzte, die Glieder waren ihr schwer wie Blei, — und das Herz erst recht, das lag ihr wie ein Stein in der Brust, denn es hieß, daß Peter Muschkinis sich nun bald mit einer seiner Verehrerinnen verloben werde. Barbara wollte dann fort, K. verlassen, einen Dienst weit von dem geliebten Geburtsort suchen, — denn — — — —

„Soll ich dir Wasser aus dem Fluß holen?“ unterbrach eine Stimme ihre traurigen Gedanken.

Sie wurde glühend roth und sagte kurz: „Kann's ja auch selber besorgen, Bauer“.

„Na, siehst nicht zum Besten aus“, brummte er, „gieb nur her!“

Er riß ihr fast den Eimer aus der Hand, füllte ihn am nahen Fluß und stellte ihn neben sie, dann sah er zu, wie sie das derbe Gewebe begoß.

„Warum kommst du nie zum Krüge wie die anderen Mädchen, bist wohl zu fein dazu, he?“

„Was soll ich dort?“ gab sie zurück, „willst du mit mir tanzen?“

„Ja. — Sonntag wird's hoch hergehen, alle die Nachbarn kommen zum Frohnleichnamsfeste nach K.“

„Auch die Josefa und die Bierenza werden wohl bei der Prozession zugegen sein? Die bösen Dirnen, die“ —

„Bist wohl eifersüchtig?“ lachte er.

Barbara erbleichte, fast wäre ihr das streng gehütete Geheimniß entschlüpft.

„Sind ein Paar schmucke Mädchen alle beide“ versetzte Peter, „welche meinst du gefällt mir besser?“ — „Die Josefa wahrscheinlich, die hat es allen Burschen in K. angethan“.

„Nein, die nicht“.

„So ist es Bierenza“, kam es fast unhörbar über Barbaras Lippen.

„Nein, auch die meine ich nicht. Weißt du es denn nicht?“

Er kauerte neben ihr und wollte den Arm um sie legen, da stürmten die beiden Buben des Meischninkus über die Wiese, nach ihrer Pflegerin rufend.

Sie tauschten nur einen flüchtigen Händedruck, ehe die Knaben sie erreichten.

„Also Sonntag“, sagte Peter bedeutungsvoll und die junge Littauerin nickte.

„Wie lege ich dem Radziwill das Hemdlein in seinen Sarg?“ dachte sie und arbeitete eifrig Nacht für Nacht an dem frommen Liebeswerk, obgleich sie sich sehr krank fühlte.

Die Frohnleichnamsprozession fand statt, Barbara folgte ihr andächtig. Sie schaute vergeblich nach den beiden Rivalinnen um Peters Gunst aus, erblickte sie aber nicht in der Menschenmenge.

Am Nachmittage zog sie ihren Sonntagsstaat an, den groß karirten, faltigen Rock der Weiber ihres Stammes, die derben Lederschuhe und die hellgraue Jacke aus selbstgewebtem Wand. Sie betrachtete kopfschüttelnd die Einfassung derselben aus verschossenem Sammt, auch das Kopftuch bestand nur aus einem einfachen, wollenen, großgeblumten Stoff.

„Wird Peter mit mir tanzen, wird er sich meiner nicht schämen“, dachte sie, „ich bin so ärmlich gekleidet“.

Sie fühlte sich eigentlich recht unwohl, hatte sie doch die ganze Nacht an dem Hemde gearbeitet; nun war es fertig und lag in dem roth und blau bemalten Holzkasten, in dem sie ihre geringe Habe barg. Sie preßte die Hand an die hämmernde Schläfe, der Kopf brannte, ein Schwindel packte sie, fast bewußtlos lehnte sie einen Augenblick gegen den Pfosten ihres Bettes.

— Im Kruge quiekte bereits die Fiedel des lahmen Stasi und der Baß, den der Schmied K's. spielte, brummte darein, als Barbara in den Krug trat. Das erste, große Zimmer war mit Bauern gefüllt, die rauchend und trinkend auf den langen Bänken an den Wänden saßen. Ein dicker Tabacksqualm schlug der Eintretenden entgegen und raubte ihr den Athem.

„Ob Peter schon da ist?“ dachte sie und setzte sich bescheiden in eine Ecke, „und ob Josefina und Bierenza kommen werden?“ Sie hob die Augen und sah wie beide Mädchen aus dem Nebenzimmer kamen, sie waren in heftigstem Wortwechsel. —

„Beide waren sehr gepußt und obgleich sie die landesübliche Kleidung trugen, war dieselbe aus feineren Stoffen. Ein großes,

buntseidenes Tuch lag um ihre Schultern und die Jacke, — die Jacke — !! —

Barbara starrte mit weit aufgerissenen Augen hin. Das also war der Zweck des Raubes an dem Radziwill. Mit einem Streifen des köstlichen, violetten Sammt waren sowohl Josefa's wie auch Bierenza's Sonntagsjacke besetzt.

„Du bildest Dir wohl ein, daß du heute alle Köpfe verdrehen wirst“, freischte Josefa, auf ihre Feindin eindringend, „darum hast du dich so aufgedonnert“.

„Mein Vater kann es“, gab Bierenza giftig zurück, „während man bei dir staunt, wo der Staat herkommt“.

Peter stand dabei und hörte phlegmatisch zu. Seine Augen irrten suchend umher, endlich fand er Barbara und schritt auf die dunkle Ecke zu, in der sie saß.

Die Streitenden sahen ihm verblüfft nach, folgten aber doch der Aufforderung zweier jungen Burschen, die mit ihnen tanzen wollten.

Als sie bei Barbara vorbeikamen, ertönte ein schriller Schrei: „der Radziwill, der Radziwill! Sie haben den Sammt von seinem Mantel gestohlen, ich sah es. Jetzt tanzt er hinter ihnen her und will sie erdroßeln, da — er streckt den Arm nach ihnen aus, — er packt sie am Halse, — o weh! o weh!“ —

Alle blickten voll Entsetzen zu der Rufenden hinüber, die bewußtlos zusammenbrach. Die Musik verstummte, die Menschen drängten sich herzu, Peter hob Barbara auf die Arme und trug sie in sein Haus, das ganz nahe lag; die beiden Schuldigen aber standen bleich und zitternd da und sahen wie das böse Gewissen selbst aus.

Und jetzt fiel es den Bauern auf, wie köstlich die Worte an den Jacken der Mädchen war. Solchen Sammt gab es weit und breit nicht, das war ächter Fürstensammt, wie ihn der Radziwill als Leichenschmuck trug. — Schnell liefen einige neugierig zur Kirche und untersuchten den Mantel des Todten, — es fehlten richtig zwei Stücke daraus. Da wurden die beiden Diebinnen eingesperrt und der junge Fürst Bladislav von dem seltsamen Vorfall unterrichtet. Barbaras Fieberreden schilberten den Hergang genau, sie hat immer wieder, das von ihr gestricke Hemdlein dem

Radziwill in den Sarg zu legen, als Ersatz für den Raub, der an ihm begangen war.

Man fand Josefa in ihrem Kerker erhängt, da sagten die abergläubischen Littauer: „das hat der Geist des Erschlagenen gethan, er hat sich gerächt.“

Noch schlimmer erging es Bierenza. Die Angst vor der harten Strafe zerrüttete ihren Geist, sie war wahnsinnig geworden.

Das Hemdlein der frommen Barbara hat der junge Fürst eigenhändig in des Vaters Sarg gelegt, dort könnt Ihr es noch heutigen Tages sehen, schloß der Littauer, es liegt zu seinen Füßen. — Der Peter Muschkinis heirathete Barbara Jurkschuß, die reichlich von der Radziwill'schen Familie ausgesteuert wurde und das Gefinde geschenkt erhielt. So lautet die wunderbare Geschichte, lieber Pan“.

Ich danke ihm und habe mich später überzeugt, daß der frommen Barbara Liebeswerk in dem Sarge liegt. Ich betrachtete es voller Interesse, desgleichen die beiden fehlenden Lücken in dem violetten Mantel. „Um ein Stückchen Sammt“, hatten die beiden Mädchen sich vergangen, war Barbara reich und angesehen geworden. Was Wahrheit, was Dichtung sein mag, wer kann es sagen? —

Die alte, stille Kirche steht da im Wechsel der Jahre. Es heißt, daß sie dem orthodoxen Kultus geöffnet werden soll. Der Radziwill ruht in seinem Gewölbe von seinem bewegten Leben aus. Und die Wolken eilen über das Dach des von ihm erbauten Gotteshauses, die Sonne spiegelt sich in den bunten Fenstern, Mond und Sterne ziehen darüber hin, wenn die Nacht friedlich über die schlummernde Erde niedersinkt.





## Kunstbriefe.

### IX.

Nicht bloß die jetzigen „ältesten Leute“, sondern auch die demnächst darauf Anspruch erhebenden Bewohner der deutschen Reichshauptstadt erinnern sich oder werden sich erinnern können, je eine derartige erste Maihälfte erlebt zu haben. Jene nicht, weil hier zur Abwechslung einmal diese ersten Maiwochen einem nordischen Oktober glichen; diese nicht — nun diese deswegen nicht, weil sie, wofern Stand und Beruf dazu Anlaß gab, kaum jemals sonst soviel Fest- und Zweckessen mitgemacht, soviel stolze selbstbewußte Reden und begeisterte Trinksprüche gehört, gelesen, vielleicht auch selbst gehalten haben.

Ein eisenfester Wagen, ein nervenstarker Kopf, eine geschmeidige Kehle gehörten dazu, um das auszuhalten, für alle diejenigen, die Alles mitmachen mußten.

Am 1. Mai fing es an mit der Eröffnung der unfertigen Gewerbe-Ausstellung, am 2. Mai erfolgte die Fortsetzung mit der 200jährigen Jubelfeier der Akademie der Künste und am 3. Mai war es mit der Eröffnung der großen Internationalen Ausstellung noch nicht zu Ende. Bei Leibe nicht. Denn jedes einzelne dieser Daten war nur der Ausgangspunkt einer ganzen Reihe von Festen in den betreffenden „Interessenten-Kreisen“, wie der herrliche Berliner Ausdruck hierfür lautet.

Bei allen drei Gelegenheiten war auch Kaiser Wilhelm II. dabei. Mit ganzem Herzen vielleicht nur am 2. Mai. Wenigstens ergriff er selbst das Wort nur an diesem Tage. Man konnte so drei Tage nach der Reihe einen guten Theil der Hofgesellschaft und der höchsten Regierungsbeamten besternt und goldgestickt bei einander sehen: unter der riesigen, ungemein stilvoll ausgestatteten Riesenkuppel des Haupt-Industriegebäudes im Treptower Ausstellungspark; im herrlich geschmückten Rundsaal des Alten Museums; im prunkvollen Ehrensaal des Kunstpalastes beim Lehrter Bahnhof . . . .

Natürlich fällt es mir nicht ein, Ihnen alle diese Festlichkeiten zu schildern. Ich kann wohl sagen — Gott sei Dank ist das nicht meine Aufgabe. Wahrscheinlich haben Sie auch schon bis zum Ueberdruß davon gelesen . . . .

\* \* \*

Aber bei der Feier, oder beim Gegenstand der Feier vom 2. Mai, dem Jubiläum der königlichen Akademie der Künste und der bei ihr bestehenden Hochschule für bildende Künste — ein Jubiläum, das genau eine Woche hindurch gefeiert wurde — muß ich sozusagen ex officio verweilen. Gern gäbe ich Ihnen einen kurzen historischen Ueberblick über die Entwicklung dieser Akademie, von den Tagen des prachtliebenden Königs Friedrich I. an, der, dem Vorbilde des Roi Soleil in Versailles folgend, für seine Hauptstadt eine Kunstakademie für nothwendig erachtete, bis in unsere Tage hinein, wo Kaiser Wilhelm II. soeben in seiner Festansprache auf ihre kunsterzieherische Bedeutung hinwies und mit großem Nachdruck gegen die modernen Richtungen Stellung nahm. Jedoch — das würde mich heute viel zu weit führen.

Nur soviel: glückliche Tage hat die zwei Jahrhunderte alte Akademie im Ganzen nur herzlich wenige gesehen: im vorigen Jahrhundert eigentlich nur unter ihrem Stifter und allenfalls wieder erst in dem letzten Jahrzehnt; in diesem vorübergehend unter Friedrich Wilhelm III. und dann seit 20 Jahren, wo sie im J. 1875 einer gründlichen Reorganisation unterworfen wurde und an die Spitze der Hochschule als Direktor Anton v. Werner

trat. Und doch erhielt sie sich und doch standen mitunter Männer an ihrer Spitze, wie Johann Gottfried Schadow und Daniel Chodowiecki . . . . Eine wirklich führende und leitende Rolle hat sie allerdings nur sehr selten gespielt. Darin ging es ihr nicht anders, als den meisten Akademieen. Die Kunst will Freiheit zur vollen Entwicklung und auch das liberalste akademische Statut kann sie nur behindern. Auch heute noch vollzieht sich in Preußen, vollzieht sich im ganzen deutschen Reich das maßgebendste künstlerische Leben außerhalb der Akademieen und ihrer Kreise, wengleich erste Kräfte für das Wirken an ihnen fast überall gewonnen werden konnten.

Falsch wäre es jedoch, wollte man deswegen die Bedeutung der Berliner Akademie herabsetzen, ihre Leistungen unterschätzen. Nicht die vielen Ansprachen und Reden, die wir während der Festtage vernommen, wären dafür maßgebend, sondern das sind Ausstellungen, die aus diesem Anlaß veranstaltet werden.

\* \* \*

Nicht nur Feste zu feiern galt es für die ehrwürdige Jubilarin, deren Geburtstag noch hinter dem des Königreichs Preußen zurückliegt und deren Gedenkfeier jetzt in dasselbe Jahr fiel, wo das neugeeinte Deutsche Reich das erste Vierteljahrhundert seines Bestehens festlich begehen konnte. Sie wollte eben gleichzeitig auch zeigen, was sie in diesem langen Zeitraum geleistet und gewirkt hat. Und wenn wir in diesen Tagen viel von ihrer äußeren Geschichte gehört und gelesen haben — den Illustrationen zu ihrer inneren Geschichte begegnen wir auf zwei Ausstellungen: auf der von Werken früherer und jetziger Lehrer und Schüler der Akademischen Hochschule in dem Gebäude der K. Akademie u. d. Linden und in der Historischen Abteilung der Internationalen Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof. Zwei stattliche Ausstellungen: 14 Säle nimmt jene ein, 5 diese und — ungerechnet die zahlreichen Klassen-Arbeiten — begegnen wir auf der einen über 600, über 400 Katalognummern auf der anderen.

Daß solche Ausstellungen sehr dankenswerth, weil ungemein lehrreich sind, braucht wohl nicht erst nachgewiesen zu werden.

Zu bedauern ist bloß, daß sie nicht beide zu einer einzigen großen zusammengezogen wurden. Die Theilung ist überhaupt nicht ganz verständlich. Hüben wie drüben giebt's Arbeiten aus drei Jahrhunderten, finden wir dieselben Namen, können wir den gleichen Entwicklungsgang verfolgen. Nur daß im Kunstpalast am Lehrter Bahnhof der Gesamteindruck mehr ein solcher der Repräsentation ist, in dem alten Akademiebau dagegen einen Charakter des Intimen trägt, daß man hier mitunter einen Blick hinter die Kulissen thun kann. Zu bedauern ist ferner, daß wenn man schon einen historischen Ueberblick bieten wollte, nicht systematischer in der Anordnung vorging, die Anordnung der ausgestellten Kunstwerke und der Kataloge nicht der Entwicklungsperiode entsprechend ausführte. Ohne Mühe hätte das geschehen können, selbst bei der räumlichen Zweitheilung; dem Kunsthistoriker und dem kunstfreundigen Laien hätte man in gleicher Weise dann zu Dank gehandelt; jenem die Sache erleichtert, in Bezug auf diesen aber den Zweck überhaupt erst erreicht. Besonders draußen im Kunstpalast hängt Alles funterbunt durcheinander, Modernes und Altes, Unwesentliches und Bedeutendes . . . .

\* \* \*

Nicht bloß intimer ist die Ausstellung der Akademie, sondern ihre Grenzen sind auch enger gezogen. Denn auf jener anderen, da begegnen wir auch den Werken solcher Künstler, die mit der Berliner Akademie nichts weiter verbindet, als ein ehrendes Mitgliedsdiplom. So erklärt es sich, daß wir dort, in der „Historischen Abtheilung“ der Internationalen Kunstausstellung, auf Namen stoßen, wie Pradilla und De Briandt, Munkaczj und Alma Tadema, Angeli und Kaulbach, Gallait und Antakolski, Defregger und Gebhard, v. Uhde und Böcklin, u. s. w. Viele von diesen Ehrengästen finden wir im Saal 9, dem größten der ganzen Ausstellung. Prächtige Pflanzenarrangements beleben ihn mit freundlichem Grün und Blumenzier, und inmitten dieses Gartens erhebt sich eine Kaiserbüste. Das Ganze beherrscht aber das im Größenverhältniß von 1:25 trefflich ausgeführte blüthenweiße Modell des Berliner Doms, an dem sie so rüstig arbeiten und den wir i. J. 1900 in seiner ganzen stolzen Pracht vollendet

dastehen sehen sollen. An der großen Hinterwand — A. v. Werners bekannter Entwurf zum Fries der Siegessäule, jenes künstlerisch so schön, patriotisch so warm empfundene Werk, das seinem Schöpfer so viel Ehre eintrug. Und wo wir sonst hinsehen — überall Altbekanntes: Menzel's „Krönung Wilhelm I.“, v. Werners „Kongressbild“ und „Eröffnung des Reichstages durch Kaiser Wilhelm II.“, Angeli's Bildnisse Kaiser Friedrich III. und seiner Gemahlin, Defregger's „Heimkehrender Tiroler Landsturm“, Scholz's „Freiwillige von 1813“, Marr's „Deutschland 1809“, Schaper's Christus für die Gedächtniskirche, Antakolski's „Mephisto“, G. Richter's Selbstporträt mit dem Bildnisse seines Kindes u. s. w. Auch in den nebenanliegenden Sälen stoßen wir auf viele Bekannte, auf zu viele, als daß man an ein Aufzählen denken könnte. Ich will daher lieber garnicht anfangen. Die Nationalgalerie, das Rathhaus, die Schlösser, die Privatgallerieen Berliner und auswärtiger Kunstammler, die Museen kunstfinniger Städte des Deutschen Reiches und sogar des Auslandes — wie denn z. B. Hugo Vogel's schönes Gemälde „die Réfugiés vor dem Großen Kurfürsten“ aus Prag hergeschafft wurde — die Sammlungen verschiedener Vereine — sie alle liehen die kostbaren Werke her, um ein möglichst vollständiges Bild zusammenzustellen von dem Kunstschaffen, das die Berliner Akademie selbst übte und das sie förderte und pflegte. Den Spuren des Roccoco und des Zopfes, des Klassizismus in Komposition und Ausführung zu Beginn unseres Jahrhunderts, dem Ausdruck der sentimental oder theatralischen Romantik, dem akademischen, obschon mit großem Apparat arbeitenden Geschichtsbilde, der Wahrheit anstrebenden naturalistischen Studie, der Allegorie und der Anekdote, höfischer Schmeichelei und trotzigem Volksgeiste — dem ganzen buntscheckigen Inhalt des künstlerischen Entwicklungsganges der letzten zwei Jahrhunderte begegnen wir an den Wänden dieser Säle....

\* \* \*

Quantitativ noch mehr bietet die Ausstellung in dem Akademiegebäude selbst. Sie nimmt 14 Säle in Anspruch, von denen die Hälfte mit Klassen- und Atelierarbeiten angefüllt ist — Altzeichnungen und Malereien, dekorativer Architektur und

Ornamentik, Landschaftstudien, Kompositionsaufgaben, Entwürfen u. s. w., aus der Gegenwart und aus den ehemaligen akademischen Zeichenklassen. Wie sehr die Berliner „Schule“, zum mindesten in unserem Jahrhundert, auf korrekte Zeichnung und möglichst naturwahre einfache Farbengebung ohne alles Experimentiren den Hauptnachdruck gelegt hat — davon überzeugt ein Rundgang durch die Säle und Kabinete 8—14 den, der früher nicht darauf geachtet. Anziehender für das Publikum ist aber gewiß der übrige Theil der Ausstellung, der zudem einigermaßen systematisch geordnet und mit dem Katalog in Uebereinstimmung gebracht ist, der gleichzeitig kurze Angaben über Geburts-, resp. Todesjahr des Künstlers und die Dauer seines Studiums an der Akademie bietet.

Viel Bekannten, aus Galerien, Museen, Privatsammlungen und von früheren Ausstellungen her Bekannten begegnen wir natürlich hier, wie auch im Kunstpalast. Sehr verlockend wäre es, näher auf beide Ausstellungen einzugehen. Denn trotz mancher Lücken und Unvollkommenheiten, bieten sie des Anregenden so viel, daß man immer wieder sich versucht fühlt, bei den einzelnen der durch sie gekennzeichneten Perioden sinnend und prüfend, vergleichend und analysirend längere Zeit zu verweilen.

In dem engen Rahmen dieses Briefes muß ich mir aber das versagen. Ich kann nur diejenigen meiner Leser, die demnächst etwa auf ihrer Sommerreise Berlin berühren, auf diese beiden Ausstellungen ausdrücklich aufmerksam machen.

Und auch über die internationale Ausstellung heute nur ein paar Worte. Im Herbst wird sich Gelegenheit bieten ihr eingehendere Aufmerksamkeit an dieser Stelle zu widmen.

Es ist die dritte internationale Kunstausstellung, die Berlin veranstaltet. Die erste fand gerade vor 10 Jahren statt, anlässlich der Säkularfeier der ersten akademischen Jahresausstellung, die damals der Minister von Heinitz ins Leben rief; die zweite 1891 zur Feier des 50jähr. Bestehens des Berliner Künstlervereins. Diese dritte ist dem 200jähr. Jubiläum der K. Akademie gewidmet.

Numerisch und in Bezug auf die Ausstattung ist noch keine so glänzend ausgefallen. In den zu diesem Zweck theilweise ganz bedeutend umgebauten ca. 70 Sälen und Kabinetten sind — die

historische Abtheilung natürlich nicht mitgerechnet — gegen 3400 Gemälde, Stiche, Radirungen, Zeichnungen, Bildwerke und architektonische Entwürfe zusammengetragen worden. Sie vertreten so ziemlich alle Kunststätten der heutigen Kulturwelt. Nur Japan fehlt und dann — das ist geradezu unerhört — die Münchener Seceſſion! Sie, die unſtreitig an der Spitze des deutschen Kunstlebens unserer Zeit ſteht, ſie, die allzeit im Stande, den Wettbewerb mit den beſten Leiſtungen des Auslandes aufzunehmen — ſie hat ſich an dieſer Jubel- und Feſtausſtellung nicht betheiligt. Frappanter läßt ſich die Stellung wahrhaft freier Kunst gegenüber geſchloſſenen Koterieen und akademiſchen Zentren kaum kennzeichnen. Nicht als ob ſie ſich von vornherein von der Sache ausgeſchloſſen hätte. Keineswegs. Aber das Comité verſagte der Seceſſion die Berücksichtigung ihrer ſtolzen, aber ſicher berechtigten Ansprüche auf bevorzugte Räume. Und ſo zogen ſich Diejenigen inſgeſamt zurück, die ja heute von allen Einſichtsvollen als die beſten und ehrenreichſten Vertreter deutscher Kunst anerkannt werden . . .

Ein häßlicher Mißton in dem ſonſt ſo farbenleuchtenden und gabenreichen Kunſtfrühling, den dieſes Jahr die deutſche Reichshauptſtadt gebracht hat.

Berlin, im Mai.

J. Norden.





## Litterarische Streiflichter.

---

Wie wir schon früher einmal bemerkt haben, macht sich neuerdings in Frankreich eine günstigere Auffassung und Beurtheilung Napoleon I. bemerkbar, als deren Hauptvertreter Fr. Maffon betrachtet werden kann. Natürlich fehlt es auch nicht an Gegenstimmen, die in mannigfacher Weise die früheren Anklagen gegen den corsischen Imperator wiederholen oder neu formuliren. Von Anhängern und Gegnern Napoleon I. werden dann auch in mehr oder weniger eingehenden Schilderungen die einzelnen Angehörigen des zahlreichen Bonapartistischen Familienkreises behandelt und in ihren Beziehungen zu dem alle überragenden großen Familienhaupte dargestellt. Mit der ersten Gemahlin Napoleon I beschäftigt sich das Buch von Joseph Turquan: Die Generalin Bonaparte, übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein.\*) Turquan ist von einer für Josephine sehr ungünstigen Gesinnung erfüllt, während er in der Beurtheilung Bonapartes große Mäßigung und Unparteilichkeit zeigt. Er erklärt, er wolle die volle Wahrheit über Josephine, rückhaltlos alles sagen und nach diesem Grundsatz verfährt er denn auch in seinem Buche; mit rücksichtsloser Offenheit schildert er Josephinens moralische Fehltritte und Schwächen, ihre Liebshaften, ihren Leichtsin, ihre Eitelkeit, ihre Oberflächlichkeit und ihre Unbildung und bricht erbarmungslos über sie den

\*) Leipzig. Verlag von Schmidt u. Günther. 4 M. 60 Pf.

Stab. Dazwischen kann der Autor aber doch nicht umhin, manche guten Seiten an der Angeklagten hervorzuheben, so ihre Klugheit, ihre Liebenswürdigkeit, ihr wohlwollendes Herz. Ein Mangel des Buches ist jedenfalls, daß darin nicht, wenigstens einleitungsweise, die Jugendgeschichte Josephinens, ihre Heirath mit dem General Beauharnais und ihre Schicksale nach dessen Hinrichtung dargestellt werden, denn zu einer gerechten Beurtheilung ihres Charakters und ihres Verhaltens als Gemahlin Bonapartes ist die Kenntniß ihres früheren Lebens durchaus unentbehrlich. Auch in Turquans Buche tritt dem Leser die leidenschaftliche Liebe Napoleons zu Josephine lebendig entgegen; man sollte es kaum für möglich halten, daß es eine Zeit gegeben, in der das später in hartem Egoismus erstarrte Herz des Corsen so heißer Zuneigung fähig gewesen ist; er hat Josephinen viel vergeben und nachgesehen, mehr als irgend einem andern Menschen. Neue, bisher unbekannte Quellen hat Turquan für seine Darstellung nicht benutzt und eine kritische Prüfung der von ihm verwendeten Memoiren und Berichte hat er nicht vorgenommen; es ließen sich gegen manches von ihm Erzählte begründete Einwendungen erheben. Aber wenn auch alles Mitgetheilte vollkommen richtig und sicher beglaubigt wäre, sein Urtheil über Josephine würde doch hart und ungerecht sein. Man darf niemals vergessen, daß sie eine Creolin war, mit allen Eigenschaften und Fehlern dieser Mischrace, daß sie ohne jede moralische Erziehung aufwuchs, daß sie daher ohne jeden innern und äußern sittlichen Halt war und daß sie, so geartet, mitten in die, durch die Revolution in sittlicher Beziehung völlig aufgelöste französische Gesellschaft hineintrat, eine Gesellschaft, welche von der Heiligkeit der Ehe garnichts mehr wußte und die schrankenlose Freiheit des Individuums als obersten Grundsatz proklamirte. Wie hätte sie bei ihrem Naturell sich da von den sittlichen Verirrungen der Zeit freizuhalten vermocht? Es ist nicht gerecht, den schwachen Einzelnen da nach der Strenge des Sittengesetzes zu beurtheilen, wo vielmehr eine ganze Zeit und Gesellschaft zu verurtheilen ist, und historisch ist es auch nicht. Auch hat es etwas Grausames im Unritterlichen, die Fehltritte einer Frau, die niemals auf die Verhältnisse des Staates einen Einfluß ausgeübt, rücksichtslos ans Licht zu ziehen und ihr Privat-

leben zum Zwecke der Anklage zu durchforschen; bei einer mächtigen Herrscherin ließe sich das allenfalls rechtfertigen. Im Uebrigen enthält Turquans Buch viel interessantes Material zur Kenntniß der Familienverhältnisse Napoleons und seiner Geschwister. Ein zweiter Theil soll Josephinens Leben als Kaiserin behandeln.

Ein Gegenstück zu den unlängst von uns besprochenen Jugend-erinnerungen des Professors Nikitenko ist das soeben in einer Volksausgabe erschienene Buch von Heinrich Hansjakob: *Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen.*\*) Der Verfasser, katholischer Geistlicher in Freiburg im Breisgau, schildert in diesem Buche seine Kinder- und Jünglingsjahre bis zum Abgange auf die Universität. Angeregt ist er zur Aufzeichnung seiner Erinnerungen durch Fritz Reuters Schilderung: *meine Vaterstadt Stavenhagen* und durch Bogumil Goltz' Buch *der Kindheit*, aber was er bietet, ist ganz originell und selbständig. Hansjakobs Schilderungen sind frisch, lebendig und anschaulich, er hat die Natur des Kindesalters so tief erfaßt und zur Darstellung gebracht wie kaum ein anderer seit B. Goltz. Auf dessen herrliches, ebenso tieffinniges wie poesievolles Buch, das heute leider so gut wie vergessen ist, sei bei dieser Gelegenheit mit allem Nachdruck hingewiesen; jeder, der noch irgend ein Gefühl aus der Paradieseszeit des Lebens sich bewahrt hat, wird es mit Freude und Bewegung lesen.

Hansjakob hat die Erinnerungen an das Paradies der Kindheit als kostbaren Schatz in seinem Innern bewahrt und mit warmer und schmerzlicher Sehnsucht denkt er an die verschwundene Kindheit und Jugend zurück. Er ist ein Mann von lebendiger Phantasie, sonst hätte er alle die kleinen Erlebnisse seiner Kindheit nicht so treu im Gedächtniß behalten und so lebenswahr zu schildern vermocht, er besitzt dabei eine große Frische der Auffassung. Es sind durchaus keine außergewöhnlichen Begebenheiten, es sind vielmehr ganz alltägliche und gewöhnliche Verhältnisse und Jugenderlebnisse, welche er erzählt, und doch hört man ihm mit wahren Vergnügen zu und gedenkt dabei wehmüthig der eigenen Jugendzeit. Aus dem Buche spricht ein warmes Gemüth und ein köst-

---

\*) Heidelberg. Georg Weiß' Verlag. 1 M. 80 Pf.

licher Humor, man spürt es überall, daß der Verfasser eine ursprüngliche Natur ist. Und wie der Inhalt ist auch die Form kunstlos, einfach, volksthümlich und anspruchslos. Hansjakobs Schilderung seiner Vaterstadt Haslach ist köstlich, die verschiedenen Bewohner derselben treten uns lebhaftig vor Augen; die Darstellung des revolutionären Taumels, der 1849 auch die Haslacher ergriff, ist ein Meisterstück echten Humors. Sich selbst schildert der Autor durchaus nicht in idealem Lichte, er berichtet getreulich von seinen Unarten und dummen Streichen, wie er denn überhaupt sich von jeder Sentimentalität und Ueberschwänglichkeit völlig fernhält. Ein Buch wie das vorliegende ist eine wahre Erquickung, besonders in einer Zeit, wo in der Litteratur das Unnatürliche, Gespreizte, Verschrobene und Unwahre vorherrscht. Nur in ein paar unnützen Ausfällen auf die Frauen macht sich der katholische Priester geltend, im Uebrigen tritt weder Stand noch Confession des Verfassers irgendwie auffallend oder gar störend hervor. So sei denn das prächtige Buch allen, die der eigenen Jugendzeit mit Liebe gedenken, aufs wärmste empfohlen.

Einer der eifrigsten Mitarbeiter der „Grenzbote“ ist der frühere altkatholische Pfarrer — ob er es noch ist, wissen wir nicht — Carl Jentsch in Meisse. Die meisten seiner in der Leipziger Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze sind dann später gesammelt und vermehrt in Buchform erschienen, so seine geschichtsphilosophischen Gedanken, sein nationalökonomisches Werk: *Weder Communismus noch Capitalismus* und einige kleinere Arbeiten. Jetzt nun ist Carl Jentsch mit einer populären Volkswirtschaftslehre: *Grundbegriffe und Grundgesetze der Volkswirtschaft*\*) hervorgetreten. Er bestimmt seine Arbeit zunächst für Volksschullehrer, für höhere Schulen, auch für Studierende, überhaupt und Jedermann aus dem Volke. Für eine wissenschaftliche Kritik des Buches ist hier nicht der Ort, auch ist das nicht unseres Berufes; hier soll nur der Eindruck wiedergegeben werden, den es auf den wissenschaftlich gebildeten Laien macht. Jentsch zeigt eine bewunderswerthe Kenntniß der einschlägigen Fachlitteratur und versteht es ausgezeichnet, die schwierigsten Pro-

\*) Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 2 M. 50 Pf.

bleme der Nationalökonomie klar und faßlich darzustellen. Er hält niemals mit seiner Ansicht zurück und kritisiert ohne Rücksicht auf Parteien und Autoritäten. Es ist der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes, den der Verfasser durchweg vertritt, eine gewisse Nüchternheit der Auffassung tritt uns überall entgegen; von Roschers Tiefe findet sich hier nichts. Aber seine Aufgabe, eine populäre Volkswirtschaftslehre zu liefern, löst Jentsch in sehr befriedigender Weise, er giebt dem Laien eine wirklich verständliche Belehrung über alle wichtigen Fragen der Nationalökonomie. Eine ganz andere Frage ist es, ob alle seine Ansichten und Urtheile richtig und wohlbegründet sind, ob sie nicht vielfach berechtigten Widerspruch hervorrufen müssen. Bei den politischen Parteien, namentlich denen der Rechten, wird Jentsch wohl wenig Zustimmung finden. Er ist ein entschiedener Gegner der Agrarier und der nationalen Wirtschaftspolitik, er ist auch Gegner der Schutzzollpolitik des Fürsten Bismarck und steht im Wesentlichen auf freihändlerischem Standpunkt, er ist ein Anhänger der Goldwährung und entschiedener Widersacher des Bimetallismus, auch der Staats-socialismus hat an ihm keinen Anhänger; den jetzt gewöhnlichen heftigen Angriffen auf die Börse stimmt er keineswegs zu, ist aber andererseits auch kein unbedingter Vertheidiger des Capitalismus à la Stumm. Man wird in allen diesen Fragen vielfach ganz anderer Ansicht sein als Jentsch und kann doch gern seine klaren Auseinandersetzungen zu erneuter Prüfung anhören. Eines scheint uns jedenfalls sicher: den begründeten Forderungen und Klagen der Landwirthe wird er nicht gerecht. Ob bei der jetzigen Parteizerrissenheit und Parteiherrschaft in Deutschland ein so leidenschaftsloses und einen ganz bestimmten individuellen Standpunkt vertretendes Buch wie das vorliegende auf weitere Kreise Einfluß ausüben wird, das müssen wir dahingestellt sein lassen. Gelesen zu werden verdient es von Allen, die, ohne fachmännisch gebildet zu sein, sich über die wichtigsten Punkte der Nationalökonomie zu unterrichten wünschen, aber es muß mit selbständigem Urtheil und eigenem ernstem Nachdenken geschehen.

Einen Beitrag zur politischen Litteratur liefert Rudolph Meyer in seinem Buche: *Hundert Jahre conservativer Politik und Litteratur*, von dem zunächst

der erste Band: Litteratur vorliegt.\*) N. Meyer war ein in der ersten Hälfte der siebziger Jahre sehr bekannter agrar-politischer Schriftsteller, er nahm unter den gegen die liberale Wirthschafts- und Kirchenpolitik des Fürsten Bismarck frondirenden Conservativen eine hervorragende Stellung ein; namentlich sein Werk: der Emanzipationskampf des vierten Standes machte vieles Aufsehen, wurde viel gelesen und viel bekämpft. Als er wegen Beleidigung des Fürsten Bismarck zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, floh er nach Oesterreich und wurde hier durch seine Beziehungen zu dem Grafen E. Belcredi und andern Feudal-Aristokraten der geistige Vater der österreichischen Agrarconservativen. Später ging N. Meyer nach Amerika, kehrte von da nach einigen Jahren aber wieder nach Oesterreich zurück. Er steht noch heute auf altconservativem Standpunkt im Geiste der Kreuzzeitung zur Zeit H. Wagners, hat aber im Einzelnen viele eigenthümliche und absonderliche Anschauungen. Einen Mann solcher Art über das vergangene Jahrhundert conservativer Politik sich äußern zu hören ist immerhin von Interesse. Der vorliegende erste Band enttäuscht aber einigermaßen die Erwartungen, wenn man ihn in die Hand nimmt. Man sollte nach dem Titel voraussetzen, daß darin eine zusammenfassende Uebersicht über die conservative Litteratur geboten werden oder eine kritische Würdigung der bedeutendsten conservativen Schriftsteller und ihrer Theorien gegeben werden würde. Allein das ist nicht der Fall, der Verfasser stellt vielmehr eine bedeutende Anzahl von Lesefrüchten aus früheren conservativen Schriftstellern zum Beweise dafür zusammen, daß er in seinen politischen Ansichten und Schriften gar nichts Neues gelehrt und vertreten, sondern ganz auf dem Standpunkt der alten Conservativen stehe. Unter den von Meyer gegebenen Auszügen aus älteren Autoren findet sich ja manches Interessante, leider aber sind sie nicht in chronologischer Reihenfolge zusammengestellt, darauf aber wäre es vor Allem doch angekommen. Das Interessanteste an dem Buche sind die anhangsweise beigefügten politischen Briefe und Aufsätze von H. Wagner. Sie lassen es wieder einmal erkennen, was für ein kluger und hervorragend begabter Politiker Wagner war,

\*) Wien und Leipzig, Verlag „Austria“ Franz Doll in Wien, 5 M. 30 Pf.

beweisen aber zugleich auch, welch ein fester und ehrenwerther Charakter dieser Mann gewesen ist, den einst Lasfer im Parteiinteresse so schnöde und ungerecht angegriffen und moralisch zu vernichten gesucht hat. Der zweite Band von H. Meyers Werk, der die Politik behandeln soll, wird uns wohl mit den Anschauungen und den Resultaten der langjährigen politischen Erfahrung des Verfassers eingehender bekannt machen.

Es ist uns eine Freude darauf hinweisen zu können, daß soeben von Victor Gehns Italien eine neue, die fünfte Auflage erschienen ist, die an der Spitze des Buches: Lebensnachrichten über den Verfasser aus der Feder Professor G. Dehios bringt.\*) Die neue Auflage beweist, daß das vortreffliche Buch auch nach dem Tode seines Verfassers der Werthschätzung der wahrhaft Gebildeten sich zu erfreuen fortfährt. Unter den drei hervorragenden Werken Gehns hat „Italien“ ohne Frage die weiteste Verbreitung gefunden und seines Verfassers Namen am meisten bekannt gemacht. In diesem Buche vereinigen sich Geist, Kenntniß, feine Beobachtung, starke Subjectivität mit einer so vollendeten Form, daß das Ganze ein wirkliches Kunstwerk ist oder, wie S. Hirzel es treffend bezeichnet, das Werk eines Klassikers. Es wäre eine höchst anziehende und belehrende Aufgabe die 25 Jahre früher geschriebenen, jetzt veröffentlichten „Reisebilder aus Italien“ nach Auffassung und Darstellung mit dem Werke aus Gehns reifem Alter zu vergleichen, es würden sich dabei die interessantesten Beobachtungen machen und tiefe Einblicke in die geistige Entwicklung Gehns thun lassen. Sehr richtig bemerkt Dehio, daß auch die Jugendaufzeichnungen eine bewundernswürdige Formvollendung zeigen. In den Lebensnachrichten giebt Dehio eine bei aller Kürze und Gedrängtheit vorzügliche biographische Skizze und Charakteristik von B. Gehn; sie ist auch in der Form des Meisters würdig, dessen Buch sie einleitet. Wie konnte dem Verfasser aber die häßliche Wortform „Schriftstellerwerk“ S. 33 aus der Feder fließen? Die wesentlichen Züge von Gehns Charakter hat Dehio vollkommen richtig erfaßt und formulirt, richtiger in mancher Beziehung als es in der ausführlichen Biographie Gehns

---

\*) Berlin. Gebrüder Bornträger.

geschehen ist. In einem umfassenden Charakterbilde W. Hehns würde natürlich Manches zu ergänzen, Anderes eingehender zu begründen sein. Wenn Dehio Hehn als echten Aristokraten charakterisirt, so ist das gewiß zutreffend, aber es wird damit doch nicht etwas ihm spezifisch Eigenes ausgesagt, da im Grunde alle gebildeten Völkern aristokratisch denken und fühlen; daß die Eigenthümlichkeit bei Hehn in dem demokratischen Berlin besonders hervortrat, ist begreiflich. Nicht genug betont wird in allen bisherigen Darstellungen, daß W. Hehn im tiefsten Grunde Kosmopolit war und im Wesentlichen bis an sein Ende geblieben ist. Diese seine internationale Stellung hat ihre Wurzeln in seiner ästhetischen Weltanschauung, mit der er ganz auf dem Boden der Klassiker stand; er empfand und dachte deutsch, fühlte sich selbst aber als Weltbürger und daneben als Livländer. Das hier Gesagte gilt durchaus für die Zeit bis zu seiner Uebersiedlung nach Berlin, ob auch für die spätere, vermag ich nicht zu entscheiden, glaube aber, daß Hehn seinen Standpunkt im Wesentlichen nicht verändert hat. Den besten und unwiderleglichsten Beweis dafür, daß Hehn keine entschieden nationale Stellung einnahm, bietet allein schon das Kapitel: *pro populo italico* in dem Buch über Italien; kein Italiener, kein Franzose oder Engländer hätte in der Art sein eigenes Volk zur Verherrlichung eines fremden herabgesetzt, wie Hehn es hier thut. Hr. Wischer hat ihm seiner Zeit keineswegs unbegründete Vorwürfe darüber gemacht und was er gegen Hehns nationale Stellung bemerkt, ist größtentheils sehr treffend. Ferner müßte entschiedener als bisher betont werden, daß Hehn eine überwiegend passive Natur war, er ließ die Dinge an sich herankommen und hatte wenig Neigung sie nach seinem Willen zu zwingen. Endlich ist noch nicht scharf genug ein Zug an ihm hervorgehoben worden, der doch zu den charakteristischsten Eigenthümlichkeiten seines Wesens gehört: die Neigung zur Ironie und zum Sarkasmus, die sich mit den Jahren steigerte und ihn, namentlich in Briefen, auch über gute Freunde und Bekannte manche Aeußerung thun ließ, die im Grunde nicht so schlimm gemeint, nur daraus sich erklären lasse, daß er dieser Neigung die Zügel schießen ließ. Noch manche andere bisher nicht genügend hervorgehobene Charakterzüge zur Vervollständigung des

Bildes von W. Hehns geistiger Persönlichkeit müssen wir an dieser Stelle leider übergehen. Es wird immer zu beklagen sein, daß Hehn keine große Goethebiographie, insbesondere keine umfassende Darstellung der Goetheschen Poesie, nicht zu Ausführung gebracht hat. Die Gedanken über Goethe sind dafür doch kein vollgiltiger Ersatz, sie zeigen vielfach Spuren des Alters und entbehren zum Theil der Frische, welche eine Ausführung des früheren Planes gezeigt hätte; auch sind sie ja leider unvollendet geblieben. Was er geleistet hätte, davon giebt der ausgezeichnete Kommentar zu Hermann und Dorothea, der aus dem Nachlaß veröffentlicht worden ist, eine deutliche Vorstellung. Hehns nachgelassene Arbeiten auf dem Gebiete der Litteratur verdienen es durchaus, mag auch Einzelnes darin veraltet, Anderes nur lückenhaft erhalten sein, veröffentlicht zu werden. Dagegen stimmen wir Dehio ganz bei, daß eine andere Veröffentlichung aus Hehns Nachlaß besser unterblieben wäre; er selbst wäre mit der Herausgabe seiner Kollektaneen, zumal wenn sie ohne alle Sichtung geschieht, sicherlich übel zufrieden gewesen. Beiläufig sei ein kleiner Irrthum in Bezug auf die aus der Petersburger Zeit stammenden in dem Nachlasse erhaltenen Vorträge über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände berichtigt. Auch Dehio sagt, sie seien in der Akademie der Wissenschaften gehalten worden. Das ist unrichtig. Hehn war garnicht Mitglied der Akademie, wie hätte er also in ihr Vorträge halten können, auch wäre die Akademie gewiß nicht der Ort für den Vortrag populär wissenschaftlicher Abhandlungen gewesen. Diese Vorträge sind vielmehr in einem privaten Kreise von Gelehrten, zu denen allerdings auch mehrere hervorragende Akademiker gehörten, in dem auch G. Bertholz Mehreres vortragen hat, gehalten worden. Bertholz' geschieht auch bei Dehio anerkennende Erwähnung, aber doch nicht so, daß aus dem über ihn Gesagten die ganze Bedeutung des seltenen Mannes den Fernerstehenden ersichtlich wäre. In allen bisherigen Charakteristiken und Biographien W. Hehns erscheint G. Bertholz als eine, wenn auch bemerkenswerthe, Nebenfigur, er dient gewissermaßen zur Folie für die glänzende schriftstellerische Persönlichkeit des Freundes. Dabei kommt er aber gar nicht zu seinem vollen Rechte; er war ein Gestirn mit eigener Bahn, nicht bloß,

wie es scheinen könnte, der Trabant eines anderen Himmelskörpers. An Geist und genialer Begabung wie an gelehrten Kenntnissen stand Berkholz Gehn gleich, in manchen anderen Eigenschaften überragte er ihn, wenn er dem Freunde auch in schriftstellerischem Talente nachstand. Wenn Dehio unter den „baar ausgemünzten Leistungen“ gelehrte Werke, in Büchern niedergelegte Forschungen versteht, so trifft das von ihm ausgesprochene Urtheil im Wesentlichen zu. Aber bei uns Baltien giebt es noch eine Art werthvoller Leistungen und tief eingreifender Wirkungen: der bedeutende geistige Einfluß, der hervorragende Persönlichkeiten auf die Stadt in der sie leben, auf dies baltische Land überhaupt ausüben. Eine solche erfolgreiche Wirksamkeit hat Berkholz fast 25 Jahre hindurch in Riga und weit darüber hinaus ausgeübt und es ist die Frage, ob eine solche Lebensverwendung nicht doch höher zu veranschlagen ist, zumal unter unseren Verhältnissen, als ein noch so gelehrtes Werk mit neuen Forschungsergebnissen. Daß ein Mann wie G. Berkholz in Riga nicht mehr vorhanden ist, das macht sich direct und indirect immer wieder fühlbar. Doch wir brechen ab, da wir uns schon allzuweit von dem Gegenstande unserer Besprechung entfernt haben. Gewundert hat es uns, daß Dehio den Leser nicht, wenn auch nur in einer Anmerkung, zu weiterer Belehrung auf die Schriften von Schrader und Schieman verweist. Möge denn B. Gehns klassisches Buch weiter hinausgehen in die Kreise aller Gebildeten, möge Jeder, der es noch nicht kennt, sich zu herrlichem Genuß darin vertiefen, möge es endlich in einer Zeit mangelnden Sprachgefühls und sprachlicher Verwilderung der jetzigen Generation zum Bewußtsein bringen, was Reinheit und Schönheit der Sprache ist.

Von neuen belletristischen Erscheinungen heben wir zunächst *Isolde Kurz Italiensische Erzählungen*\*) hervor. Die Verfasserin, eine Tochter des trefflichen, noch immer nicht nach Gebühr gewürdigten schwäbischen Dichters und Erzählers Hermann Kurz, hat sich schon durch eine Sammlung von Gedichten, durch Märchen und Novellen bekannt gemacht. Die vorliegenden Erzählungen sind Novellen im alten, ursprünglichen Sinne, d. h.

\*) Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 4 M.

sie behandeln meist ungewöhnliche, seltsame Begebenheiten. Aus dem Buch tritt uns ein bedeutendes Talent entgegen, das mit fast männlicher Kraft die Charaktere zeichnet. Wir stoßen auf nichts Schwankendes oder Phrasenhaftes, die Schilderungen sind klar, fest und anschaulich. Dazu kommt eine ungewöhnliche Beherrschung der Form, man bemerkt, daß die Verfasserin mit Erfolg Paul Heyse und andere Meister der Erzählungskunst studirt hat. J. Kurz zeigt ein tief eindringendes Verständniß des italienischen Frauencharakters, namentlich in seinen Schwächen, das erkennt man besonders in der Erzählung „die Glücksnummer.“ Neben diesen Vorzügen machen sich auch einzelne Mängel bemerkbar: die Verfasserin hat eine Neigung für das Grelle und Gespenstische, überhaupt für das Phantastische, sie führt die Erzählungen mehrfach nicht zu einem harmonischen Abschluß, sondern endigt mit einer grellen Dissonanz. Das gilt besonders von den Erzählungen „Mittagszauber“ und „ein Räthsel.“ Das beste Stück der ganzen Sammlung ist „Pensa“, die Geschichte eines armen unwissenden Landmädchens, das unerwidert einen jungen Arzt liebt und, um seine Zuneigung zu gewinnen, die größten Thorheiten, ja zuletzt Diebstahl begeht; hier ist der tragische Ausgang wohl motivirt. Am wenigsten befriedigt die erste Erzählung „Schuster und Schneider“, der darin auftretende Baron zeigt directen Einfluß Paul Heyses, ja läßt sich noch weiter auf Ludwig Tieck zurückführen. Diese deutsche Lydia, die in Folge des Verlustes eines seit Jahren gemeinsam zusammengesparten Kapitals und aus Furcht vor künftiger materieller Noth dem geliebten Bräutigam entsagt und einen anderen zu heirathen beschließt, ist eine sehr unsympathische Gestalt; wie hoch steht die arme Pensa über ihr! Wenn J. Kurz das Grelle und Absonderliche mehr meidet, wenn sie in ihren Dichtungen nach voller und reiner Harmonie strebt und sich vor einem allzu herben Realismus der Darstellung hütet, dann wird sie eine der ersten Stellen unter den deutschen Erzählern der Gegenwart einnehmen; ihr bedeutendes Talent läßt bei strenger Selbstkritik Hervorragendes von ihr erwarten.

Ganz anderer Art ist das Buch von Johannes Kenatus: Rudolf von Bargula, der Schenk zu Saas

Le f. Ein thüringer Lebensbild aus dem dreizehnten Jahrhundert.\*) Wie schon der Titel lehrt, ist es ein historischer Roman, der uns darin geboten wird; an die Person Rudolf von Burgulas wird eine Reihe von kulturgeschichtlichen Bildern geknüpft, in denen die glänzende Zeit Thüringens in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts dem Leser vorgeführt wird. Landgraf Hermann und der ihn umgebende Kreis von Sängern auf der Wartburg wird geschildert, namentlich die sympathische Gestalt Walthers von der Vogelweide und seine unglückliche Liebe, die heilige Elisabeth, ihr Beichtvater, der furchtbare Fanatiker, Konrad von Marburg, der Gegenkönig Heinrich Raspe und viele andere Ritter und Geistliche ziehen an uns vorüber. Bisweilen wird uns mehr geschichtliche Erzählung als Roman geboten und in dem Streben recht viel historische Momente zu verwerthen, ist es dem Verfasser nicht immer gelungen, sie dichterisch zu gestalten. Das Quellenverzeichnis in der Vorrede, das doch nur recht uneigentlich so genannt werden kann, hätte ruhig fortbleiben können, ein historischer Roman ist doch keine Geschichte. Das Unternehmen des Verfassers soweit abliegende Zeiten und Menschen der Gegenwart in dichterischer Veranschaulichung und Verkörperung vorzuführen, verdient gewiß alle Anerkennung; manches ist nur stark modernisirt und die Darstellung etwas zu weich für die Schilderung so kraftvoller Persönlichkeiten und wild bewegter Zeiten. Immerhin ist das Buch zu empfehlen, insbesondere Frauen und der Jugend wird es eine ansprechende und belehrende Lektüre gewähren. H. D.

\*  
\*  
\*

Bei der Redaktion der „Balt. Mon.“ sind ferner nachstehende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Turquan, Joseph, Die Kaiserin Josephine. Uebersetzen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Schmidt und Günther.

Wilbrandt, Ad., Vater und Sohn und andere Geschichten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.

Fischer, Kuno, Kritische Streifzüge gegen die Unkritik. (Kleine Schriften I. Bd.). Heidelberg, C. Winter.

\*) Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme)  
4 M. 50 Pf.

Dalton, S., Der allgemeine evangelisch-protestantische Missions-Verein. Ein Wort der Abwehr. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Gernet, A. v., Forschungen zur Geschichte des baltischen Abels. Zweites Heft: Die Anfänge der livländischen Ritterschaften. Reval, Fr. Kluge.

Gallwitz, S., Eine heilige allgemeine christliche Kirche. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

Leischmann, D., Wie kommt der Kleinbauernstand zu wirtschaftlich tüchtigen Hausfrauen? Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

Carey, P. N., Merle's Kreuzzug oder gegen den Strom. Autorisirte Uebersetzung. Gotha, G. Schloßmann.

Donge, M., Die sechs Kissen. Aus dem Englischen v. Eleonore Fürstin Reuß. Gotha, G. Schloßmann.

Lamprecht, H., Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft. Berlin, H. Gaertner's Verlag.

Münch, Dr. W., Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst in höheren Schulen. Berlin, H. Gaertner's Verlag.

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst. I. Jahrg. Nr. 2. Dessau, Mich. Nahe's Verlag.

Höhne, Heinrich, Warum gute Concerte in Riga so schwach besucht werden etc. Ein Mahnwort. Riga, Pöcker.





## Die Vier-Kleur von Transvaal.

Nationalhymne der Buren.

Aus dem Burendialekt übertragen von Guido Eckardt.

Hoch walt nun wieder über'm Land  
Das Banner viergestreift,  
Und weh' der gottvergeßnen Hand,  
Die sich an ihm vergreift!  
Wir trafen sie mit stähren Schlag,  
Der Feinde mächt'ge Zahl —  
Nun blaut der Freiheit lichter Tag  
Uns Brüdern von Transvaal!

Manch böser Sturm hat Dich zerzaust  
Du ehrenfest Panier!  
Doch wie die Wetter auch gebraust,  
Wir hielten treu zu Dir.  
Wie lechzten sie nach unsrem Blut  
Und jannem feig auf Raub —  
Der Britten, Löwen, Kaffern Brut —  
Nun liegen sie im Staub!

Wir traten vor den Britten hin  
Friedliebend Jahr um Jahr:  
„Nichts Böses haben wir im Sinn,  
Laßt uns, was unjer war.“  
Doch groß und größer wuchs die Schuld,  
Sie schmähnten Recht und Ehr',  
Vorüber war's mit der Geduld,  
Wir griffen zum Gewehr.

Die Hilfe Gottes brach das Joch,  
 Und England lag besiegt —  
 Seht wie die Flagge stolz und hoch  
 Sich nun in Lüften wiegt!  
 Manch braver Held ward hingerafft —  
 Euch traf es doppelt heiß —  
 Der Herr verlich uns solche Kraft,  
 Ihm sei nun Dank und Preis!

Hoch walle wieder über'm Land  
 Du Banner viergestreift —  
 Und weh' der gottvergeßnen Hand,  
 Die sich an Dir vergreift!  
 Wir trafen sie mit sich'rem Schlag,  
 Der Feinde mächt'ge Zahl —  
 Nun blaut der Freiheit lichter Tag  
 Uns Brüdern von Transvaal!





## Aus W. v. Ditmar's Reisebriefen an seine Eltern.

(1815—1818)

von

L. v. Schroeder.

---

Unter den hinterlassenen Papieren Woldemar von Ditmar's nehmen seine Briefe an die Eltern aus den Jahren 1815—1818 eine wichtige Stelle ein. Einem Tagebuch ähnlich führt uns die wohlerhaltene Reihe dieser Briefe (im Ganzen 27 an der Zahl) die Erlebnisse des jungen Livländers während seines Aufenthaltes in Deutschland vor. Wir sehen den lebhaft empfindenden, für alles Große, Gute und Schöne begeisterten jungen Mann mit einer nicht unbedeutenden Anzahl mehr oder minder bekannter und hervorragender Persönlichkeiten in Beziehungen treten, die sich bald zu herzlich-freundschaftlichen gestalten. In der ersten, der Berliner Zeit, tritt dabei die berühmte Kurländerin Elisa von der Recke, später Jean Paul hervor. Daneben wird der Verkehr mit den zahlreichen jungen Landsleuten, die Ditmar in Berlin, Jena, Würzburg und Heidelberg antrifft, eifrig gepflegt. Wie groß Ditmar's Bekanntenkreis war, wie lebhaft sein Verkehr mit denselben, das sieht man noch deutlicher, als aus den Briefen, aus den Einzeichnungen in seinen Kalender, wo er täglich alle die Personen aufführt, die ihn besucht haben und bei denen er Besuche gemacht hat, resp. denen er Briefe geschrieben und von denen er welche erhalten -- meist eine ganz stattliche Reihe von Namen.

Wie man sich denken kann, fällt in den Briefen manches Schlaglicht in das elterliche Haus zu Fennern, wo die beiden guten, von dem Sohne innigst verehrten Eltern, umgeben von einer zahlreichen Kinderschaar, im schönsten, echt-alkivländischen Stilleben haufen. Es ist ein harmonisch-glückliches Familienverhältniß, in welches wir da hineinblicken. Der um den Sohn in der Fremde zärtlich besorgte Vater Ditmar's ist, wie so viele damalige Gutsbesitzer der Ostseeprovinzen, früher im Militärdienst gewesen und als Major verabschiedet; die Mutter eine lebhaft, kluge, herzensgute Frau, die ein munteres, anregendes Gespräch liebt, wo Jeder seine Ansicht tapfer vertheidigt; sie pflegte, wie mir der Enkel erzählt, zu sagen:

Bei immer Ja und immer Nein

Schläft man vor langer Weile ein.

Die jüngeren Kinder sind der Obhut eines Hauslehrers, des mit Woldemar innig befreundeten trefflichen Schwarz, nachmals langjährigen Pastors in Pölsve, anvertraut. Er verlobte sich in der Folge mit der ältesten Tochter des Hauses, Annette von Ditmar, und heirathete sie.

Woldemar ist der älteste Sohn des Hauses, der, ins „ferne Ausland“ ausgeflogen, nun seine Berichte über alles Erlebte treulich den geliebten Eltern zusendet, die voll Stolz und Freude auf den Sohn blicken, dem es in kurzer Zeit gelingt, sich so viel Liebe und Anerkennung zu erwerben, zum Theil bei Personen, deren Namen zu den besten jener Zeit gehörten. Leider sollten die trefflichen Eltern den Schmerz erleben, daß dieser Sohn, auf den sie so viel Hoffnungen setzten und setzen durften, als etwa Dreißigjähriger vor ihnen dahinschied.

Aus den Briefen Woldemar von Ditmar's an seine Eltern lege ich hier dem baltischen Publikum umfangliche Auszüge vor. Vieles von dem rein Persönlichen mußte aus naheliegenden Gründen weggelassen werden, desgleichen manches Andre, was von geringerem Interesse schien. Man halte sich beim Lesen dieser Briefe immer vor Augen, daß der Verfasser ein junger Mann von 21 Jahren ist, der zum ersten Mal aus dem livländischen Stilleben in die große Welt hinauskommt. Sein bisweilen etwas überschwänglicher Enthusiasmus findet in seiner Jugendlichkeit

ebenso wie in der Richtung der damaligen Zeit genügende Erklärung und, wenn es nöthig wäre, Entschuldigung. Dieser Enthusiasmus trägt aber so durchweg den Stempel der Kleinheit und Wahrheit, ist in seinem innersten Kerne so durchaus gesund und gut, daß er auch dort, wo er für uns etwas zu weit geht, doch nicht unsympathisch berühren kann. Im Uebrigen will ich den Briefen keine lange Erläuterungen vorausschicken, sondern lieber den Verfasser selbst reden lassen.

\*                      \*                      \*

Mitau, den 6. September 1815.

Geliebte Eltern!

Am 1. September Nachmittags um 2 Uhr kam ich hier in Mitau an. Auf meiner Fahrt hierher begegnete ich meinem Reisegefährten Rapp, der nach Riga fuhr, um noch einiges für sich zu besorgen, und noch denselben Abend wieder zurück kam. — Die Stadt gefällt mir nicht, denn sie ist klein und schlecht gebaut; desto besser gefallen mir aber die Bewohner derselben. Wahrlich, ich habe noch nie Menschen von so zuvorkommender Gefälligkeit und Liberalität gefunden, als in Mitau. Noch habe ich keinen Tag zu Hause gespeist, denn bald bin ich bei den Kaufleuten Rapp, die recht gut leben, bald bei der Vidder oder Körber. Ueberall wird man mit Herzlichkeit aufgenommen und fühlt sich in jeder Familie nach einigen Augenblicken so gemüthlich, als wäre man zu Hause. — Von hiesigen Gelehrten habe ich zwei kennen gelernt, nämlich Necke und den Professor Liebau. Ersterer ist noch sehr betrübt durch den Tod seiner einzigen Tochter, und daher ungenießbarer als er es sonst seyn mag; letzterer hingegen ist ein Mann von einer solchen Liebenswürdigkeit, wie ich noch keinen gefunden habe. — Durch Necke erfuhr er es, daß ich hier angekommen und ein Freund von Kraudling sey — für den braven Mann Grund genug mich zu sich zu bitten. Ich ging hin und werde mich immer darüber herzlich freuen, mit so herrlichen Menschen, als er und seine Frau ist, bekannt geworden zu seyn.

In seinen Vorlesungen muß ich hospitiren, Mittags bei ihm speisen, Abends bei ihm Thee trinken, — kurz ich muß täglich mehrere Mal bei ihm seyn. Man kann zu ihm ebenso leicht Vertrauen fassen, als zu unserm alten wackern Berg\*). Alle Merkwürdigkeiten Mitaus sehe ich durch ihn und Hecke. In einer halben Stunde gehe ich wieder zu Liebau, bleibe zu Mittag bei ihm und besuche nach dem Essen die Bibliothek des Gymnasiums. — — — Und nun gute Eltern, Geschwister und Freund Schwarz, lebt wohl.

Ewig Euer Euch aufrichtig liebender

Woldemar.

---

Memel, den 10/22. September 1815.

Ich benutze die Gelegenheit, die sich mir durch den zurückgehenden Mitauer Fuhrmann darbietet, um an Euch zu schreiben. — Mitau verließen wir den 7. September und kamen hier, nach einer glücklich zurückgelegten Fahrt, am 10. September an. — Die Gegenden, durch die wir auf unserer Reise passirten, erfreuten uns eben nicht durch ihre Schönheit, ausgenommen die von Amboten in Kurland. Unser Weg führte uns hier durch malerisch-schöne Baumgruppen, in denen häufig ehrwürdige Eichen ihr stolzes Haupt erblicken ließen. — Hohe Berge und tiefe Thäler, durch die meistens ein Fluß dahinströmt, verschönern diese Gegend noch um sehr vieles. — Der ganze übrige Theil des Weges war flach, sandig und waldig. — — — Was mir das für ein Gefühl war, als ich über die Rußische Grenze fuhr, kann ich Euch nicht beschreiben. Nur so viel sage ich Euch, daß ich mich in der Brischka aufrichtete und noch so lange in Rußland hineinsah, als es mir nur möglich war; doch als auch die schmale Gränze meinem sehnennden Blicke entchwand, neigte manche Thräne meine Wangen. — Wahrlich, es ist ein ganz eigenes Land, welches uns an unser Vaterland fesselt! —

Werdet ihr mein Bild wohl erkennen, wenn ich Euch das Signalement von mir, das mir die hiesige Polizei auf meinen

---

\*) Es ist Probit Berg in Hallist gemeint.

Paß geschrieben hat, hersehe? Hier ist es wörtlich: „Ein und zwanzig Jahr alt; fünf Fuß acht Zoll groß; blondes Haar; bedeckte Stirn; blonde Augenbraun; blaue Augen; dicke Nase; gewöhnlicher Mund; wenig blonder Bart; rundes Kinn; ovales Gesicht; gesunde Gesichtsfarbe; mittlerer Statur.“ —

Meinen Brief aus Mitau vom 6. September habt Ihr doch schon erhalten? Ich habe mich in dieser Stadt sehr gut amüfirt. — Die Körbern trank, als ich den Mittag bei ihr speiste, auf Euer aller Wohlseyn. Sie ist eine charmante Frau. —

Allen Lieben herzliche Grüße; den alten Onkel Brömsen und die Seinigen, so wie auch die gute Tante Dettingen nicht zu vergessen. Theilt ihnen meine Briefe mit. — Ich habe lange mit keinem Menschen so gut harmonirt und ihn in kurzer Zeit so lieb gewonnen als Rapp. —

---

Königsberg, den 14/26. September 1815.

Ich setze jetzt gleich unsere Reisebeschreibung von Memel bis Königsberg fort. — Am vorigen Sonnabend schifften wir uns ein, um über das Haß zu segeln. Der Wind war conträr und wir mußten daher unser Schakener Schiff ungefähr eine halbe Meile ziehen lassen. Drauf nahmen wir eine andre Richtung und fuhren mit halbem Winde weiter. Wir mochten ungefähr eine Meile abgefahren haben, als wir das häßliche Schicksal hatten, auf den Strand zu laufen und zwar mit einer solchen Gewalt, daß wir das Schiff nicht wieder herabbringen konnten, sondern die Anker auswerfen und bis zum andern Morgen auf einem Fleck liegen bleiben mußten. Was wir in dieser Nacht alles ertragen mußten, mag ich Euch garnicht erzählen; Ihr werdet es Euch aber selbst sehr leicht denken können, wenn ich Euch sage, daß wir nichts weniger als interessante Menschen zu unsern Reisegefährten hatten und daß selbst diese meistens seekrank wurden. Auch Rapp befiel krank und nun war ich, der ich auf der ganzen Reise gesund blieb, in einer peinigenden Lage. Ich versuchte es, zu schlafen, doch es war mir nicht möglich; drauf ging ich aus der Kajüte auf

das Verdeck, aber auch hier konnte ich nicht lange bleiben, denn die Nacht war sehr kalt; bald unterhielt ich mich dann aber auch wieder mit einem Bekannten aus Dorpat, dem Studiosus Adolphi, den wir ganz unvermuthet am Bord des Schiffes fanden, und auf diese Art suchte ich mir die Zeit bis zum nächsten Morgen um 5 Uhr zu vertreiben, um welche Zeit wir unsere Reise weiter fortsetzten. Die Fahrt über das Haff machten wir in 11 Stunden recht glücklich, mußten aber, da es schon ziemlich spät war, in dem Dorfe Schaken übernachten. Kaum waren wir aus dem Schiffe gestiegen, so fing es an zu sinken und wäre fast ganz versunken, wenn nicht 10—12 Menschen bemüht gewesen wären, es zu retten. Es hatte den Abend vorher durch das Stranden einen so starken Leck erhalten, daß das Wasser unaufhörlich hineinströmte und es wundert mich, daß wir unsere Fahrt so gut zurücklegten, da die Wellen sehr hoch gingen und es den ganzen Tag recht stürmisch war. Wie sehr wir uns freuten dieses elende kleine Fahrzeug verlassen zu haben, kann ich Euch nicht beschreiben; wäre es früher als am Ufer des Haffs gesunken, so wären wir alle verloren gewesen; denn wir hatten nicht einmal ein Boot mit, auf welches wir uns hätten retten können. — Schaken verließen wir am andern Morgen auf einem großen, schlechten Leiterwagen, in Gesellschaft einer Haushälterin, einer Köchin und eines Knoten. Die Köchin lachte über alles und die Haushälterin hörte garnicht auf, über die Rippenstöße zu klagen, die sie erhielt. — Bei dem Königsberger Thor sollten unsere Sachen visitirt werden. Der Besucher sagte uns, wir müßten unsere Sachen alle durchsuchen lassen. Ich schickte mich also dazu an, meinen Mantelsack aufzuschnüren; doch er ließ mich garnicht dazu kommen, sondern hielt mir immer seine Hand hin. Ich bemerkte es bald, was er wollte, und steckte ihm einen halben Gulden in die Hand. Drauf sagte er mir, „wir beide haben mit einander nichts mehr zu thun, machen Sie Ihren Mantelsack nur garnicht auf“, und ließ uns zum Thor hineinfahren. Wir stiegen in einem Wirthshause, die goldene Rose genannt, ab und ich begab mich nun gleich zum Decan der Philos. Facultät, Confiorialrath Wald. Mein Examen setzte er auf den andern Morgen fest. Mit einiger Angst ging ich hin, freute mich aber nicht wenig, als ich sah, daß sie sehr

honnet zu Werke gingen und mir sagten, daß eine öffentliche Disputation jetzt unnöthig sey, da jetzt Ferien wären. Meine Examinatoren waren die Professoren Wald, Brede, Hüllmann, Hagen, Herbart, Gaspari, Lobeck und Vater. — Das Examen dauerte doch länger und war schwerer als ich glaubte; allein es ging doch alles recht gut und am andern Tage erhielt ich mein Diplom, das sehr ehrenvoll für mich abgefaßt ist. — Genauere Bekanntschaft habe ich hier mit folgenden Professoren gemacht: Burdach, Vater, Gaspari und Wald. Jeder von ihnen ließ mich zu sich einladen. Es ist mir sehr erfreulich gewesen von diesen Männern mit so vieler Herzlichkeit und außerordentlicher Zuvorkommenheit behandelt zu werden. Vorzüglich muß ich Burdach, Gaspari und Vater loben. Sie haben mir so manches Merkwürdige hier gezeigt und wollen durchaus noch keinen Abschied von mir nehmen; ich soll durchaus immer noch einmal zu ihnen gehen. — Auch den alten Struve habe ich besucht und ihn ganz so, wie er in Dorpat war, wiedergefunden. Ich muß fast jeden Mittag und jeden Abend bei ihm speisen, mit ihm umherlaufen und alles, was sich hier nur einigermaßen auszeichnet, sehen. Seine Frau, eine Livländerin, freute sich außerordentlich, wieder einen Landsmann zu sprechen. Unaufhörlich muß ich ihr erzählen, bald etwas von den Menschen in Livland, bald etwas von der dießjährigen Aernte u. dgl. — — —

---

Berlin, den 27. September a. St. 1815.

So wäre ich denn nun endlich in Berlin angekommen! — wo ich so viele theure Freunde vorgefunden habe, die mich mit derselben Herzlichkeit und Freundschaft, wie einst in Dorpat behandeln: Krauckling, Hartung, Tottien, Hartmann und Körber. Mit Krauckling wohne ich Zimmer an Zimmer, bei der Professorin Schloffer. Wir führen ein für mich höchst interessantes Leben, denn jeden Morgen sind wir zusammen und sprechen über Poesie und Literatur überhaupt, oder wir machen auch wohl einen Spaziergang und freuen uns dann nicht wenig über die schönen Plätze

und Gebäude Berlins. — Die Stadt ist groß und geräumig, die Gassen sind breit und die Häuser in einem einfachen, aber sehr geschmackvollen Styl gebaut. Vorzüglich anziehend sind für mich der Wilhelmsplatz und die Linden, die von dem Universitätsgebäude anfangen und sich bis zu dem einfach-schönen Brandenburger Thor erstrecken. Gleich aus diesem Thore kommt man in eine recht hübsche Anlage, den Thiergarten, durch den man in die Zelte geht. Auf dem ganzen Wege bis zu den Zelten trifft man überall eine große Menge von Spazierlustigen und kleinen Jungen, von denen der eine Cigaros, der zweie Früchte, ein dritter seine Pferde zu Lustfahrten und noch ein vierter Volkslieder (größtentheils Spottgedichte auf Napoleon) zum Verkauf anbietet, oder sie auch für ein Paar Groschen in dem Berliner Dialekt mit lauter Stimme absingt. In den Zelten findet man neben Musik, Speise und Getränk auch immer viele der berühmtesten Schriftsteller, namentlich habe ich hier den bekannten Franz Horn und den berühmten Juden Beng David kennen gelernt. — Gestern wurde ich von dem berühmten Schleiermacher immatriculirt. — Den vorigen Sonntag habe ich diesen großen Kanzelredner predigen gehört und habe ihn anstaunen müssen; denn eine solche Predigt, ohne Concept, und ein solcher Vortrag ist mir noch nie vorgekommen. Leider sind aber die Predigten dieses Mannes nichts weniger als für das Herz, sondern bloß für den Verstand; sie sind treffliche philosophische Abhandlungen. — Von Landsleuten, die ich kenne, sind außer den früher genannten hier folgende: Gustav Engelhardt, Grünewaldt, Fock, Seraphim, Wagner, Adolphi und Weisse, mit welchem letzteren ich wahrscheinlich noch vor dem Anfang der Vorlesungen eine Reise nach Dresden, Halle und Leipzig mache. Doch ich muß schließen, denn es sind schon wieder mehrere meiner Freunde bei mir, die gewaltig spectakeln. In einigen Tagen ziehe ich mit Hartung zusammen.

---

Berlin, den 6./18. Oct. 1815.

Noch nie habe ich mit einer solchen Begeisterung die Feder ergriffen, um an Euch zu schreiben, als gerade heute. — Wie

kommt das? werdet ihr fragen und ich antworte Euch freudig, daß ich heute früh die Bekanntschaft eines unserer genialsten deutschen Schriftsteller, des allgemein gefeierten Baron de la Motte-Fouqué gemacht habe. Schon gestern lernte ich diesen ausgezeichneten Mann von Ansehen im Theater kennen, wo zum ersten Male sein dramatisches Gedicht „die Heimkehr des großen Kurfürsten“ aufgeführt wurde. Höchst interessant war es mir, ihn während der Vorstellung zu beobachten und bei jeder militärischen Scene seine lebhafteste Freude zu bemerken. Fouqué war mit Rußlands und Preußens tapferen Kriegerern in dem vorletzten Kriege gegen das ruchlose Heer der Franzosen gezogen und fehlte in keiner Schlacht, in keinem Gefechte, und Gott schützte ihn wunderbar in tausendfältiger Todesgefahr und führte ihn durch die Tage von Lützen, von Pauzen, von Haynau u. s. w. ohne Verwundung als eine unbedeutende, durch den Sturz eines ihm in der Schlacht bei Lützen unter dem Leibe erschossenen Pferdes. Auch in der Schlacht bei Leipzig focht unser Held und Dichter noch rühmlichst mit, forderte dann aber, seiner durchaus geschwächten Gesundheit wegen, den Abschied, und erhielt ihn von dem Könige, für sein kriegerisches Verdienst mit dem Charakter eines Majors von der Kavallerie und Ritters des St. Johanniter-Ordens begnadigt. Seitdem lebt er auf seinem stillen Landsitze seiner Wiederherstellung und seiner Kunst. — Diesen Mann, den ich schon als Dichter und Menschen, ehe ich ihn noch gesehen hatte, innig liebte und achtete, sah ich jetzt und ward für ihn so eingenommen, daß ich den Entschluß faßte, ihn am andern Tage zu besuchen. Meinen Vorsatz realisirte ich und werde nie aufhören, mich darüber herzlich zu freuen. Treuherzig trat ich zu ihm in seine Stube und sagte ihm grade heraus, daß ich gekommen sey, um ihn kennen zu lernen. Diese Aufrichtigkeit schien ihm zu gefallen, denn er nöthigte mich zum Sitzen, setzte mir ein Gläschen Wein vor und unterhielt sich mit mir eine ganze Stunde auf das Lebhafteste. In der Mitte der Unterhaltung ergriff er einmal meine Hand, drückte sie herzlich und sagte mir, „es freut mich herzlich, daß Sie mich besucht haben; — so liebe ich die Menschen; — Sie müssen mich bald wieder besuchen.“ — Ueber diese Worte, die der treffliche geistvolle Mann in so biederem deutschen Tone zu mir sprach, freute

ich mich in dem Grade, daß ich aufstand und freudig einen Sprung machte, wobei mir die Thränen in die Augen traten. Er bemerkte mein Entzücken und sagte: „Wir müssen näher bekannt werden.“ Drauf erwiderte ich ihm noch freudiger, daß diese Stunde mit zu den schönsten, genussreichsten meines Lebens gehöre und wir setzten uns wieder und sprachen noch ein halbes Stündchen über die tapfern Russen und Preußen, drauf über Klinger und seine Schriften und endlich über die Vorstellung seines vorhin erwähnten dramatischen Gedichts, wobei er manche sehr interessante Bemerkung machte und ich mich wieder innig freute, daß wir in unserm Urtheile ganz zusammentrafen. Während dieses Gesprächs äußerte ich einmal ganz naiv, daß es mir leid thäte, daß er, ein Mann, der in seinen Schriften so deutsch ist, einen französischen Namen hat. O! nun, sagte er freundlich, man muß mich, worüber ich mich immer aufrichtig freue, mit Zeune den neuen Völker nennen. Unter solchen Gesprächen entfloß mir die Zeit schneller, als ich es gewünscht hätte. Ich empfahl mich ihm, er aber reichte mir noch einmal seine Hand, drückte die meinige herzlich und sagte mir: „Ich nehme von Ihnen nur auf kurze Zeit Abschied, denn ich hoffe auf ein freundiges recht baldiges Wiedersehn; Sie werden mich doch wohl bald wieder besuchen. Ich bleibe noch 14 Tage in Berlin.“ Und ich gehe wieder zu diesem trefflichen Menschen und sollte auch die Hölle mit allen ihren grinzenden Ungeheuern mir den Gang zu diesem wahrhaften Helden und Dichter erschweren. Um solch' köstliches Gut muß man auch kämpfen können.

Seht, gute theure Eltern, so glücklich geht es mir hier in der Fremde. Ich glaube, der Segen meiner Eltern ruht auf mir, und ich werde in diesem schönen Glauben immer mehr bestärkt, wenn ich noch an manches andere glückliche Ereigniß denke, welches mir hier in Berlin begegnet ist. So wurde ich vor einigen Tagen mit dem alten Geheimen-Rath Schmalz bekannt. Ich mußte zu ihm gehen, denn ich hatte ein kleines Päckchen von dem alten, würdigen Consistorial-Rath Wald in Königsberg, meinem Promotor, abzugeben. Als Schmalz den Brief von Wald gelesen hatte, unterhielt er sich noch einige Zeit mit mir sehr freundlich und als ich weggehen wollte, bat er mich sehr angelegentlich, ihn recht oft

zu besuchen. Zugleich sagte er mir, daß er jeden Abend von 7 Uhr an zu Hause wäre, und daß ich ihm, wenn ich mit einer Tasse Thee, einem Butterbrod, ein wenig Fleisch und einem freundlichen Gesicht vorlieb nehmen wollte, immer ein sehr willkommener Gast wäre. Ich werde diese Aufforderung nicht unbe-  
 nutzt lassen, denn ich verspreche mir in dem Umgange mit diesem geistvollen Manne nicht nur vielen Genuß, sondern zugleich auch Belehrung für mich als Juristen; da Schmalz bekanntlich zu den größten jetzt lebenden Rechtsgelehrten gehört. Er ist ein kleiner starker Mann mit markirten Gesichtszügen; in seinem Benehmen hofartig; in der Unterhaltung lebhaft. Auch in dem alten Beller-  
 mann, an den ich von Hezel empfohlen war, habe ich einen recht-  
 schaffenen, braven Mann kennen gelernt. Er hat in seinem Wesen viele Aehnlichkeit von Hezel, doch mit dem Unterschiede, daß er männlicher, aber auch zugleich kälter als jener ist. Zwei Mal habe ich ihn schon besucht und bei meinem ersten Besuche eine kleine Schrift über Phöniciſche und Punische Münzen, die der Alte neulich herausgegeben hat, von ihm zum Geschenke erhalten. Auch er hat mich aufgefordert, ihn recht oft zu besuchen, und so hoffe ich denn, im Umgange mit diesen Männern und meinen lieben Freunden ein recht glückliches halbes Jahr in Berlin zu verleben. Nur schade, daß es hier so unmenschlich theuer ist. Für Quartier, mit Heizung, Bedienung und Kaffe muß man hier monatlich, wenn man sich auch noch so karglich einrichtet, 20 Rthlr. Courant, also 20 Rbl. Silb. nach unserem Gelde zahlen. Für Essen kann man monatlich 5 Rthlr. Cour., für Wäsche und andere Kleinigkeiten gewiß eben so viel, wo nicht noch mehr rechnen. Auch die Vorlesungen muß man hier sehr theuer bezahlen; ich höre 3 und die kommen etwas über 30 Rthlr. zu stehn.

Aber es ist mir nicht vergönnt, Euch heute mehr zu schreiben, denn der Nigische Kaufmann Bergengrün, der diesen Brief mitnimmt, reißt schon morgen früh ab und jetzt ist es schon 12 Uhr in der Nacht. Nur das Eine muß ich Euch noch melden, daß ich den alten Greis Körner im Theater gesehen habe. Auf seinem Gesichte ruht tiefer Ernst und in seinem ganzen Wesen spricht sich der tiefe Schmerz, der an seiner Seele nagt, deutlich aus. Neulich hat er das schreckliche Schicksal gehabt, seine einzige

Tochter (sein letztes Kind) zu verlieren. Sie unterlag dem Gram über den Tod ihres Bruders, nachdem sie kurz vorher das Porträt desselben und seine Grabstätte gemalt hatte. Lebt wohl! Gott erhalte Euch bis zu meiner Rückkehr alle immer recht wohl.

Den 23. Okt. n. St. trifft bestimmt unser Kaiser hier auf seiner Reise nach Rußland ein.

---

Berlin, den 11. November a. St. 1815.

Es war doch ein schöner Tag, der 13. Oktober a. St. Noch ist kein Herbsttag mir in meinem Leben so heiter, so klar vorgekommen; keine feuchte Nebelwolke durchzog an diesem herrlichen Tage die Luft; alles war still und ruhig; — in stiller Majestät strahlte die Sonne von ihrem fernen, erhabenen Throne auf die Erde herab und ihr schöpferisches Licht goß neues Leben in die ganze Natur. Nach einer langen, finstern Nacht athmete auch ich wieder freier, es ahnend, welch große Freude mir an diesem Tage bevorstände und es war mir unbeschreiblich wohl. Doch wohler noch, als es mir am ganzen Tage gewesen war, ward es mir am Abend, als nicht unerwartet, wohl aber für den Augenblick unvermuthet, der Postillon in meine Stube trat und mir einen Brief von Euch brachte. Bei dem Anblick der wohlbekanntten, theuren Schriftzüge stürzten mir die Thränen aus den Augen und ich schwelgte in namenlosem Entzücken. Euch alle grüßte ich aus der Entfernung wieder, — Ihr alle, Vater, Mutter und Geschwister, Onkel, Tante und die lieben Kleinen, und du, mein Bruder Schwarz, Ihr alle umgabte mich wieder nach langer Zeit und viele viele schöne Tage verlebte ich durch Euch mit Euch. Nie kann ich meinen Schrank öffnen, ohne zugleich Euren theuren Brief immer wieder herauszulangen und ihn mit manchen Freudenthränen zu benetzen. — — — Den 8. Oktober a. St. wohnte ich zum ersten Male den Turnübungen auf der Hasenheide, etwa 3 Werst von Berlin, bei. Es ist unglaublich mit wie großer Geschwindigkeit hier die jungen Leute springen und klettern. An der Spitze dieser Schaar von Jünglingen erblickte ich einen ziemlich

großen, starken, ältlichen Mann, der mir in seiner Kleidung von Segeltuch sehr auffiel. Ich erkundigte mich nach seinem Namen. Man sagte mir es sey der Dr. Jahn, der Verfasser des deutschen Volksthums. Wie unendlich ich mich freute, diesen wackern Deutschen so kindlich heiter und froh zu sehen, kann ich Euch wahrlich nicht sagen. — Die Leibesübungen werden hier auf einem großen, umzäunten, mit Bäumen bepflanzten Platz angestellt, den der König dem Dr. Jahn zum Behuf derselben geschenkt hat. Ueber die Bäume ragen die Gerüste zum Klettern und Springen hervor. Kein Seil hängt müßig da; an einem jeden sieht man einen Knaben von Carlos Größe und Alter hängen und sich bestreben, den höchsten erklimmbaren Punkt zu erreichen. Während ein Theil so beschäftigt ist, springt der andere mit, der dritte ohne Stangen. Einige schwenken sich um starke Stäbe, die an zwei in die Erde gerammelte Balken befestigt sind; andere springen über ein großes, hölzernes Pferd, oder auch über ihre Commilitonen und noch andere laufen um die Wette. — Es war ein schöner genußreicher Tag für mich, aber nicht minder genußreich war mir der folgende, an welchem dem Volke, zur Feier des Sieges bei Leipzig, ein großes Volksfest gegeben wurde. Jeder, der auch nur einen gesunden Fuß hatte, lief zu dem Ende in den Thiergarten und ergögte sich an den Gelagen der harmlos fröhlichen Leute. Der große vier-eckige Platz, auf welchem dieser Tag gefeiert wurde, war Abends illuminirt, wobei zugleich ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Ehe es aber dunkel geworden war, ließ man alle halbe Stunde ein Luftballon steigen, bald in Gestalt eines Menschen, bald in der eines vierfüßigen Thieres oder eines Vogels; oder man ergögte sich auch zuzusehen, wie immer eine große Menge von Menschen sich bestrebte, die aufgerichteten, sehr hohen Balken zu erklettern, um die an der Spitze derselben hängenden Uhren, Köffel u. dgl. mehr, als Preis ihrer Anstrengungen, herabzuholen. Ein confuses Freuden-geschrei wirbelte durch die Luft; jeder hatte etwas, das ihn entzückte und worüber er schreien mußte, und wer über nichts anderes zu schreien hatte, rief doch wenigstens mit lauter, freischender Stimme: „Der König von Preußen soll regieren; der Kaiser Napoleon soll krepiren; Vivat (v wie f ausgesprochen), es lebe das Preußische Haus.“ So jubelte das unter der sehr lobens-

würdigen Regierung höchst glückliche Volk bis in die tiefe späte Nacht und kehrte erst heim, als schon das Frühroth die Morgenwolken röthete. —

Den 8. Oktober a. St. machte ich der berühmten Dichterin Gräfin Elisa von der Recke meine Aufwartung. Ihr findet eine Sammlung ihrer Gedichte unter den von mir Euch zurückgelassenen Büchern. Einige Tage früher, als ich zu ihr ging, hatte Kraudling mit ihr von mir gesprochen und sie, durch dieses Gespräch veranlaßt, den Wunsch geäußert, mich kennen zu lernen. Freudig ging ich zu ihr, ließ mich durch den Diener bei ihr melden und wurde nach einigen Augenblicken hineingebeten. Ich trat in eine einfach aber sauber möblirte Stube, in welcher die geistreiche Frau auf einem Sopfa saß. Bei meinem Eintritt in dieselbe stand sie freundlich auf, kam mir entgegen und reichte mir die Hand, mich herzlich bewillkommend. In den ersten Augenblicken war ich ein wenig verlegen, saßte aber bald wieder Muth und sagte ihr, daß ich mich sehr glücklich schätze, die Bekanntschaft einer Frau zu machen, die ich aus ihren Schriften schon früher kennen und innig lieben und hochschätzen gelernt hätte. — Hierauf erwiderte sie mir: „Seyn sie mir herzlich willkommen, mein lieber junger Freund und Landsmann. Es ist mir außerordentlich lieb, daß grade Sie, ein Livländer, mich besuchen, deswegen schon sehr lieb, weil gewöhnlich eine kleine Feindschaft zwischen Liv- und Kurländern angetroffen wird. Doch, da Sie keinen Landsmannschaftsinn haben, und wir überdem Unterthanen eines großen Reiches sind, die sich lieben sollen und müssen, so wollen denn auch wir uns herzlich und innig lieben. Besuchen Sie mich nur recht oft; auch werden Sie bei mir den Herrn Tidge kennen lernen.“ Nachdem Sie dieses gesagt hatte, reichte sie mir ihre Hand und führte mich zum Sopfa, damit ich mich setzen möchte. Noch ehe ich mich aber niedersetzte, sagte ich ihr einige Verbindlichkeiten und küßte mit Innigkeit ihre Hand. Drauf knüpfte sie ein höchst interessantes Gespräch über ihre Reisen durch Deutschland und Italien an und unterhielt mich 4 Stunden auf die angenehmste Weise. Während des Gesprächs sagte sie mir einmal: „Sie müssen mich öfters besuchen. Ihr offenes Gesicht spricht mir dafür, daß sie ein guter Mensch sind, und es freut mich unendlich, daß Sie die Jurisprudenz

studiren, denn es ist vortreflich, wenn edle junge Männer die Richter in einem Lande sind. Und Sie sind ein edler junger Mann (dies sind alles ihre eigenen Worte). Sehen sie mich wie Ihre Mutter an. Durch meine Erfahrungen werde ich Ihnen vielleicht manches Mal nützen können.“ Bei diesen Worten traten ihr die Thränen in die Augen. Auch mir gings nicht besser, noch einmal küßte ich dankbar die Hand der edlen Frau und empfahl mich ihr. Doch ehe ich wegging mußte ich ihr noch meinen vollständigen Namen und meine Wohnung aufschreiben und ihr noch einmal versprechen, sie öfters zu besuchen. Mittags speise ich um 2 und Thee trinke ich Abends um 7, rief sie mir noch nach. — Bis jetzt bin ich aber noch nicht wieder bei ihr gewesen; doch in diesen Tagen will ich wieder hingehen; denn erst ganz neulich schickte sie ihren Diener zu mir und ließ mich auffordern, sie doch wieder einmal zu besuchen. Also mehr über die edle Elisa (so wird sie allgemein genannt) in meinem nächsten Briefe.

Am 12. Oktober a. St. kam der Kaiser Alexander hier an. Alle Einwohner Berlins eiften dem wahrhaft großen Kriegshelden entgegen, um ihn zu sehen. Daß auch ich, theure Eltern, bei diesem Auflauf nicht fehlte, könnt Ihr Euch leicht denken. Glücklicher Weise fand ich einen Platz, von dem aus ich alles sehr gut übersehen konnte und daher eben wird es mir jetzt auch möglich, Euch so manches über den Einzug unseres trefflichen Kaisers in Berlin zu melden. — Die gesammte Garnison der hiesigen Residenz war außerhalb des Frankfurter Thores auf dem Wege nach Friedrichsfelde (ein etwa eine Meile von Berlin entlegenes königliches Lustschloß) in großer Parade dergestalt aufgestellt, daß der rechte Flügel (die Infanterie) sich an das Thor anlehnte, der linke Flügel (die Cavallerie) bis auf die Hälfte des Weges nach Friedrichsfelde hin stand. Bei der Annäherung des Wagens kam demselben, auf tausend Schritte weit, ein Escadron Garde du Corps entgegen und bildete die Escorte in der Art, daß ein Zug vor und drei Züge hinter dem Wagen des Kaisers ritten. — Als er nun so bei dem linken Flügel angekommen war, wurde er aus 20 bei der Windmühle von Friedrichsfelde aufgepflanzten Kanonen mit 101 Schuß begrüßt. Von hier an nun ritten der Kaiser, der König, die Prinzen (auch unsere beiden Großfürsten) und die

gesammte Suite die Fronte herunter, wobei ihnen von den Truppen die Honneurs gemacht und Hurrah gerufen ward. — Als der Kaiser das Ende des rechten Flügels erreicht hatte, hielten beide Majestäten innerhalb des Thores stille und ließen die Truppen in Geschwindschritt en Parade defiliren und als die Reihe an das Reserve-Bataillon des Genadierregiments des Kaisers Alexander kam, setzte er sich an die Spitze des Bataillons und führte dasselbe, indem er dem Könige die militairischen Honneurs machte, selbst vorbei und nahm dann wieder seinen Platz bei dem Könige ein. Jetzt begann unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner des Geschüzes, der feierliche Zug, in welchem die Kavallerie vorausritt, durch die Frankfurter-, Kaiser- und Königsstraße, über die lange Brücke bei der Schloßfreiheit vorbei, zu dem nach dem Lustgarten führenden Schloßportale, unter beständigem Bivat des Volks und dem Hurrah der, nebst der Bürgergarde, nun zu beiden Seiten der genannten Straßen aufmarschirten Infanterie. — Unser Kaiser hatte die Preußische Uniform an und trug auch nur den Preußischen schwarzen Adler-Orden; der König und die sämmtlichen Prinzen aber den Russischen St. Andreas-Orden. — Im kleinen Schloßhofe, wo der Kaiser vom Pferde stieg, hatten sich die königlichen Pagen, Kammerherrn und die Hof-Chargen zu seinem Empfange versammelt und auf der Treppe kamen ihm die Prinzessinnen des königlichen Hauses nebst ihrem Hoffstaate entgegen. Der Kaiser führte die Prinzess Wilhelm, der Großfürst Nicolai die Prinzessin Charlotte und Michael die Prinzessin Friederike. — So viel, innigstgeliebte Eltern, habe ich von dem Einzuge und Empfange unseres Kaisers gesehen; was nun aber in den geheiligten Hallen des Schloßes weiter vorgefallen ist, weiß ich nicht. Mit dem Einbruch der Nacht war die ganze Stadt prachtvoll erleuchtet, wobei sich mehrere königl. Gebäude theils durch Transparents, theils durch die architektonische Art ihrer Erleuchtung auszeichneten, z. B. die Münze. Ueber der Thüre derselben sah man ein allegorisches Bild, auf welchem Jupiter in seinem Viergespann vorgestellt war, Blitze auf ein Ungeheuer (Napoleon) schleudernd und unter demselben standen folgende Worte, die Euch Schwarz übersetzen mag: „Typhone altero, cum e catenis prorupisset, nunc penitus prostrato alma pax redit cum eaque Plutus et Moneta.“ —

Von hier reiste der Kaiser, wie man sagt, nach Warschau, um sich krönen zu lassen und in einigen Tagen wird ihm die Kaiserin, die hier am 6. November a. St. mit ähnlichen Feierlichkeiten wie der Kaiser empfangen wurde, dahin folgen, um ebenfalls gekrönt zu werden. — Noch einige Worte über die Feier des Verlobungstages des Großfürsten Nicolai mit der Prinzessin Charlotte. — An diesem für Preußen und Rußland gewiß höchst erfreulichen Tage wurden die hier anwesenden Russischen Truppen für Rechnung des Königs im Zeughause gespeist und am Abend ward ihnen in eben demselben Gebäude ein Ball gegeben. Aber erfreulicher als dieß war mir noch, es deutlich gewahr zu werden, daß auch die gekrönten Häupter die Wichtigkeit dieses Tages so sehr erkannten. In dieser Muthmaßung ward ich sehr bestärkt, als ich am Abend die einfache, aber gewiß sehr sinnreiche Erleuchtung der Linden sah. In einiger Entfernung von einander standen nämlich abwechselnd bald ein Russischer bald ein Preussischer Adler von Gyps und zwischen jedem Paar Adler loderte neben einer hohen weißen Fahne eine Opferflamme hoch in die Luft auf. Ein Bild der Vereinigung Preußens mit Rußland und des Dankopfers dafür, das man dem allwaltenden Gotte brachte. Auch hatten an diesem Tage, als eine besondere Ehrenbezeugung, die man dem Kaiser erwies, die Russischen Truppen alle Wachen besetzen müssen. Ich kann wohl sagen, daß ich darüber entzückt war, wieder einmal, wenn gleich auch erst nach so sehr kurzer Zeit meiner Entfernung von Rußland, Russische Soldaten auf die Wache ziehen zu sehen.

Den 21. Oktober a. St. brachte ich eine kleine Schrift von Albanus in Miga und eine andere von dem Kanzleirath Elevoigt in Mitau zu dem alten berühmten Hufeland, dem Verfasser der Makrobiotik. Ich ließ mich durch den Diener bei ihm melden, mußte aber eine ziemliche Zeit warten, ehe er erschien. Es war an einem Donnerstage; ungefähr um 11 Uhr Morgens. Nach einer halben Stunde kam eine ziemlich lange Gestalt aus einer Seitenthüre zum Vorschein, verbeugte sich sehr steif gegen mich und erwartete schweigend mein Anliegen. Ich trat zu ihm und überreichte ihm die beiden Schriften, die er besah und drauf zu mir sagte: „Verzeihen Sie, daß ich Sie jetzt nicht länger unter-

halten kann, denn ich muß gleich zu einem Patienten fahren. Wollen Sie mich aber von jetzt an bis zum März jeden Donnerstag besuchen, so wird es mir lieb seyn; Sie werden hier mit manchem interessanten Manne bekannt werden. Heute Abend z. B. könnten Sie herkommen.“ Diese Einladung nahm ich dankbar an und werde nie aufhören, mich darüber innig zu freuen, daß es mir hier so glücklich geht. Schon ein Paar höchst unterhaltende Abende habe ich in dem Hause dieses größten jetzt lebenden Arztes verlebt; besonders interessant war mir gleich an dem ersten Abende ein Urtheil über den thierischen Magnetismus, das der würdige alte Hufeland fällt. Er erzählte nämlich, daß eine Frau, die früher geblendet gewesen war, zu ihm gekommen sey und ihn um seine Hülfe gebeten habe. Vergebens hätte er ein halbes Jahr alle nur erdenkbaren Mittel angewandt, um sie wieder herzustellen. Da aber keines rechte Wirkung gethan habe, sey er in einer Nacht auf den Gedanken gekommen, sie zu magnetisiren, und nur durch den Magnetismus wäre er im Stande gewesen, sie von ihrem Uebel zu befreien. Sonderbar genug, setzte er hinzu, erst vor kurzer Zeit hatte ich gegen dieses Heilmittel geschrieben und nun wurde ich plötzlich von der Anwendbarkeit desselben ganz überzeugt; seit dieser Zeit glaube ich aber nun auch steif und fest an die beinahe übernatürlichen Wirkungen des Magnetismus. Wirklich hört man hier auch von merkwürdigen Kuren, die der hiesige Professor Wolfart machen soll; leider fällt es aber einem Nichtmediciner sehr schwer denselben beizuwohnen. Dennoch glaube ich jetzt aber an alle Heilungen durch den Magnetismus, obgleich ich selbst noch nichts gesehen habe, weil mich der alte treffliche Hufeland, der König unter den Ärzten, versicherte, daß er d u r c h a u s nicht zu verwerfen sey. — Vielleicht wirst auch Du, guter Vater, jetzt nicht mehr dem armen Schwarz so hartnäckig opponiren, wenn er über den heilsamen Einfluß des Magnetismus auf die nervenschwachen Patienten spricht. — Der Ton in dem Hufelandschen Hause ist sehr ungezwungen. Um  $\frac{1}{2}$  7 Uhr geht man zum Thee hin, begrüßt bei seiner Ankunft den Wirth und die Wirthin, unterhält sich dann mit den dort versammelten geistvollen und berühmten Männern so lange man Lust hat, und verläßt die Gesellschaft wieder, wenn man glaubt, daß es Zeit ist nach Hause

zu gehen. Von berühmten Männern habe ich dort gesehen den großen, genialen Componisten Zelter, den Botaniker Linné und den Philosophen Kiefewetter; bekannt geworden bin ich mit dem Chemiker Fourtè, dem Mediciner Osann, dem ersten jetzt lebenden Astronomen Bode und dem rühmlich bekannten Chemiker Gernbustädt. Die beiden zuletzt genannten Männer haben mich auch eingeladen, sie zu besuchen. Mit dem ersten bin ich schon recht genau bekannt, denn ich höre bei ihm ein Collegium über Astronomie und bleibe oft noch recht lange nach der Stunde bei ihm. Bei dem letzteren bin ich aber noch nicht gewesen. — An eben dem Tage, an welchem ich das Glück hatte in dem Lufelandschen Hause bekannt zu werden, machte ich auch noch einen Besuch bei dem berühmten griechischen Sprachforscher Buttman und dem Staatsrath Nicolovius. Letzterer forderte mich auf, ihn so oft zu besuchen, als es meine Zeit erlaubt, und ersterer, der bei der hiesigen Bibliothek angestellt ist, hat mirs erlaubt, immer in dieselbe zu gehen, wenn ich studiren will. An beide Männer hatte ich Briefe von meinem alten Struve in Königsberg abzugeben. —

Einige Tage später lud mich der Geheimrath Schmalz ein, ihn zu besuchen. Es war der Geburtstag seiner ältesten Tochter. Der Abend, den ich dort verlebte, gehört mit zu den genussreichsten hier in Berlin. Dieß ist denn auch der erste Ort, wo ich hier zum Abendessen gewesen bin. Ich erzähle Euch dieß, weil mir die Reihenfolge der Speisen sehr auffallend war. Zuerst wurde Ochsenzunge umhergereicht; drauf kaltes Salzfleisch, dann Neunaugen, hierauf Sülz, Pflaumen, Kuchen und dann endlich Käse. — Schmalz ist ein Mann, der außerordentlich viele Feinde hat, mir aber seiner bedeutenden Kenntnisse und seines Geistes wegen, so wie auch durch seine außerordentliche Güte gegen mich sehr lieb und theuer ist.

Am 26. Okt. a. St. erhielt ich folgenden Brief, als ich eben im Collegio bei Burgold war: „Lieber Ditmar! Lies diesen Brief ja nicht laut und stecke ihn gleich nach dem Lesen zu Dir, aber vorsichtig! — Du bist um 6 Uhr zu — — (ja, zu wem? Das magst Du errathen, wenn Du kannst —) — beschieden. Kommst Du auch ein halbes Stündchen später, so macht es nicht

viel aus. Aber eile, womöglich. — Entschuldige Dich bei Hrn. Rath Burgold mit einem nothwendigen Gange, der nicht aufzuschieben ist. Lebe wohl und auch schon etwas lustig, vorahnend, bis zum baldigen Wiedersehen, das Dich beseeligen soll und wird. — Das Mysterium löst Dir sogleich Dein Freund Karl Konstantin Krauckling.“ — Ja, und das Mysterium löste sich so herrlich und trefflich, wie manches unerklärbar scheinende Problem durch den Scharfsinn eines Mannes gelöst wird. Der gute Krauckling hatte nämlich dem ersten jetzt lebenden Kritiker unter den Deutschen, Franz Horn, erzählt, daß ich zu seinen wärmsten Verehrern gehörte, wodurch er veranlaßt wurde, mich zu sich zu bitten. Zugleich ließ er mir sagen, daß Tiedge den Abend bei ihm zubringen würde. Keinen Augenblick säumte ich, mich gleich in meine elegante schwarze Kleidung zu werfen und in die Gesellschaft ausgezeichneter Männer zu eilen. Sehr freundlich nahm mich der von mir schon längst so sehr verehrte Franz Horn auf und freute sich, mich gleich in seinen Familienkreis einführen zu können. Meine Freude über diese abermalige interessante Bekanntschaft stieg so hoch, daß ich Horn sagte: „ich wünschte, daß Sie es ahnen könnten, wie glücklich ich mich fühle.“ Drauf setzten wir alle uns um den Theetisch und ich verlebte in der Gesellschaft der beiden Dichter Horn und Tiedge einen so göttlichen Abend, als man nur in dem Kreise der geliebten Seinigen verleben kann. Die Unterhaltung war sehr lebhaft und anziehend; viele sehr schöne Züge erzählte Tiedge besonders von Karl Graf, Engel, Goethe, Herder, Hamann und einigen andern und, als wir zum zweiten Male dort eingeladen waren, von Lafontaines schriftstellerischem Leben und dem Schüler Tiedges, Theodor Körner. Einmal traten sogar dem 61jährigen Greise die Thränen in die Augen, als Horn's Schwägerin, Laura Gedike, Körner's Gebet während der Schlacht sang, nämlich bei dem Verse: „'s ist ja kein Kampf für die Güter der Erde“ 2c. Tiedges Gestalt ist so, daß man in ihr ganz gewiß nicht die Seele eines Dichters von so hohem Range ahndet. Er ist ein kleiner, stark gebauter, hagerer Mann. In seinem Gesicht ist nichts hübsches, bis auf das Auge; dieses ist aber auch sehr geistvoll, groß und lebhaft, kurz, um es mit einem Worte zu sagen, sehr schön. Das Gesicht

selbst ist pockennarbig, besonders die große, dicke Schnabelfarbe. In seinem ganzen Wesen spricht sich aber sein reines, religiöses Gemüth sehr deutlich aus.

Am 31. Okt. a. St. lernte ich den rühmlichst bekannten deutschen Sprachforscher Wolfe kennen. Dieser würdige 75jährige Greis gehört zu den liebenswürdigsten Menschen, mit denen ich bekannt bin. Noch nie habe ich einen Mann gesehen, der bei so ausgebreiteter Celebrität so anspruchslos und kindlich ist, als er. Denn er ist es, durch den das ganze Schulwesen eine bessere, höhere Richtung gewonnen hat, indem er den Philanthropismus mit Baschow stiftete, — er, der besonders durch seine Kinderschriften so sehr nützlich geworden ist, — er, der die deutsche Sprache so sehr bereichert und vervollkommenet hat. Von allen diesen großen Verdiensten scheint dieser biedere Greis auch nicht die entfernteste Ahnung zu haben, eben so wenig wie von seinem hohen moralischen Werth, indem er selbst sagt: „Manches Gute, das an mir ist und das ich gewirkt habe, ist von mir schon längst vergessen worden.“ — Auch um Rußland hat dieser geistvolle und geniale Mann große Verdienste, indem er 15 Jahre mit dem rastlosestem Eifer auf die Verbesserung der Schulen hingearbeitet hat, die ihm wenigstens in Petersburg gelungen ist, wofür er denn auch jetzt noch eine Pension erhält und zum Ruff. Hofrath erhoben worden ist. Besonders merkwürdig ist mir an diesem alten Biedermann auch das gewesen, daß er, obgleich er in seinen früheren Jahren keine Anlage zum Dichten gehabt hat, wie er selbst erzählt, jetzt mit der größten Leichtigkeit Verse machen kann, die wunderschön sind.\*).

Eben als ich meinen großen Brief an Euch, theure Eltern, abschicken will, erhalte ich einen Brief von der himmlischen Elisa, der mich daran erinnert, daß ich noch eine Eurer Fragen beantworten muß. Wenn Du nämlich, gute Mutter, an sie auch noch schreiben willst, so richte einen und denselben Brief auch an Tiedge, denn er erweist mir ebenso, wie Elisa, die innigste Liebe. Die beiden edlen 60jährigen Freunde wohnen in einem reinen, entzückenden Verhältniß zu einander zusammen und nehmen

\*) Vgl. „Balt. Mon.“ von diesem Jahr S. 140 f.

es daher, weil sie innige Freunde sind, nicht übel, wenn man einen Brief an sie beide richtet. Thue es also, geliebter Engel, Du meine gute Mutter. Auf Deinen wahrlich schönen Brief, Du alter trefflicher Vater, habe ich von der guten Elisa noch keine Antwort. — Wahrscheinlich wird sie Dir selbst antworten. Lebt herzlich wohl!

Eiligt

Guer Woldemar.

(Fortsetzung folgt.)





## Kunstbriefe.

### X.

Noch immer steht die „Berliner Gewerbe-Ausstellung“ im Vordergrund des Interesses. Als Schmerzenskind, als Reklame-Unternehmen, als stolz gerittenes Steckenpferd lokalpatriotischer Puzigkeit, als Prügelnabe — je nachdem — aber immer wieder stoßen wir auf dieselbe Ausstellung. Freilich -- es steckt ja auch eine Masse Geld darin.

Ob sie mehr zum Klagen als zum Loben Anlaß giebt — das soll hier nicht weiter untersucht werden. Was meine persönliche Anschauung von der Sache und daß ich mehr zum Klagen Ursache finde — dürfte Ihnen wohl so ziemlich einerlei sein. Wenn ich überhaupt der Ausstellung Erwähnung thue, so nur, weil sie mir eigentlich die Lösung meiner Aufgabe unmöglich macht. Fällig ist ein Brief über die Bühnenkunst und das Theaterleben Berlins und der eben läßt sich kaum schreiben. Du lieber Himmel — die Kunst ist aus dem Berliner Theaterleben so gut wie ausgelirt in den Tagen und Wochen dieser ersten Ausstellungszeit, ausgelirt zu Gunsten der Amüsements. Wie die Ausstellung im Treptower Park selbst sich nur als ein Appendix, als ein unvermeidliches Anhängsel an dem Gesamtrummel der zahllosen Vergnügungsunternehmungen präsentirt, so ist überhaupt das ganze Leben hier zur Zeit allein auf diesen Kammerton des „Du sollst Dich amüsiren“ abgestimmt. Und daß heute das „Amüsement“

nicht unbedingt mit der Kunst was zu thun hat, häufig wohl auch ihr geflistentlich aus dem Wege geht — hier so gut, wie sonst wo — braucht das erst noch bewiesen zu werden? Aber so frappant pflegt's Einem nicht immer in die Augen zu springen, wie eben jetzt.

Schlagen wir 'mal den Spielplan der Berliner Theater an einem dieser Tage auf. Selbst das „Schauspielhaus“ begnügt sich mit l'Arronge's „Doktor Klaus“, doch bot die Oper dafür „Lohengrin“; Sommeroper (bei Kroll) — das Ballet „Puppenfee“; — „Deutsches Theater“ — „Lumpacivagabundus“; „Berliner Theater“ — „Der letzte Brief“ (von Sardou); „Lessing-Theater“ — Strauß' neueste Operette „Baldmeister“; „Neues Theater“ — „Tata-Tato“, Schwank von Villaud und Carré; „Residenz-Theater“ — „Hals über Kopf“, Schwank von Alexandre Bisson; „Theater unter den Linden“ — „Orpheus in der Unterwelt“, Operette von Offenbach; „Schiller-Theater“ — „Vergnügte Flitterwochen“, Schwank von J. Keller und Fritz Brentano; „Velle-Alliance-Theater“ — „Die Kinder des Capitän Grant“, großes Ausstattungstück mit Ballet; „Adolph-Ernst-Theater“ — „Das flotte Berlin“, von Dreptow und Jakobson; „Apollo-Theater“ — „Spreeamazone“, Schwank von H. Sennfeldt, u. s. w. In Summa also: französische und deutsche Poffen und Operetten beherrschen den Spielplan absolut. Wie soll und kann man da einen Theaterbrief schreiben, der sich mit Kunst beschäftigt? Und der Fremde, der nach der Deutschen Reichshauptstadt kommt, erwartungsvoll — welchen Eindruck vom Berliner Theaterwesen wird er mit sich nehmen? Denn ähnlich sieht der Spielplan jetzt immer aus . . . .

\* \* \*

Doch als gewissenhafter Chronist muß ich verzeichnen, daß zwei neue Theater entstanden sind, beide zunächst für die Zeit der Ausstellung. Das eine ist das „Olympia-Theater“, ein englisch-amerikanisches Unternehmen. Der riesige, aber nicht häßliche Holzbau auf dem Terrain des ehemaligen Fourage-Magazins, Ecke Alexander- und Magazinstraße belegen, faßt 4000 Personen in einem in gerader Richtung amphitheatralisch aufsteigenden Zuschauer-

raum. Von dem großen Orchester ist dieser durch einen breiten Kanal getrennt, der auch Schaustellungszwecken dient. Alles ist gewaltig in diesem Riesentheater, vor Allem natürlich auch die Bühne, die etwa die Größe des Marktplazes einer mittelgroßen Stadt hat; vielhundertköpfige Schaaren, darunter allein 300 Ballettinnen, können sich gleichzeitig auf ihr tummeln; zu Fuß und zu Pferde, auf Dromedaren und Elephanten treiben die verschiedensten Typen des modernen Orients neben europäischen Gestalten des Mittelalters und des Alterthums ihr farbenfunkelndes, augenblendendes Wesen im Rahmen des großartigen Ausstellungsstückes „The Orient.“ Da es englischen Ursprungs ist, fehlt es natürlich auch nicht an allerlei „Spezialitäten“, deren Kunstleistungen mehr oder weniger mit der Handlung verknüpft sind . . . Die Sache hat natürlich ungeheuer viel Geld gekostet, aber sie bringt auch viel ein und Direktor Kiralfy und seine Finanzkräfte erleben allabendlich ein ausverkauftes Haus.

Das andere Theater liegt im Ausstellungspark, dicht bei „Alt-Berlin“, nach dem es sich auch nennt. Im Stile des Großen Kurfürsten hat es Meister Schring erbaut und vorgeschwebt haben mag ihm bei der malerischen Ausschmückung der Façaden das alte Marstallgebäude am Schloßplaz. Es ist auch ein großes Theater, denn es hat über 1800 Plätze, mehr also, als das Königliche Opernhaus. An der Spitze des Unternehmens steht der Schriftsteller Paul Blumenreich, nunmehr „Direktor“ Blumenreich, der auch das große Theater des Westens leiten wird. Sein Oberregisseur ist der einstige Direktor des Lobe-Theaters in Breslau, Herr Wite-Wild. Obgleich ein Ausstellungstheater, erhebt sich sein Programm über Posse, Schwank, Feerie, Ballet beträchtlich empor. Dieses Genre ist überhaupt so ziemlich ganz ausgeschlossen, wenngleich auf Ausstattung natürlich viel Nachdruck gelegt wird. Die Idee des Spielplans ist recht sinnig. Die Direktion bestellte bereits im Winter bei einer Reihe von Schriftstellern zehn dramatische Bilder oder Einakter aus der Geschichte Berlins während der Jahre 1050 bis zum großen Ausstellungsjahre 1896. Diese Schriftsteller sind Karl Weibtreu („Die Wendentaufer“), Ernst v. Wolzogen („Die schwere Noth“), Konrad Alberti („Die Bäuerin“), Ulrich v. Hartmann („Der Meister von Berlin“), Adalbert v. Hanstein

(„Gogkowsky“), Axel Delmar („An mein Volk“), N. C. Strahl („Unsere Viktoria“), M. Baron Roberts („Heimkehr“), Julius Keller und Louis Herrmann („Fiddicke und Sohn“) — bis auf das letzte Dioskurenpaar der kalauerdurchgezogenen Woffenfabrikation lauter mehr oder weniger ernst zu nehmende dichterisch veranlagte Bühnenschriftsteller. Doch das sind nur neun Stücke. Sie vermissen den zehnten Autor und gleichzeitig wohl auch den Namen des offiziellsten Vertreters berlinerischer patriotischer Dramatik — Ernst v. Wildenbruch. Nun, er fehlte auch nicht. Aber sein „Junge von Hennersdorf“ wucherte über den Rahmen eines Einakters hinaus und kam, wie ich seinerzeit berichtet habe, im Lessing-Theater zur Aufführung, mit nur mäßigem Erfolge übrigens. Statt dessen wurde als zehnte Nummer ein reines Schaustück dem Spielplan eingefügt: „Märkisches Ringelstechen.“ Außerdem veranstaltet das Theater historische Umzüge durch Alt-Berlin, mittelalterliche Jagdzüge u. dgl.

Bleibtreu, Wolzogen, Alberti, Hanstein und Delmar haben ihre Feuerprobe schon bestanden. Oder auch nicht — wie man's nehmen will. Sonderlich gefiel keine der von ihnen gebotenen Dichtungen. Doch darf man nicht allzu streng mit ihnen ins Gericht gehen: ein historisches Zeitbild und eine packende dramatische Handlung in den Rahmen bloß eines Einakters hineinzuzwängen, ist gar schwer und es erscheint unausbleiblich, entweder, daß eine ordentliche Entwicklung dem Sprunghaften und Unvermittelten Platz macht, oder daß die Handlung in Schaugepränge und Szenenmalerei sich verflüchtigt. Und von historischem Geist ist meistens ebenso wenig zu spüren, wie in den sogenannten historischen Dichtungen eines Viktor Hugo und Alexander Dumas père, oder aber in den geschichtlichen Ausstattungsstücken eines Victorien Sardou. Aber an hübschen historischen Bildchen ist kein Mangel. Bleibtreu führt uns mit der Dramatisierung der Niederlage und Taufe des Wendenfürsten Jagko bei Schildhorn an der Havel am tiefsten in die Vergangenheit hinein. Im 14. Jahrhundert spielt v. Wolzogens „Die schwere Noth“, eine kulturhistorische Anekdote, ein geschicht kostümiertes Lebensbild aus der Zeit vor dem falschen Waldemar. Alberti hat sich in seiner „Büßerin“ die Jugendtage Johann Georg's, des Sohnes Joachims II.

gewählt, und die Heldin des Trauerspiels ist Anna Sydom, jene Freundin des Kurfürsten Joachim, die die Volksfage zur „weißen Frau“ gemacht hat. In das Zeitalter Friedrichs des Großen und in die Tage des Einzuges der Russen unter Tottleben in Berlin im J. 1760 versetzt uns v. H a n s t e i n, der die so mißverständene Opferthat des Kaufmanns Gogfowski dramatisch zu verwerthen gesucht hat. Und dramatisch ist gewiß das Geschick dieses Patrioten, der sein ganzes Vermögen opfert, um Berlin, das die Kontribution nicht aufbringen kann, vor Brand und Plünderung zu bewahren und zum Dank dafür von den Landsleuten der Verätherei beschuldigt wird. Dramatisch ließe sich dieser Vorwurf gewiß gestalten, nur nicht im Rahmen eines Einakters. D e l m a r endlich bietet in „An mein Volk“ eine Reihe von Genrebildern, die die Volksstimmung an jenem Tage des J. 1813 schildern, wo Friedrich Wilhelm III. seinen berühmten Aufruf erließ.

Was die übrigen noch ausstehenden vier Dichtungen bringen werden — weiß man im Augenblick nicht. Wohl aber glaubt man zu wissen, daß der Vorrath der zehn Arbeiten nicht für die ganze Ausstellungszeit ausreichen wird — ihre Zugkraft ist eben nicht ausgiebig genug und sechs Nummern (das „Ringelstechen“ ist die sechste) gelangten allein im Mai zur Aufführung . . .

Mit der Theaterchronik wäre ich hiermit so ziemlich zu Ende. Ich bin es ganz, wenn ich noch hinzufüge, daß die am meisten besprochene „Première“ die von J o h a n n S t r a u ß' jüngster, in den Melodiceen Einen oft recht bekannt „straußisch“ anmuthenden, in Handlung und Text unsäglich schalen und abgeschmackten und bis zur Unmöglichkeit unwahrscheinlichen Operette „Waldmeister“ war, die die Ferenczysche Truppe vom Hamburger Karl-Theater — am ersten Abend unter Leitung des Wiener Maëstro selbst — seit vier Wochen hier allabendlich zur Aufführung bringt.

\* \* \*

Noch ein wenig von den bildenden Künsten. Nicht von der großen „Internationalen Kunst-Ausstellung“, die sich nur ausführlicher und im Zusammenhang besprechen läßt, was mir für später vorbehalten bleiben möge — sondern von zwei interessanten Einzelausstellungen.

Die eine finden wir im Kunstsalon von Schulte. Sie ist ganz klein. Sie besteht nur aus einer Tafel mit einer Reihe von farbigen Zeichnungen und kolorirten — Notenblättern. Es sind die Originale zu dem soeben im Verlag von Stargardt erscheinenden eigenartigen Werke des genialen Zeichners und Radirers Josef Sattler „Meine Harmonie.“ Er hat es dem Andenken Battista Alberti's gewidmet, jenes Venetianers, der durch sein encyklopädisches Wissen und seine vielseitige Kunstbegabung im 15. Jahrhundert glänzte. Alberti hatte sich u. A. auch vielfach mit dem Problem von der Verwandtschaft der musikalischen und der malerischen Tonwerthe beschäftigt, vielmehr es erst eingehender bearbeitet. Beiläufig bemerkt, ist also diese heute wieder modern gewordene und von verschiedenen Künstlern praktisch verwirklichte Anschauung schon über 500 Jahre alt. Im Grunde genommen nur eine Spielerei, wenngleich eine recht geistreiche. Eine Spielerei insofern, als ja in der Auffassung der Farbenwerthe und der Klangfarbe ganz und gar das individuelle Empfinden den Ausschlag giebt, wenngleich natürlich Jedermann z. B. das Schwarz düster und ernst, das Roth prächtig und glänzend erscheinen wird. Und ebenso ist's in der Musik mit mancherlei Akkorden und Einzeltonen. Wie verschieden aber zudem diese Verwandtschaftslehre verwerthet werden kann, das beweisen besonders frappant die Bilder des jungen Martin Brandenburg, die ich vor ein paar Monaten eingehender besprach und nun das Sattler'sche Album, das bei Schulte ausgestellt ist.

Der tiefsinnige Zeichner und Radirer geht in diesem Falle sozusagen wissenschaftlicher vor als der romantisch empfindsame und träumerische Maler. In der That hat Sattler sich ein ganzes System für seine „Harmonie“ konstruirt, mit dem er nun das Publikum bekannt macht. Entsprechend den vier Elementen Luft (Himmel), Erde, Wasser, Feuer nimmt er vier Grundfarben an: das Blau, Grau, Grün, Roth, und diese Elemente und Farben sind ihm gleichzeitig die Symbole für Hoffnung und Werden (Blau), Leben und Stoff (Grau), Vergehen und Tod (Grün), Liebe und Geist (Roth). Die Mischung von Grau und Grün ist der Farbensausdruck des Glends, des Drucks, der Last und Sorge; die Mischung von Roth und Blau der der Freude, des Glücks; Gelb

bedeuten ihm Gisi, Galle, Zweifel. Diese Begriffe und Empfindungen werden andererseits durch bestimmte musikalische Klänge gekennzeichnet, und so ergibt sich für Sattler eine Harmonie der Farben- und Musiktöne. Um das nun klar zu machen, setzt er bekannte Configuren in Farben um und illustriert er ferner durch einige meisterhafte, leicht getönte Zeichnungen die Uebereinstimmung zwischen Farbenton und Gegenstand der Darstellung. Da haben wir z. B. die „Dunkle Last“ und „Das arme Mädchen“, dort einen finsternen Barkenschlepper, hier eine verkümmerte Fabrikarbeiterin, beide Bilder durchweg in Grau und Grün in verschiedenen Nüancen gehalten; in den „beiden Stimmen“ sollen Roth und Blau den Eindruck eines anmuthigen Duettts hervorrufen, u. s. w. Aber — wirken Ilya Repin's „Burlast“ („Barkenschlepper“), die den damals so jungen Maler mit einem Schlage bekannt machten, nicht ebenso düster und beklemmend, bei aller Farbenbuntheit, wie Sattler's „Dunkle Last“? Und ist jetzt nicht in demselben Schulte'schen Salon Böcklins „Ruine am Meer“ ausgestellt, die trotz ihrer dunkelblauen und röthlichen Töne einen tiefernsten, schwermuthsvollen Eindruck macht und somit die Sattler'sche „Harmonie“ ebenfalls in Schwanken bringt? Mit einem vollständigen System der Harmonie von Farben und Klängen dürfte es daher wohl immer ein wenig hapern . . .

Wenige Worte nur darf ich über die andere Ausstellung sagen, da der Raum zu Ende geht. Aber aufmerksam machen muß ich auf sie zum mindesten diejenigen meiner Leser, die im Sommer vielleicht Berlin berühren. Denn die abermals höchst eigenartige und großes Interesse beanspruchende Ausstellung wird bis in den Herbst hinein fortwähren.

Es ist eine Sammlung von neun Christusbildern moderner deutscher Maler. Ihre Entstehung verdankte sie jenem idealistischen Zuge der Reaktion gegen den Materialismus unseres Zeitalters, der sich unverkennbar immer mehr hervordrängt. Der Symbolismus und Mystizismus in der Dichtkunst und Malerei sind zwei der hauptsächlichsten Ausdrucksformen dieser Reaktion. Sie bewegt sich also keineswegs vornehmlich — ja eigentlich nur selten — auf dem Boden des positiven Christenthums oder auch nur der Religion.

Der Kunsthändler Bierck zu München war es, der auf den Gedanken kam, eine Reihe namhafter Künstler aufzufordern, ein Bildniß des Herrn zu malen, losgelöst von aller personenreichen und handlungsbewegten Komposition, und das der „Vorstellung jedes gläubigen Christen entspricht.“ Neun Maler unterzogen sich, jeder ohne von der Arbeit des Anderen zu wissen, der schweren Aufgabe. Um so schwerer war sie, als die meisten von ihnen, zum mindesten künstlerisch, sich nicht in diesem Ideen- und Empfindungskreise zu bewegen pflegen. Es sind das der Berliner Skarbina, die Düsseldorfser Brütt und Kampf, die Münchener Marr, May, Stuck, Uhde, Zimmermann, der Frankfurter Thoma, beiläufig der Einzige unter den Neun, der nicht Professor ist. Auch Ihnen sind die meisten dieser Künstler bekannt; ihre Hauptbilder sind ja oft genug vervielfältigt worden. Wie verschieden sie in ihrer Auffassungs- und Ausdrucksweise sind, wissen Sie daher. Und ebenso verschieden geartet zeigen sie sich auch hier. Ich kann, wie gesagt, mich jetzt auf eine Einzelbesprechung der neun im alten Reichstagsgebäude auf der Leipziger Straße ebenso würdig, als stimmungsvoll ausgestellten Gemälde nicht einlassen. Nur soviel — den neuteamentlichen Heiland finden wir in diesen so verschiedenartig vermenschlichten Gestalten jedenfalls nicht, ebenso wenig aber natürlich Anklänge an den traditionellen Christustypus unserer Tage, wie er doch immerhin sich herausgearbeitet hat. Aber eben darum ist das Sichversenken in diese Ausstellung um so interessanter. Uebrigens werden die Bilder gewiß in photographischer Vervielfältigung als Album herausgegeben werden, zusammen mit dem Kommentar der Maler selbst, der sich jetzt auch im Katalog schon findet. Löhnend wäre das gewiß.

Berlin, im Juni.

J. Norden.





## Mittagszauber.

### I.

Am Waldestrande, bei den Tannen dort,  
Wo in der Gluth der Sommermittagssonne  
Das Heidekraut, dem Sand entwachsen, duftet,  
Da ruh' ich oft und dämmre für mich hin  
In wohl'gem Träumen, ohne viel zu denken.  
Die kleinen blauen Falter flattern hier  
In Menge her und hin, in muntrem Spiel  
Sich suchend und sich fliehend, bald in Lüften,  
Bald wieder sich auf Gras und Blumen wiegend.  
Ein Wespenchen kommt geflogen, saugt sich fest  
Am duft'gen Blütenkelch, im Sonnenstrahle  
Sich wärmend und den schlanken Hinterleib  
Wie wollustathmend ein und aus bewegend.  
Laufkäfer in metallischem Gewand  
Huscht über'n Boden hin mit eil'gen Füßen; -  
Die schillernd grüne Cicindele kommt  
In raschem Flug geflogen, wo der Sand,  
Der sonnenwarne, sie zur Last einladet,  
Um augenblicklich wieder fort zu eilen,  
Sich wieder setzend, wieder auf zu fliegen,  
Unstät und doch voll sichtlich Behagens.  
Die Vögel schweigen, ab und zu nur schwirrt es  
Durch das Geäst, es knarrt ein Baum, es raschelt,  
Ich weiß nicht welch Gethier, im Unterholz.  
Des Habichts Schrei tönt plötzlich durch die Luft, --  
Dann wieder Stille, -- jurend nur erfüllen  
Heuschreckensänge, unsichtbaren Ursprungs,  
Als wär's des Sommers Stimme selbst, die Luft. --

Was ist es, das an diesen Fleck mich bannt?  
 Der Mittagszauber? Ja, — doch jener nicht,  
 Den als ein Schreckniß schon die Alten schildern.  
 's ist ein Gefühl, als ob die ganze Welt  
 Sich auf des Lebens Mittagshöh befindet,  
 Durchwärmt, durchleuchtet, wunschlos, voll Behagen,  
 Der Ruh sich freuend und der Sonnenwärme,  
 Bis die Gedanken all, die Bilder selbst,  
 Die bunten Bilder all im Schlaf verdämmern, —  
 Im Schlaf, — tief, still und warm, und ohne Träume!

## II.

Am Grabenrande, dort, am Waldesjaum,  
 Wo durch den moor'gen Grund das Wasser leise,  
 Unmerklich in dem engen Bette hinzieht,  
 Dort, wo die Sumpfspiräa sich erhebt  
 Und Valerian mit blaffen Dolben duftet, --  
 Dort, dort entfaltet sich an Sommertagen  
 Der Mittagszauber, wenn die Sonne glüht, --  
 Umfängt mir leis geheimnißvoll die Seele  
 Und hält gebannt mich an dem stillen Ort.  
 Der Moorgesuch, vom heißen Sonnenbrand  
 Hervorgeleckt, erfüllt die Luft und mischt sich  
 Mit dem betäubenden Geruch des Porrosch,  
 Der auf des Waldes Boden sich dahin zieht.  
 Die kleinen Falter fliegen her und hin,  
 In Schaaeren sich der Sonnenwärme freuend,  
 Und auf den Ellernbüschen schimmern hell  
 Die grünen Käfer mit metallnem Glanze.  
 Libelle kommt geflogen, schwirrt umher,  
 Setzt hier sich hin und dort, -- die Flügel zittern  
 Und glänzen wie Gespinnt von Feenhand,  
 Indeß sie mit den großen grünen Augen  
 Hinaus starrt in die sonnenwarme Welt. --  
 Im Graben aber, wo die Wasserlinsen  
 Und Schilf und Ralmus wachsen, in dem Wasser,  
 Dem weichen warmen Wasser waltet still  
 Ein Ueberschwang millionenfachen Lebens:  
 Die Wasserspinne läuft darüber hin,  
 Die Fröschelein tauchen lustig auf und unter,  
 Die kleinen schwarzen Wasserkäfer tummeln  
 In Schaaeren sich, die großen braunen tauchen  
 Bisweilen auf, um wieder zu verschwinden.  
 Unzählig klein Gethier von allen Arten,

Auf allen Stufen der Entwicklung,  
 Haut hier und wird und lebt und freut sich,  
 Schwimmt in dem Wasser munter hin und her,  
 Wärmt bald sich oben an durchsonnter Fläche  
 Und kühl't sich wieder unten auf dem Grund.  
 Mir aber ist, als ob ich all dies Leben  
 Mitlebte, mitempände das Behagen  
 Des Colymbetes, der im Wasser auftaucht,  
 Des Falters, der durch Luft und Duft sich schwingt,  
 Des Kalmus selbst, der sich der Sonnenwärme,  
 Des moor'gen Grundes und des Wassers freut —  
 Ein Sommermittagstraum — vielleicht nur Thorheit,  
 Und doch das Herz mit tiefem Glücksgefühl  
 Erfüllend, gleich als ob des Lebens Quellen,  
 Den tiefverborgenen, näher wir gerückt  
 Im Mittagszauber an dem Grabenrande.

L. v. Schroeder.





## Litterarische Streiflichter.

---

Schilderungen der großen europäischen Kulturländer, ihrer Landschaften, Städte und Bevölkerung sind heutzutage unmodern. Die außerordentliche Erweiterung und Ausbildung der Verkehrsmittel erleichtert dem Europäer den Besuch ferner Welttheile, so daß eine Reise nach Amerika oder Afrika, zum Theil auch nach Asien als eine Spazierfahrt betrachtet wird, die man zum Vergnügen oder zur Erholung unternimmt. Reiseschilderungen müssen daher gegenwärtig schon sehr entfernte oder von den gewöhnlichen Verkehrsstraßen weit abliegende Gegenden und Völkerschaften behandeln, wenn sie Interesse und Aufmerksamkeit erregen sollen. Die Völker Europas stehen in so ununterbrochenem regem Verkehr unter einander, die frühere Trennung durch die Entfernung des Raumes erscheint gegenwärtig so sehr aufgehoben, daß, wohin in Europa jetzt der Reisende auch sich wendet, er doch nur in einem anderen Theile desselben großen Wohnhauses sich zu befinden meint. Die Völker unseres Welttheils scheinen sich so genau zu kennen und sind sich durch die fortschreitende Kultur so ähnlich geworden, daß Beobachtungen und Schilderungen ihrer Eigenthümlichkeit als etwas völlig überflüssiges angesehen werden könnten. Betrachtet man bloß die Oberfläche des Völkerlebens, insbesondere die gebildete Gesellschaft, so hat die nivellirende Macht der Kultur und der herrschenden Zeitideen überall große Gleichförmigkeit der Lebensanschauungen und Lebensformen, der Interessen, Vergnügungen und Sitten bei den höheren Ständen

bewirkt. Wer aber schärfer zusieht, bemerkt bald, daß die Völker Europas in ihrem Wesen sich seit einem Jahrhundert nur wenig verändert haben, daß sie sich im Ganzen nicht viel besser und tiefer verstehen gelernt haben als früher, daß endlich politische Ab- und Zuneigung die gegenseitige Beurtheilung in hohem Grade trübt. Ein fremder Beobachter, der mit offenem Auge und unbefangenen Sinn in ein Land kommt, wird daher auch heute noch viel Stoff zu neuen Entdeckungen und interessanten Wahrnehmungen finden. Unter den allgemeinen europäischen Kulturformen, die oft nur Lünche sind, lebt die ursprüngliche Eigenart der Völker ununterbrochen fort und tritt oft in voller Lebendigkeit hervor.

Am meisten von allen Völkern unseres Erdtheils leisten noch immer die Engländer dem nivellirenden Zuge der Zeit Widerstand. Man mag sie anklagen oder bewundern — die Engländer sind auch heute noch durchweg in sich abgeschlossene Naturen, die ohne Rücksicht auf die Meinungen Anderer ihren eigenen Weg gehen und sich selbst über alle anderen Völker stellen. An die Uneigennützigkeit und Humanitätstendenz der englischen Politik glaubt heute Niemand mehr, der englische Parlamentarismus erscheint nur noch unverbesserlichen politischen Doktrinen als ideale Staatsverfassung, die englische Litteratur nimmt längst nicht mehr die hervorragende Stellung im europäischen Geistesleben ein wie ehemals, die einst als unübertrefflich betrachteten englischen Fabrikate halten kaum noch die Konkurrenz mit denen des Festlandes aus — aber das Land, die Sitten, der Charakter des Volkes, die vielen originellen, eigenartigen Persönlichkeiten fesseln noch immer das Interesse und regen immer wieder zu vergleichender völkerpsychologischer Betrachtung an. Der einst viel gelebene und gefeierte, jetzt sehr mit Unrecht völlig vergessene J. G. Kohl, einer der hervorragendsten Schriftsteller und feinsten Völkerbeobachter Deutschlands, hat vor 50 Jahren in mehreren Werken Land und Leute, sowie das Leben und die Sitten in England vortrefflich geschildert. In anmuthiger Darstellung bieten diese Bücher eine Fülle von feinen Beobachtungen und belehrenden Mittheilungen; sie sind, wenn auch Einzelnes darin veraltet ist, doch noch immer sehr lesenswerth. Dieselbe Aufgabe, wie Kohl

für seine Zeit, hat sich für die Gegenwart der Schwede Gustav F. Steffen gestellt in seinem Buche: Aus dem modernen England. Eine Auswahl Bilder und Eindrücke, die mit einer großen Anzahl von Illustrationen ausgestattet ist. Eine verkürzte Ausgabe des größeren Werkes führt den Titel: In der Fünfmillionen-Stadt. Kulturbilder aus dem heutigen England. Aus dem Schwedischen übersezt von Dr. Oskar Rejher\*); sie liegt uns vor. Es ist eine Reihe von Bildern aus dem englischen Leben, vornehmlich in London, welche uns Steffen vorführt. Er beginnt mit einer geistreichen Gegenüberstellung von London und Paris in ihren wesentlichen Verschiedenheiten und führt uns dann durch die dunkle Nebelatmosphäre des gewöhnlichen Londoner Tages, auf die Straßen und die City mit ihrem Reichthum und der häßlichen Enge ihrer Gebäude, in die großen Verkaufsläden mit ihrer Pracht und Herrlichkeit und dann wieder in die Quartiere der Armen und Elenden. Er schildert uns anschaulich die herrlichen Paläste der englischen Großen, führt uns in die prächtigen schattigen Parks, er geleitet uns zu den großen ehrwürdigen Kirchen und weist am längsten im Poetenwinkel der Westminsterabtei; hier wird seine Schilderung stimmungsvoll und ergreifend. Dann läßt er uns das häusliche und das Gesellschaftsleben kennen lernen, urtheilt aber über beides nicht sehr günstig, wie ihm denn überhaupt in gefelliger Beziehung die Engländer steif und hölzern und sehr ungelent und ungefickt in der Unterhaltung scheinen. Dagegen ist er voll Lob und Bewunderung für die Töchter Albions, die er in Anmuth, Schönheit, gesellschaftlichem Takt und geistiger Bildung über alle andern Frauen Europas stellt. Die Schilderung des Westminsterpalastes und der parlamentarischen Ceremonieen giebt Steffen den Anlaß zu kurzen, aber anschaulichen Charakteristiken der bedeutendsten englischen Staatsmänner der Gegenwart, von Gladstone bis auf Chamberlain. Betrachtungen über die englische Presse, Litteratur und das Leben in den Klubs bilden den Schluß des interessanten Buches. Steffen schreibt geistreich und anziehend, er weiß zu beobachten und wenn er auch bisweilen nur die Oberfläche streift, wie in dem Kapitel: Soziale Wolkenbildungen, hört

\*) Leipzig, Peter Hobbjng, 2 M. Das größere Werk kostet geb. 9 M.

man ihm auch da gern zu. Im Ganzen urtheilt er nicht allzu günstig über die Engländer; das durch Sitte und Ueberlieferung gebundene Leben der Engländer, das nur zu oft den heuchlerischen Schein, den Cant statt des Wesens aufrecht erhält, sagt dem an völlig freie Bewegung des Individuums gewöhnten Skandinavier nicht zu. Steffens Buch gewährt einen lehrreichen Einblick in das englische Leben unserer Tage, es verdient von Allen, die sich dafür interessiren, gelesen zu werden.

Das Zeitalter der Aufklärung findet gegenwärtig eine gerechtere und unbefangene Würdigung, als es noch etwa vor einem Menschenalter der Fall war. Die Einseitigkeiten und Schwächen jener Epoche, ihre Beschränktheit, ihr mangelnder Sinn für alles Ursprüngliche, Volksthümliche, Historischgewordene, ihre Flachheit und Verständnißlosigkeit in religiösen Dingen werden nicht verkannt, dagegen aber auch die humanen Bestrebungen der Menschen jener Zeit, ihr eifriges und thatkräftiges Streben nach Besserung und Läuterung des eigenen Wesens wie der Gesamtzustände, ihre begeisterte Hingabe an die Ideen des Guten, der Tugend, der Vervollkommnung des Menschengeschlechts mit Recht anerkannt. Ein unverwüßlicher Optimismus erfüllte damals die Menschen, der Glaube an die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit lebte unerschütterlich in den Herzen der Besten: daß durch bessere Erziehung, durch Verbreitung intellektueller Bildung die Menschen immer mehr zu ihrer wahren Bestimmung reif gemacht werden könnten, war die allgemein herrschende feste Ueberzeugung. In der pessimistischen, materialistischen, allen idealen Anschauungen und Bestrebungen skeptisch gegenüberstehenden Gegenwart erscheinen einem jene Männer mit ihrem warmen Herzen und ihrem zuversichtlichen Glauben an die Verwirklichung der sie erfüllenden Ideen wahrhaft ehrwürdig, denn sie kannten doch ein höheres über den irdischen Lebensgenuß hinausgehendes Dasein. Einer der charakteristischsten Vertreter der Aufklärungszeit nach ihren Vorzügen ebenso wie nach ihren Schattenseiten hat jüngst eine biographische Darstellung erhalten in dem Buch von F. Burbach: *Hudolph Zacharias Becker*. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte unseres Volkes\*). Wer weiß heute noch etwas von

\*) Gotha, C. F. Hinemann. 1 M. 20 Pf.

N. J. Becker? und doch war sein Name vor 75 Jahren allgemein bekannt und hochgeachtet. Durch einen äußern Anlaß, das hundertjährige Bestehen der von N. J. Becker begründeten Buchhandlung, hervorgerufen, giebt das kleine Buch einen Ueberblick über das Leben und die litterarische Wirksamkeit des nach verschiedenen Richtungen hin unermüdllich thätigen Mannes. Becker war Pädagog, Journalist, Buchhändler, Volkschriftsteller, überall und allezeit verfolgte er das eine Ziel: Beförderung der Aufklärung. Burbach's Schilderung trägt einen etwas panegyrischen Charakter, die Schwächen und Mängel Becker's und seiner Bestrebungen werden nicht genug hervorgehoben. Außerdem wünschte man mehr individuelle Züge in der Darstellung hervorheben zu sehen; sollten sich nicht zahlreiche Briefe von Becker erhalten haben? Als Volkschriftsteller hat sich Becker durch sein Noth- und Hilfsbüchlein für Bauersleute gewiß manche Verdienste erworben, aber sein Mildheimisches Liederbuch, durch welches er beim Volke die pöbelhaften Lieder, d. h. die alten Volkslieder verdrängen wollte, ist der Gipfel der Geschmacklosigkeit. Schon daß eine ganz unpoetische Natur wie Becker, es unternahm, 518 Lieder für das Volk zu verfertigen, ist seltsam genug und die Beschaffenheit dieser Lieder wirkt geradezu erheiternd. Becker läßt den Bauern und Handwerksmann seine Berufsthätigkeit in langen Liedern besingen, er liefert dem Bauer Lieder auch für das Schweineschlachten und Mistführen, als ob das Volk sich in seinen Liedern nicht gerade über die tägliche nüchterne Arbeit hinaus in eine höhere Sphäre erheben wollte. Aber zu solchen Verfehrtheiten führte die Nüchternheit der Aufklärungstendenzen. Auch über Beckers deutschen Patriotismus, namentlich zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft, urtheilt Burbach zu günstig, wie hätte auch ein Journalist in einem kleinen Rheinbundstaate einen solchen bethätigten und hervortreten lassen können? Die wahren Patrioten jener Zeit urtheilten denn auch keineswegs anerkennend über seine journalistische Thätigkeit. Daß ihn trotzdem das Mißgeschick traf, auf Befehl Napoleons verhaftet und 14 Monate lang gefangen gehalten zu werden, ist eine Ironie des Schicksals. Sehr richtig hebt Burbach hervor, daß Becker durch seine Nationalzeitung vor allem für die Verbreitung des religiösen und politischen Liberalismus in dem Bürgerstande

sehr bedeutend gewirkt hat. Becker war kein eigentlicher Gelehrter und kein Mann von hervorragender Begabung, aber geschickt, praktisch, thätig, hat er doch ein Einfluß auf die Zeitgenossen gehabt, er lebte ganz in seiner Zeit und ist mit ihr vergangen, aber auch solcher Männer Gedächtniß, in denen das Durchschnittsmaß des geistigen Lebens einer Epoche sich verkörpert, aufzufrischen und der Nachwelt zu erneuern, ist verdienstlich.

Die biographischen Blätter\*) nehmen ihren ununterbrochenen Fortgang. Das soeben erschienene dritte Heft des zweiten Bandes enthält wieder mehrere anziehende Artikel. Dahin gehört vor allem der preisgekrönte Aufsatz von Siegmund Günther über Heinrich Barth, den Erforscher des dunklen Kontinents, der ebenso sachkundig wie pietätvoll geschrieben ist, ferner Georg Stamper's Erinnerung an Uwe Jens Lornsen, die nur eine kurze Skizze ist, aber als Hinweis auf den hochverdienten unglücklichen Patrioten der Beachtung werth ist. Wilhelm Goltzer giebt einen warmen Nachruf auf den trefflichen, zu früh aus dem Leben geschiedenen schwäbischen Dichter und Forscher Ludwig Laistner, H. Hüffer bietet eine Charakteristik Erzherzog Karls bis zum Jahre 1796, von Josef Nauf werden Erinnerungen an B. Auerbach und L. Anzengruber veröffentlicht. Von besonderem Interesse endlich ist G. Frentags Abschiedsrede an Treitschke vom 11. August 1863; man wird sie grade jetzt, da ganz Deutschland um den edlen Todten trauert, mit wehmüthiger Theilnahme lesen. Möge es den weiteren Heften nicht an anziehendem Stoffe gebrechen, mögen namentlich recht häufig Mittheilungen aus dem Briefwechsel berühmter Männer zur Veröffentlichung gelangen.

Vor einiger Zeit haben wir an dieser Stelle Wilhelm Münch's Anmerkungen zum Text des Lebens besprochen, heute liegt uns eine andere Schrift von demselben Verfasser vor: Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst\*\*). Das Buch wendet sich, wie der Titel zeigt, zunächst an Schulmänner und Pädagogen, es enthält aber des Lehrreichen und Beachtenswerthen auch für weitere Kreise, nament-

\*) Berlin. Ernst Hofmann.

\*\*\*) Berlin, H. Gaertner's Verlagsbuchhandlung. 2. vermehrte Aufl. 6 M.

lich solche, die sich für Erziehung und Unterricht interessieren, so viel, daß wir ihm einige Worte zu widmen uns nicht versagen können. Man spürt es auf jeder Seite der Schrift, daß ein erfahrungsreicher, den Gegenstand vollkommen beherrschender, alle in Betracht kommenden Momente sorgfältig abwägender Mann von umfassender und tiefer Bildung seine wohl durchdachten Ansichten hier ausspricht, und worüber er sich auch äußert, man folgt gern und mit Aufmerksamkeit seinen Auseinandersetzungen. Mit der Pflege der Muttersprache beschäftigen sich mehrere sehr beherzigenswerthe Aufsätze, so vor allem der „ein Blick in die Muttersprache“ betitelte und ein anderer die Pflege des mündlichen deutschen Ausdrucks behandelnder, beide sind nach Inhalt und Form vorzüglich. Vortrefflich handelt Münch dann weiter über Sprachgefühl und Sprachunterricht und gibt ferner sehr beherzigenswerthe Bemerkungen über die Pflege der deutschen Aussprache als Pflicht der Schule. Auch was Münch über das Verhältniß der alten und neueren Sprachen auseinandersetzt, verdient Beachtung; doch scheint der Verfasser uns hier sich nicht ganz von der leider heutzutage immer allgemeiner werdenden Geringschätzung der alten Sprachen in ihrer Bedeutung für die Jugendbildung freizuhalten. Noch mehr unter dem Einfluß moderner Anschauung steht der Aufsatz: Einige Fragen des evangelischen Religionsunterrichts. Man kann mit dem Verfasser darin einverstanden sein, daß die eigentliche Dogmatik nicht in den Religionsunterricht und nicht auf die Schule gehört und doch an der Ueberzeugung festhalten, daß die Schüler auf der obersten Stufe in den Lehrbegriff ihrer Kirche und die Unterscheidungslehren der Confessionen eingeführt werden müssen. Es wird dabei allerdings von dem Tacte des Lehrers abhängen, daß er das richtige Maß in der Behandlung dieser Frage einhält. Mit dem Wunsche Münchs, die biblische Geschichte in einer mehr modernisirten Form den Schülern mitgetheilt zu sehen, sind wir ebenso wenig einverstanden als mit seiner Ansicht, der Römerbrief eigne sich wegen seiner Schwierigkeit und Dunkelheit nicht zur Behandlung auf der Schule. Ueberhaupt legt Münch der jetzt herrschenden Richtung in der Pädagogik nachgebend zu viel Gewicht darauf, daß der Knabe alles verstehe, was er lernt, und ist in Folge dessen ein Gegner

des Einprägens zahlreicher Kirchenlieder und biblischer Sprüche. Wir sind dagegen der Meinung, daß der Schüler damit einen Schatz für das Leben erhält, den er auf der augenblicklichen Entwicklungsstufe zwar noch nicht zu würdigen weiß, der aber in späteren Jahren von ihm nach seinem unvergänglichen Werthe erkannt werden wird. Ein wirkliches Verständniß der Schriftworte erhält auch der gereifte Mann erst durch die Prüfungen und mannigfaltigen Erfahrungen des Lebens und wer kann auch am Ende seines Daseins behaupten, daß er die Worte der göttlichen Offenbarung völlig verstehe? Das allerdings erscheint zweifellos, daß der Religionsunterricht, wie er meist erteilt wird, auf die heranwachsende Jugend ohne Wirkung bleibt; wie wäre es sonst zu erklären, daß der Mangel an Verständniß für alles Christliche, ja die ausgesprochene Abneigung dagegen unter den Gebildeten so allgemein verbreitet ist? Eigene Gedanken erweckt der Aufsatz, in dem Münch die Erziehung zur Vaterlandsliebe behandelt. Eine solche Auseinandersetzung ist doch nur in Deutschland und bei den Deutschen möglich, Angehörige einer anderen Nation würde ein solches Thema fremdartig anmuthen. Wie, ist denn die Vaterlandsliebe nicht etwas Selbstverständliches, Naturgemäßes, Ursprüngliches, bedarf sie erst der Erziehung und Heranbildung? Aber die jahrhundertlangeerspaltung und Zerklüftung des deutschen Volkes, sein jahrtausendalter Entwicklungsgang hat das Resultat gehabt, daß diese Frage keineswegs so einfach zu beantworten ist wie bei anderen Nationen. Heimaths- und Stammesgefühl kennt und empfindet jeder Deutsche ohne weiteres, dazu bedarf er keiner Erziehung, aber die Liebe zum großen, allgemeinen Verbande muß die Mehrzahl sich erst aneignen und vermitteln. So ist es noch heute in Deutschland und so wird es wohl noch lange sein, bis die Zeit kommt, wo der Deutsche zur Vaterlandsliebe nicht erst erzogen zu werden braucht, weil er sie als alles beherrschende Kraft in seinem Herzen empfindet.

Von *Kuno Fischer's* kleinen Schriften führt der vierte, unlängst erschienene Theil, den Titel: *kritische Streifzüge gegen die Unkritik\**. Fischer wendet sich darin gegen ver-

\*) Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 3 M. 20 Pf.

schiedene Angriffe, welche seine Arbeiten über Lessing und Goethe erfahren haben und unternimmt, es seine Widersacher der Unlogik zu überführen; er bedient sich dabei meist der Ironie und des ihm eigenen geistreichen Wises. Ein ganzes Buch voll Polemik hat aber immer etwas Mißliches, weil das Negative nothwendig darin vorherrscht und den Leser auch bei geistreicher Behandlung, wenn es sich nicht um große hochwichtige Dinge handelt, leicht ermüdet. Dazu kommt, daß es sich in dem vorliegenden Falle fast nur um K. Fischer wenig ebenbürtige Gegner handelt, mit denen der schlagfertige geistvolle Autor leicht fertig wird. Indessen kann es Niemand K. Fischer verdenken, daß er seine wohldurchdachten und klar dargelegten Ansichten gegen unbegründete Einreden vertheidigt. Am bedeutendsten sind die Aufsätze: Ein Nathanklärer und ein litterarischer Fündling als Lessings Faust, dann die ergötzlich-derbe Abfertigung des abenteuerlichen Buches von Louvier über Goethes Faust und die vortreffliche Charakteristik: Herr Dünker als Kritiker, worin dieser unermüdlich thätige, aber höchst geschmack- und kritiklose Kommentator des Faust und anderer Goethescher Dichtungen mit den Waffen der Ironie und Satire sowie der strengen Logik ad absurdum geführt wird. In dem letzten Aufsatz: zwei Tassoerklärer begründet Fischer nochmals seine Ansicht, daß Antonio von Goethe erst in die zweite italienische Redaction des Dramas eingefügt und die bedeutende Stellung, welche er jetzt darin einnimmt, erhalten hat. Daß Fischer F. Kern dabei ebenso geringschäßig abfertigt wie Dünker, bedauern wir, da dieser verdiente Erklärer von Goethes Tasso, auch wenn man seine Ansichten für unrichtig hält, doch eine achtungsvollere Behandlung verdient hat. Wir werden uns freuen, im nächsten Theile der kleinen Schriften wieder positiven Resultaten der Dichtererklärung und litterarischen Forschung K. Fischers zu begegnen. H. D.

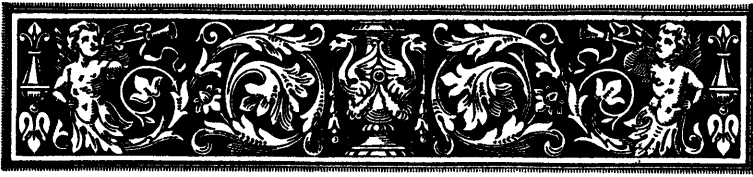
\* \* \*

#### Druckfehlerberichtigung.

Seite 285 Zeile 1 und 2 von unten lies Wagener statt Wagner.

Дозволено цензурою. Рига, 26 Юни 1896 г. — Buchdruckerei F. Nauck, Riga.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Zidebühl.



## Ans W. v. Ditmar's Reisebriefen an seine Eltern.

(1815—1818)

von

L. v. Schroeder.

(Fortsetzung.)

---

Berlin, den 15. Dec. 1815.

Den 7. Nov. a. St. war ich endlich wieder bei der trefflichen Necke, die sich hier mit mütterlicher Liebe meiner annimmt. Dieses Mal war ich ganz allein mit ihr und verlebte mit ihr mehrere ganz außerordentlich genussreiche Stunden. Gleich als ich mich bei ihr anmelden ließ, kam sie mir entgegen und sagte mir: „Es freut mich sehr, mein lieber Ditmar, daß Sie doch wieder einmal an mich denken. Kommen Sie und lassen Sie uns nun recht viel mit einander sprechen.“ Ich folgte ihr, nachdem ich einige Entschuldigungen wegen meines langen Ausbleibens gemacht, in ihre Studirstube, wo sie zuerst gleich nach meiner Familie fragte und sich mit mir freute, als ich ihr sagte, daß ich vor einigen Tagen Briefe von Euch, theure Eltern, erhalten hätte. Drauf trug sie mir an Euch alle einen Gruß auf und brachte nun das Gespräch auf wissenschaftliche Gegenstände; vorzüglich viel unterhielten wir uns an diesem Tage von Cagliostro, des berühmten Zauberers Betrügerien, die sie in zwei Schriften, mit edler Dreistigkeit dem Publikum entdeckt hat. Dieses Mal hatte ich auch die Freude ihre auserwählte Bibliothek zu sehen und von ihr mehrere Bücher zum Lesen zu erhalten, wobei sie mir zugleich

sagte, daß ich zu jeder Zeit die Bücher aus ihrer Büchersammlung erhalten könnte, die mich interessirten. Unter mannigfaltigen Unterhaltungen waren mehrere flüchtige Stunden dahingeeilt und ich mußte fort. Wie sehr wunderte ich mich aber, als ich nach 8 Tagen, am 13. Nov. a. St., schon wieder zum Thee zu der edlen Elisa eingeladen wurde. Dieses Mal hatte sie mehrere ihrer jungen Landsleute und Freunde, wie sie uns nennt, zu sich bitten lassen, um uns dem alten würdigen 84-jährigen Grafen Kalkreuth, Gouverneuren von Berlin, vorzustellen. Auch der treffliche Franz Horn und seine Familie war da. Wenig oder vielmehr garnicht habe ich mich an diesem Abende mit der liebenswürdigen Gräfin Necke unterhalten, nur einmal trat sie zu mir und sagte: „Ich werde Sie jetzt recht oft bitten lassen,“ ergriff drauf meine Hand und drückte sie herzlich. Natürlich küßte ich die ihrige. Ich wünschte, gute alte Mutter, daß Du Deinen steifen, unbiegsamen Woldemar bei solcher Gelegenheit sähest. Das Sprichwort ist wahr, daß man auf Reisen ein ganz anderer Mensch wird. Bei meiner Rückkehr wirst Du Deine Freude an mir haben. Es wurde diesen Abend viel musizirt und gesungen; oder es las auch der herrliche Tiedge von seinen Gedichten welche vor, — ein unbeschreiblich hoher Genuß, der mir jetzt so oft zu Theil wird, wie ich früher nicht einmal einen geahndet habe. Um 10 Uhr verließ ich diese höchst interessante Gesellschaft. Denkt Euch meine Verwunderung, als ich schon nach 8 Tagen wieder die große Freude hatte, zu meiner mütterlichen Freundin gebeten zu werden. Dieses Mal verbrachten wir fast den ganzen Abend durch Gespräch, — doch wurde auch mehrmals musizirt und gesungen, sowie auch vorgelesen. An diesem Abende sagte mir die Necke, daß sie mich von nun an nur noch in außerordentlichen Fällen einladen lassen würde; ich wäre jetzt bekannt genug in ihrem Hause, um hinzukommen, wann ich Lust hätte. „Spätestens müssen Sie aber,“ setzte sie hinzu, „alle 14 Tage mich besuchen, — sonst werde ich Ihnen böse.“ Wie unbeschreiblich glücklich ich mich nach solchen Aeußerungen so ausgezeichneten Menschen fühle, kann ich Euch, geliebte theure Eltern, nicht sagen. Ich bin ein wahres Glückskind und das danke ich Euch. Es ist ein ganz eigenes, unbezeichnenbares Gefühl, wenn man sich so in dem Zirkel allgemein angestaunter

Menschen befindet und von diesen mit einer so zuvorkommenden Güte behandelt wird, als gehörte man zu ihrer Zahl. So manches Mal ist es mir äußerst auffallend gewesen, wie sie so etwas ganz Unbedeutendes, das man sagt, hervorheben, um uns dadurch Muth einzulößen. — — —

So weit hatte ich meinen Brief gestern geschrieben, als plötzlich Hartmann in meine Stube trat und mir eine Einladung von meinen Landsleuten brachte, mit ihnen den Geburtstag unseres Kaisers bei unserm guten Weiße zu feiern. Ich eilte hin und verlebte unter vielen mir herzlich lieben Freunden einen recht schönen Abend. Heute früh hörte ich eine Predigt von Schleiermacher und setze nun jetzt am ersten Weihnachtstage (d. 13. Dec. a. St.) meinen Brief an Euch fort. Es ist hier in Berlin jetzt noch bei weitem mehr Leben, als sonst; denn überall sind Weihnachtshuden aufgebaut, die von großen und kleinen Leuten besucht werden. Ich müßte dicke Bände schreiben, wollte ich alles beschreiben, was hier jetzt zu sehen ist.

Am 14. Nov. hatte ich die unbeschreiblich große Freude, von dem alten Wolke, von dem ich Euch schon so vieles gemeldet habe, besucht zu werden. Er blieb einen ganzen Nachmittag bei mir und las mir viel von seinen Gedichten und Fabeln für Kinder vor. Eins seiner Gedichte schenkte er mir und da es noch nie gedruckt worden ist, so lege ich eine Abschrift für Euch bei. Die kindlich fromme, reine und kräftige Sprache in demselben wird Euch gewiß vielen Genuß gewähren und schon um dieses Gedichtes willen verdient Wolke, wenn er sonst nichts geschrieben hätte, die innigste Liebe jedes Rechtlichen und ist eines reichen, vollblühenden Dichtertranzes werth.

Daß ich während dieser Zeit wieder verschiedene Male bei Gufeland, Bellermann und Schmalz gewesen bin, brauche ich Euch wohl nicht erst zu sagen. Letzterer ist mir außerordentlich gewogen und auch ich lerne ihn mit jedem Tage mehr lieben und hochschätzen. Sehr oft muß ich ihn besuchen und verlebe dann die interessantesten Abende, die man sich denken kann, in einem lebenswürdigen Familientreise. Als ich das letzte Mal bei Schmalz war, reichte er mir beim Abschiede herzlich die Hand und dankte mir sehr liebevoll für die freundliche Gesinnung, die ich geger

ihn hege, und setzte noch hinzu, wir müßten immer in Verbindung bleiben, wenn wir auch noch so fern von einander wohnten. Er redet mir jetzt gewaltig zu, Privatdozent in Berlin zu werden. Wirklich bin ich auch dazu geneigt, obgleich ich hier wohl nie Vorlesungen halten würde; — in der Zukunft kann ich aber manchen Vortheil durch diesen Titel haben, denn die hiesige Universität ist allgemein sehr geschätzt. Ich beschäftige mich jetzt eben mit einigen vorbereitenden Arbeiten.

Am 8. Dec. a. St. machte ich unserem Minister Mopäus meine Aufwartung. Wahrscheinlich hätte ich es nicht gethan, wenn die Rede es nicht ausdrücklich von mir verlangt hätte. Mopäus hat nämlich einmal gegen sie geäußert, daß viele russ. Unterthanen in Berlin seyen, er aber noch keinen kenne. Ich ging also zu ihm hin und ward sehr artig aufgenommen. Nach einigen Minuten ließ er meinen Namen aufschreiben und ich empfahl mich nun seinem Schutze, worauf er mir antwortete, ich möchte mich nur immer an ihn wenden, auch in der größten Kleinigkeit; er würde mir nie, so viel in seinem Vermögen stände, seinen Beistand verweigern. So lieb mir diese Aeußerung war, so lieb war es mir aber auch, diese Staats-Visite gemacht zu haben.

Solltet Ihr, theure Eltern, nicht durch irgend einen herreisenden Studenten Gelegenheit haben, mir dasjenige Heft der Rosenplänterschen Beiträge zu genaueren Kenntniß der ehstnischen Sprache zu schicken, in welchem meine Sammlung von ehstn. Volksliedern abgedruckt ist? Der gute Onkel Brömsen würde Euch wohl das Heft aus Bernau verschaffen. Durch eben diese Gelegenheit könnte ich dann auch Bergmann's lettische Singsgedichte erhalten. Benj. Bergm. würde Euch wohl ein Exemplar zu Beförderung an mich zukommen lassen, wenigstens eins von der zweiten Sammlung. Bittet ihn doch in meinem Namen darum und meldet ihm, daß der Professor Friedr. Mühs sie bei seinen historischen Arbeiten zu benutzen wünscht. Sehr gut könnte auf diese Art auch so manches zur Verewigung des Namens unseres würdigen verstorbenen Bergmanns beigetragen werden. Wenn Ihr an irgend einen schreibt, der nur den Namen Bergmann führt, so grüßt ihn jedes mal herzlich von mir. Auch wäre

es mir sehr lieb, wenn ich durch Euch die Adresse an unsern guten Heinrich B. und Sahmen erhalten könnte.

Doch ich kehre wieder auf einige Augenblicke zu Berlin zurück. Da ich Euch noch keine Sylbe über das hiesige Theater geschrieben habe, so wird es Euch vielleicht nicht unangenehm seyn, einige Bemerkungen hier über dasselbe zu finden. Im Allgemeinen kann ich von demselben nur ein sehr günstiges Urtheil fällen; — sollte ich aber Einzelnes hervorheben, so müßte ich so manches tadeln, was ich hier, um Raum zu ersparen, nicht thun will. Nur das eine Wort stehe hier über die Schauspieler Mattausch und Devrient, daß ich diese für die größten jetzt lebenden Künstler auf dem Theater halte. Als Komiker ist Devrient größer als Jffland, wie mir Fouqué sagte; aber merkwürdig ist es, daß er auch die ernsteste Rolle mit der größten Kunst spielt. Mattausch zeichnet sich besonders in Heldenrollen aus, namentlich spielte er neulich in Goethes Götz von Berlichingen den Götz ganz unübertreffbar. Durch ihren Gesang sind mir hier in den großen Opern vorzüglich aufgefallen der Bassist Fischer und Madame Wilder-Hauptmann. Die Stimme der letzteren ist so stark und so rein, wie ich sie noch niemals gehört habe; leider scheint sie das, was sie singt, aber nie zu fühlen und daher ist mir wenigstens ihr Gesang nie so anziehend, als er es sein könnte. Es ist ein unbeschreiblich hoher Genuß, auf einem so gut besetzten Theater die Schillerschen und Goetheschen Tragödien zu sehen; — unerreichbar werden hier aber, meiner Meinung nach, die Opern gegeben.

Das Wetter ist hier noch immer sehr milde, über 6—7 Grad ist die Kälte hier bis jetzt nur einmal gewesen. Da schrieen die verzärtelten Berliner aber auch schon gewaltig; die Kutschpferde waren bis zu den Augen und Hufen in wollenes Zeug genäht, worüber wir Nordländer laut lachten, und beinahe keinen Menschen sah man auf der Straße, der sich nicht den Kopf mit Tüchern bewickelt hatte und große Handschuh trug. Selbst die Flüsse scheinen sich hier leichter von der Kälte bestricken zu lassen, als bei uns; wenigstens ist die Spree größtentheils schon zugefroren. Auf der kleinsten Eisfläche sieht man hier Schlittschuhläufer, die große, mit Eisen beschlagene Stühle vor sich her schieben, auf denen Damen sitzen und sich herzlich über die Schlittenfahrt freuen.

Selbst die glatten Stellen auf den Straßen und in den Rinne-  
steinen werden zum Glitschen gebraucht. Oft sieht man auch  
wohl einen alten Graukopf sich diese jugendliche Freude machen.  
Läugnen kann ich's nicht, daß mich ein solcher Anblick immer sehr  
freut, wenn ich gleich auch oft herzlich lachen muß. Die bei-  
folgende Vorrede, die ich zu Löwis\*) Schrift über die Gegend  
von Heidelberg geschrieben habe, überschickt ihm doch und grüßt  
den Guten herzlich von mir. Wenn er mir doch schriebe, ob er  
mit ihr zufrieden ist. Der Druck des Werkchens hat schon  
begonnen und ich hoffe, daß es in einigen Wochen erscheinen  
wird. Die ganze Auflage wird auf velinartigem Druckpapier  
gedruckt.

Viele innigste herzliche Grüße von mir an Bergmans, Bergs,  
Büsch, Eivers, Moltrecht, Spindler, an die Nurmischen, Carl  
Engelhardt, Holsts u. a. Nächstens schreibe ich auch an Spindler  
und Agathon. Von Moltrecht, dem alten treuen Freunde, erwarte  
ich einige Zeilen. Auch Schwarz und Tante Dettingen grüßt  
recht, recht herzlich. Und nun lebt alle herzlich wohl! Mit der  
innigsten und wärmsten Liebe werde ich bis zu meinem Tode seyn  
Euer Euch treuliebender

Wolbemar.

---

Berlin, den 19. Jan. a. St. 1816.

Daß ich, geliebte Eltern, in der Zeit, seit ich meinen letzten  
Brief an Euch schrieb, wieder sehr oft bei unserer trefflichen, höchst  
liebenswürdigen Gräfin Recke, bei Hufeland, Schmalz, Fr. Horn u. a.  
gewesen bin, brauche ich Euch wohl kaum erst zu sagen. Mit  
ganz besonderer Liebe werde ich aber von der Recke und Tiedge  
behandelt. Sie ersetzen mir hier, so viel es fremden Menschen  
möglich ist, Eure Stelle, theure Eltern. Ich werde hier jetzt  
nicht jeden Tag nennen, an welchem ich bei einem dieser mir mit

---

\*) Andreas von Löwis. Die erwähnte, hübsch und anregend geschriebene  
Schrift erschien zuerst i. J. 1814 in Dorpat (gedruckt bei J. C. Schünmann);  
die zweite, von W. v. Ditmar mit einer Vorrede versehene Auflage i. J. 1816  
in Berlin (Meurer'sche Buchhandlung). Ann. des Herausgebers.

Liebe entgegenkommenden Menschen gewesen bin, sondern nur die, an welchen ich irgend ein Gespräch von Bedeutung gehabt habe. Ich fange wieder mit der Necke an; denn am liebsten spricht man doch von dem, was uns das Liebste ist. Als ich am 14. Dec. a. St. bei ihr war, traf ich sie im Bette. Sie befand sich grade nicht wohl. Den ganzen langen Abend brachte ich mit Tiedge und ihr allein zu, doch so angenehm, daß ich gewünscht hätte, daß der Abend noch einmal so lang gewesen wäre. Wir sprachen sehr viel über die Art, wie die Bauern in Liv-, Est- und Kurland frei zu lassen wären, und die Necke erzählte mir von einer sehr lebhaften Korrespondenz, die sie über diesen Gegenstand mit Merkel geführt hatte. Durch dieses Gespräch veranlaßt, kamen wir auf die Französische, Preußische und Russische Gesetzgebung und auf Merkel, von dem ich erzählte, daß er mit frecher Stirn der Welt kund mache, daß sie den Lorenz Stark nur ihm zu danken habe. Tiedge, der herrliche Mann, widersprach dieser Angabe sehr lebhaft; denn nur durch Friedländer in Berlin, sagte er, ist Engel bewogen worden, den Lorenz Stark herauszugeben. In seiner ursprünglichen Gestalt ist er unter dem Titel: „Der Hausvater“ dramatisch bearbeitet und nach vielen Jahren endlich zum Druck fertig gewesen; denn Engel hat immer sehr lange an jeder einzelnen Stelle gemußert. Während dieser Zeit erschien unter demselben Titel ein anderes Werk, und nun hat Engel das seinige durchaus nicht mehr herausgeben wollen. Friedländer hat ihm aber gar keine Ruhe gelassen und ihn dringend gebeten, uns dieses liebliche Familiengemälde doch wenigstens in einer andern Bearbeitung zu geben und hierdurch sey dann Engel veranlaßt worden, aus diesem Drama, dessen Spuren unverkennbar sind in den im Stark vorkommenden Dialogen, einen Roman zu machen, der für uns um so mehr Reiz haben muß, da er uns so treu und wahr Engel's eigene Lebensgeschichte schildert. Auch über den unvergeßlichen Wieland sprachen wir viel und ich erfuhr manchen interessanten Zug aus seinem Leben, der mir bis jezt ganz unbekannt gewesen war. Aber vorzüglich ergriff mich an diesem Tage ein Gespräch über Religion, zu welchem wir durch ein anderes Gespräch über die Lieberlichkeit in Berlin veranlaßt wurden. Tiedge sowohl als die Necken sind mir als Christen besonders achtungswerth; denn

ihr ganzes Wesen ist durchdrungen von den Wahrheiten der christlichen Religion, sie leben beide und handeln als wahrhafte Christen. Dem Tiedge flammt das schöne dunkle Auge wie eine Leuchte, die alles um sich her erleuchtet, wenn er von Gott spricht. Bei solchen gewiß sehr erhebenden Gesprächen ist es mir immer geworden, als sähe ich Gott in seiner ganzen Herrlichkeit und Majestät vor mir und damit solche Eindrücke für mich bleibend werden, so lese ich jetzt täglich die Urania dieses edlen Dichters, in der er seine Gesinnung und seine feurige Liebe für die Religion in sanft harmonischen Versen ausspricht. In die schönste Begeisterung gerathen wir durch dieses für alle künftige Zeiten unübertreffbare Gedicht und doch führt es uns immer wieder zur ruhigen, klaren Besonnenheit zurück. Kauft Euch, geliebte Eltern und Geschwister, dieses Buch doch ja gleich und und lest es so oft als ich, — gewiß erleben wir dann im Geiste noch schönere Stunden mit einander als jetzt. Der edelgesinnte Tiedge selbst sagte mir in einem Gespräch über die Urania: „Der Dichter müsse immer streben durch seine Schöpfungen Klarheit der Verstandesbegriffe hervorzubringen und nicht den Verstand durch das Gemüth umnebeln; denn von dem Gemüth sey nur zu zeigen, daß es des Menschen Thun und Handeln, wie die Sonne die Luft, erwärmen müsse.“ Zur Erinnerung an diesen mir ewig unvergeßlichen Abend schenkte mir Tiedge seine „Denkmale der Zeit.“ Auch die Kette trug außerordentlich dazu bei, mir diesen Abend zu einem ewig unvergeßlichen zu machen; — namentlich durch die einfache, aber gewiß sehr bedeutungsvolle Aeußerung für mich, daß sie auf jeden Fall Euch, meine guten Eltern, besuchen würde, wenn sie einmal wieder nach Kurland käme. „Ich muß die Eltern eines so lieben, braven jungen Mannes, als Sie mein guter Ditmar sind, durchaus kennen lernen,“ setzte sie noch hinzu. „Die so moralisch gut ihre Kinder bilden, als ihre Eltern Sie gebildet haben, die müssen durchaus selbst rechtschaffen und brav seyn. Vorläufig grüßen Sie Ihre guten Eltern aber immer recht herzlich von mir und bitten Sie sie, daß sie Ihnen ihre Bildnisse schicken, damit ich sie jetzt doch wenigstens im Bilde kennen lerne.“ Gewiß ein sehr großer Beweis ihres Wohlwollens gegen mich, den sie sogar auf das Liebste, das ich in der Welt habe, auf Euch, meine Eltern,

überträgt. Doch ich habe noch größere Beweise ihrer Güte, ja ihrer herzlichsten Freundschaft zu mir, von denen ich Euch aber erst weiter unten erzählen kann, um in meiner chronologischen Ordnung zu bleiben. Wahrlich, es wird mir sehr schwer, sie nach so großen Beweisen ihrer Zuneigung zu mir noch Frau Gräfin oder gnädige Frau zu nennen und wirklich habe ich sie auch schon oft liebe Mutter genannt. Daher kommt es denn auch, daß ich jetzt in meinem Briefe, wenn ich ihren Namen nenne, kein Beiwort mehr zu demselben setze, sondern sie wie jeden, den ich liebe, recht herzlich liebe, ganz einfach nenne. Am 19. a. St. (31. n. St.) im Dec. ließ die Necke die meisten ihrer hiesigen Landsleute zu Mittag zu sich einladen, um am letzten Tage im Jahre 1815 nach neuerer Zeitrechnung mit ihnen noch ein fröhliches Mahl einzunehmen und um uns alle zugleich einzuladen, uns zum Sylvesterabend nach a. St. bei ihr zu versammeln. Die Unterhaltung war an diesem Tage recht sehr anziehend, wie gewöhnlich in Gesellschaft dieser geistreichen Frau, — doch für mich bei weitem nicht so anziehend, als wenn ich mit ihr und Tiedge allein bin. Bis 5 Uhr Abends blieben wir dieses Mal zusammen, dann verließen wir diesen Cirkel aber und ich ging um 6 Uhr Abends zu meinem theuren Franz Horn, wo ich unbeschreiblich gern bin. Er und seine Frau sind die besten Menschen von der Welt. Sie, die herzensgute Rosa Horn, wird außerordentlich liebenswürdig durch ihrem kindlich frommen Sinn und ihre große Naivität und er durch seinen seltenen Humor. Beide bilden als Eheleute ein schönes Ganze. Doch ich lenke wieder ein, weil ich später noch so mancherlei über Horn und sein treffliches Weib zu sagen habe. Jetzt müßt Ihr, meine Eltern und Geschwister, noch viel Erfreuliches von meiner Pflegemutter, der Necke, hören. Daß wir alle am 1. Jan. n. St. wieder bei der Necke waren und ihr zum neuen Jahre Glück wünschten, versteht sich von selbst. Nach 8 Tagen, am Russischen Neujahrsabende, hofften wir nun erst unsere gütige Landsmännin wieder zu sehen. Doch so lange sollte es nicht dauern, denn noch einen Tag vor dem letzten im Jahre 1815 nach alter Zeitrechnung, lud sie Kraukling und mich wieder zu Mittag ein, um uns mit dem Staatsrath Uhden, einem berühmten Sprachforscher, bekannt zu machen. Auch Schmalz war dies Mal

da. Für mich ein höchst interessanter Tag und belehrend durch die mannigfaltigen Gespräche über Italien. Als wir weggehen wollten, wiederholte die Necke die Bitte, daß wir am andern Tage zum Ruff. Schwesterabende wieder kommen möchten. Natürlich nahmen wir diese Einladung sehr freudig an und stellten uns zur bestimmten Zeit ein. Als ich hinkam, traf ich eine sehr große Gesellschaft schon vor mir, namentlich waren von meinen Landsleuten folgende da: Kraukling, Hartung, Körber, Schoulz, Tottien, Grünwaldt, Cambeca, die beiden Brüder Bursj und der Graf Dunten von Nurmis. Außerdem aber auch noch Schmalz mit seiner Familie und Franz Horn. (Weisse und Rapp habe ich jetzt bei der Necke auch bekannt gemacht). Dieser Abend war für mich in verschiedener Rücksicht außerordentlich interessant und besonders erfreulich dadurch, daß ich der Einzige von allen Anwesenden war, der die unbeschreiblich große Freude hatte, daß die Necke und Tiedge die Gesundheit der Seinigen tranken, — also die Gurige, geliebte Eltern und Geschwister. Bis 12 Uhr blieben wir an diesem Abende zusammen, dann tranken wir auf das Wohl unserer Lieben noch ein Gläschen Wunsch und gingen drauf Alle fort. Doch ehe ich mich empfahl, mußte ich der Necken noch das Versprechen geben, am 2. Jan. a. St. wieder bei ihr zu seyn. Daß es mir gleich leicht wird ein solches Versprechen zu geben und es auch zu erfüllen, seht Ihr wohl voraus und daher brauche ich es Euch auch wohl nicht zu sagen, daß ich also am 2. Januar wieder da war. Doch es gehörte dieser Abend nicht zu den genußreichen für mich, sondern vielmehr zu den recht sehr unangenehmen, denn ich traf dieses Mal mit zwei so arroganten Studenten zusammen, daß es mir unmöglich war, mich in den Schranken der Bescheidenheit zu erhalten. Beide fielen mit der ungerechtesten Hize über einen Mann her, der mir unbeschreiblich theuer ist, und verleiteten mich dadurch gegen sie ausfahrend zu werden, und zwar wurde ich dieß so sehr, daß die sonst gewiß sehr gelassene Necke sich genöthigt sah, mir zuzuwinken. Dieß verstimmt mich so sehr, daß ich mich nach einigen Augenblicken empfahl und mir vornahm, nicht früher wieder hinzugehen, als bis ich eingeladen werden würde. Doch diese Einladung blieb sehr lange aus; denn erst am 14. Januar a. St. erschien ihr Diener und sagte mir, daß

Frau Gräfin mich zu diesem Abende ganz allein bitten ließe. Etwas beengt ging ich hin und traf dort zwei Damen, eine Madame Forster und eine Fräulein Lorenz, die ich schon mehrere Mal bei der Hecke gesehen hatte. Gleich nach den ersten Erkundigungen nach dem gegenseitigen Wohlbefinden, entschuldigte ich mich, neulich so aufbrausend mich betragen zu haben. „Gott bewahre,“ sagte die Hecke, „es bedarf hier keiner Entschuldigung; denn ich winkte Ihnen, mein junger Freund, nicht um Sie zu berufen, sondern weil ich besorgte, daß Sie sich wohl gar schlagen müßten. Und ich habe Sie viel zu lieb, um Sie in irgend einer Gefahr ruhig zu wissen.“ Wahrlich eine sehr schöne Aeußerung, wenn sie gleich auch nicht zu den Ansichten eines Studenten ganz passend ist! Herzlich dankte ich der edlen Frau für ihre liebevolle Besorgniß um mich und küßte ihre Hand mit so großer Innigkeit, daß mir dabei die Thränen in die Augen traten. Dieß bemerkte sie und sprach folgendes mit freundlicher Miene zu mir: „Sehen Sie sich nun, mein lieber guter Ditmar, und lassen Sie uns froh seyn; Sie haben Gefühl für Dankbarkeit und eine reine gute Seele und verdienen daher meine ganze Liebe, wie Sie sie denn auch wirklich besitzen.“ Drauf verbrachten wir die Zeit von 6 Uhr Abends bis  $\frac{3}{4}$  auf 9 mit verschiedenen bald interessanten, bald gleichgültigen Gesprächen und drauf wollten wir uns empfehlen. Die beiden Damen gingen wirklich weg, allein ich mußte noch bleiben, denn sie verlangte es von mir ausdrücklich. In einigen Minuten war auch Tiedge wieder bei uns und nun begann ein höchst lebendiges Gespräch über das Verhältniß der Kinder zu ihren Eltern. Während desselben äußerte die Hecke einmal, daß man immer das Schlechteste erwarten müsse, wenn man lange Zeit keine Nachricht von seinen Lieben hat, um bei einer traurigen Nachricht gefaßt zu bleiben. „In einer ähnlichen Lage befinde ich mich jetzt, sagte ich; denn schon seit beinahe 10 Wochen habe ich keine Nachricht von den Meinigen“ — und dabei traten mir die Thränen so häufig in die Augen, daß ich sie garnicht mehr verbergen konnte. Durch diese Aeußerung von mir tief ergriffen, traten auch Tiedge und der Hecken die Thränen in die Augen, beide umarmten mich mit der größten Innigkeit und nahmen mir das heilige Versprechen ab, daß ich gleich zu ihnen kommen sollte.

wenn ich Briefe von Euch erhielt. Diese herzliche Theilnahme an meinem Schicksal traf wie Blitz und Schlag in meine Seele und regte mein Gefühl so sehr auf, daß ich mich ihm ganz überließ und meinen Dank, von einem Thränenstrom unterbrochen, ganz so aussprach, wie das Herz ihn mir eingab. Und nun wollte ich gehn, reich in meinem Innern ausgestattet; denn es war schon  $1\frac{1}{2}$  11 Uhr geworden und gewöhnlich gehen diese beiden gefühlvollen, biederen Menschen schon um 10 Uhr zu Bette; allein ich mußte durchaus noch bleiben; mußte versprechen hinzukommen, wann ich Lust hätte, um mich aufzuheitern; von Tiedge erhielt ich zur Erinnerung an diesen schönen Abend, der mir der seeligste in Berlin gewesen ist, seine kleine Schrift Robert und Menchen zum Andenken und nun begannen sie wieder ein anderes lebhaftes Gespräch über Erscheinungen und erzählten auch manches von Herder, um meine Gedanken wieder von dem einen geliebten Gegenstande abzulenken, der meine ganze Phantasie beschäftigte. Es wart Ihr, meine Eltern und Geschwister. Doch, da sie endlich sahen, daß ich durchaus nichts mehr genau hörte, sondern mich ganz meinem Gefühl überließ, so ließen sie mich endlich um 11 Uhr gehen, — aber ich war so aufgeregt, daß ich erst gegen Morgen einschlafen konnte und viele, viele Thränen noch am andern Tage vergoß. Noch jetzt tönen mir des edlen Tiedges Abschiedsworte im Herzen nach: „Kommen Sie doch ja recht bald und recht oft wieder, mein Lieber. Sie sind hier ja so gern gesehen und so sehr geliebt.“ Von dem letzten Gespräche, das wir an diesem mir ewig unvergeßlichen Abende führten, ist mir nur noch eine Anekdote von Herder gegenwärtig. Er hat nämlich einmal, in einem Gespräch über Kozebue zu der Necke ironisch gesagt, daß es ihm unmöglich sey zu glauben, daß Kozebue den Wahrdt mit der eisernen Stirn allein geschrieben haben könnte, weil er für ihn zu gut geschrieben sey. Gewiß eine sehr merkwürdige Aeußerung von einem so frommen, duldsamen Manne. Aber Kozebue verdient auch ein solches Urtheil, weil er zu anmaßend ist. So hat er zu Krauckling, als er durch Königsberg reiste, in einer Unterhaltung über des Epimenides Erwachen gesagt: „Nach dem 60. Jahre muß man nicht mehr dichten. Ich werde bald aufhören und Hr. v. Goethe muß durchaus auch aufhören; denn er ist

schon über 60 Jahr alt.“ So spricht ein Kogebue strenge verdammend und entscheidend von einem Goethe! Doch noch einige Worte über meine mütterliche Freundin, die liebenswürdige Necke. Vier Tage nach diesem unvergleichlich beruhigenden Abend, von dem ich Euch, theure Eltern, eben Kunde gegeben habe, erhielt ich von ihr folgenden Brief: „Haben Sie Briefe von Hause? Besuchen Sie mich, mein lieber junger Freund, diesen Abend mit ein Paar Landsleuten, die Sie mir mitbringen wollen! Elisa.“ Wie einfach und schön. Für mich ein bleibendes Denkmal ihrer Freundschaft zu mir. Ich ging mit Hartung und Straus hin und traf Schmalz mit seiner Familie dort, den sie, wie sie mir sagte, deswegen hatte bitten lassen, weil sie wüßte, daß ich ihn herzlich liebe. Wieder ein schöner Zug ihres edlen Charakters. Ich habe den Schmalz aber auch recht innig lieb und freue mich, daß er mich wieder eben so lieb hat, als ich ihn. Das hat mir die Necke, Tiedge, Schmalzens Frau und einmal sogar er selbst gesagt. Aber er hätte es mir nicht einmal zu sagen gebraucht, denn aus seinem Betragen mußte ich schon längst deutlich erkennen. Jeden Tag, im buchstäblichen Sinne des Worts, muß ich bei ihm seyn; seine auserwählte Bibliothek steht zu meinem Gebrauch offen und selbst Gerichtsacten theilt er mir aus seiner Sammlung mit, damit ich belehrt werde, wie die Rechtslehre in der Praxis angewandt werde. Noch mehr als dies alles sind aber die Gespräche, die ich mit ihm führe. So manches vertraut er mir unter dem Versprechen der Verschwiegenheit an. Diesen Abend verlebten wir bei der Necken wieder höchst angenehm; denn bald unterhielten wir uns, bald wurde auch wieder muscirt und gesungen. Als ich weggehen wollte, trat die Alte noch einmal zu mir, legte die eine Hand auf meine Schulter und ergriff mit der andern die meinige, sie herzlich schüttelnd, und sprach darauf zu mir: „Daß Sie es ja nicht vergessen, uns gleich zu besuchen, wenn Sie Briefe von Ihren lieben Eltern bekommen. Geschieht das aber nicht bald, so kommen Sie doch in diesen Tagen wieder.“ Gott, wie glücklich wäre ich, wenn ich ihr bald recht gute Nachrichten von Euch bringen könnte!

(D. 20. Jan. a. St.). Bei meinem geliebten alten Vater Wolke, den Ihr nun schon genau aus meinen frühern Briefen

kennen werdet, bin ich in dieser ganzen Zeit nur vier Mal gewesen. Am 6. Jan. a. St. erfreute mich der alte Wolke zum zweiten Mal mit seinem Besuch, nachdem ich am Morgen bei ihm gewesen war. Er blieb von 5—8 Uhr Abends bei mir. Dieß mußte ich Euch, theure Eltern, melden, weil mir dieser Besuch zu viel werth ist und Ihr Euch herzlich mit mir über meine Freude freut. Doch auch die Scene müßt Ihr hören, die ich mit Wolke am Neujahrstage hatte, als ich zu ihm gegangen war, um ihm Glück zu wünschen. Ganz bestürzt stand der fromme Greis mit silbergrauem Haar vor mir und noch liebenswürdiger, als sonst gewöhnlich, durch eine Thräne, die seinen Greisesblick feuchtete. Er war durch meine Aufmerksamkeit so sehr gerührt, daß er mich in kindlichem Tone fragte: „Ach, wodurch habe ich Ihre Liebe verdient? Könnte ich mich doch ihrer werth machen.“ Diese Worte ergriffen mich so sehr, daß ich schweigend, aber mit recht aufrichtig gefühlter Herzlichkeit, die Hand dieses 75jährigen Greises an meine Lippen drückte und in einer wehmüthig-heitern Stimmung fortleiste. Zur Erinnerung an den schönen Abend, an welchem uns Wolke mehrere eigene Arbeiten vorlas, hat er in mein Stammbuch unter einige eigene wunderschöne Verse folgende einfach-schöne Worte geschrieben: „Es wird mich freuen, mein sehr geliebter Ditmar, wenn diese Federstriche beitragen, sich zu erinnern des alten Kinderfreundes Christian Hinrich Wolke aus Jever.“

Bei Franz Horn bin ich in dieser Zeit nur zwei Mal gewesen. Von dem einen Male habe ich Euch schon oben geschrieben und am 25. Dec. a. St. war ich wieder da. Eine Einladung zum 18. Jan. a. St. konnte ich nicht annehmen, weil ich bei der Recke seyn mußte. Am 25. war der Geburtstag der liebenswürdigen Rosa, zu welchem Tage der brave Horn mehrere Freunde eingeladen hatte, ohne daß seine Frau etwas davon wußte. Auch der gute Diedge war da. Nachdem der Thee getrunken war, wurde ein kleines, von Horn zur Feier dieses Tages gedichtetes Drama aufgeführt, welches ganz herrlich ist. Auch Ihr solltet lesen, wenn ich einmal wieder bei Euch bin. Dieß war ein schöner, genußreicher Tag, der nie meinem Gedächtnisse entschwinden wird. Er hat etwas sehr Bleibendes zurückgelassen und mir deutlich und erfreulich bewährt, daß das eheliche Glück das größte auf der Erde

sey; denn mit welcher Liebe und mit wie vielen Thränen, die die Freude ihren Augen entlockte, dankte das edle Weib dem gleich edlen Manne für die Ueberraschung, die er ihr sorgsam bereitet, und für den Beweis seiner treuen Liebe. Dies ist wohl der höchste Lohn, den es überall in der Welt geben kann und dies ist das Bedeutungsvolle, das ich an diesem herrlichen Frühlingstage in Horns Leben gelernt habe und immer treu im Tiefsten des Innern bewahren werde. Noch möge hier ein Gespräch, das Krauckling und ich an diesem Tage mit Tiedge über Lavater hatten, seinen Platz finden, weil es uns manchen Aufschluß über einzelne Stellen in den Schriften dieses religiösen, doch zugleich frommen Schwärmers giebt. Tiedge erzählte nämlich, daß Lavater fest daran geglaubt habe, daß man durch ein recht kräftiges Gebet alles bewirken könne, ja sogar die Wiederbelebung eines theuren Verstorbenen. In dem Glauben, daß das Gebet alles vermöge, ist L. einmal durch folgende Begebenheit sehr bestärkt worden: Ein Mann, der in sehr dürftigen Umständen mit seiner Familie lebt, kommt eines Tages zu Lavater und bittet ihn sehr, er möge doch zu Gott beten, daß er ihn in günstigere Vermögensumstände versetze. Lavater, durch das Elend des Mannes tief ergriffen, geht in die Kirche und betet andächtig zu Gott, daß er beistehen solle dem armen Leidenden. Drauf geht er nach Hause und findet auf seiner Treppe eine in Papier eingewickelte Rolle Ducaten und einen Brief, in welchem stehet, Lavater möge dieses Geld zur Unterstützung Nothleidender anwenden. Diese Begebenheit ist Veranlassung gewesen, daß dieser lebenswürdige Schwärmer fest davon überzeugt worden ist, durch das Gebet könne man alles erringen, und ist es ihm mißlungen, einen Todten zu erwecken, so hat er sich gleich darüber beruhigt, weil er zuversichtlich geglaubt hat, daß sein Gebet nicht ganz kräftig und rein gewesen sey. Den 3. Jan. a. St. machte ich die Bekanntschaft des berühmten Geschichtsforschers Friedrich Mühs. Er hatte mich auffordern lassen, daß ich für sein historisches Journal eine Abhandlung über das in Kurland wohnende Völkchen, Kreewinen, schreiben möchte. Als ich mit dieser Arbeit fertig war, ging ich zu ihm und wurde sehr freundlich aufgenommen. Zwei Stunden unterhielt ich mich mit diesem gelehrten Manne sehr angenehm über nordische Geschichte

und mußte, als ich wegging, versprechen wieder einmal vorzukommen (ein Ausdruck, der hier in Berlin sehr üblich ist). Noch bin ich aber nicht wieder bei ihm gewesen. Von Kraudling und G. Engelhardt, die auch mit Mühs bekannt sind, erfahre ich, daß er mit meiner Arbeit recht sehr zufrieden seyn soll, nur meiner Hypothese über die Herstammung der Kreewinen will er nicht bestimmen. Er hat gesagt, daß sie kühn sey und ihm wohl gefiele; allein dennoch nicht haltbar und daher sehe er sich genöthigt, gegen mich zu schreiben. Dieß ist mir sehr lieb, weil es mir sehr nützlich werden kann, daß ein Mann wie Mühs sich die Mühe nimmt, gegen mich, da ich noch ganz unbekannt bin, zu schreiben, und auch schon deswegen lieb, weil es ohne Bitterkeit von seiner Seite geschieht; denn gern will er meine Vertheidigung gegen seinen Angriff wieder in seiner Zeitschrift abdrucken lassen, wie er geäußert haben soll.

Den 8. Jan. a. St. brachte ich einen sehr interessanten Abend bei meinem alten trefflichen Bellermann zu. Er beschenkte mich, ehe ich wegging, mit 6 kleinen Schriften, die er eben herausgegeben hatte, und lud mich ein, in zwei gelehrten Gesellschaften sein Gast zu seyn. In der einen, der naturhistorischen, hatte ich wenig Freude, weil ich mich ein wenig verspätet hatte und daher auch der ganzen Verhandlung nur zum Theil beiwohnte. Aber höchst genussreich war mir der Abend, den ich am 15. Jan. a. St. in der Gesellschaft der Freunde der Humanität verlebte. Dieser Verein feierte grade an diesem Tage seinen Stiftungstag und es waren über 200 Personen, Damen und Männer zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Nachdem von mehreren Mitgliedern Abhandlungen verlesen waren, setzten wir uns zum Abendessen und tafelten an drei, beinahe nicht zu überschenden Tischen bis um 12 Uhr in der Nacht. Mitunter wurde viel Wein getrunken und gesungen, selbst die ältesten Greise sangen mit, z. B. ein 60jähriger Bellermann und der ebenso alte Bode, der diesen Abend ganz ausnehmend lebenswürdig war. Von den vielen Bekanntschaften, die ich an diesem Abende machte, war mir die liebste die mit dem Staatsrathe Beck aus St. Petersburg. Der alte gute Bellermann hatte mich ihm empfohlen und stellte mich ihm auch vor. Lange unterhielt ich mich mit dem wackern Manne und mußte ihm ver-

sprechen, ihn am andern Tage recht früh zu besuchen, weil er um Mittag abreisen wollte. Natürlich ging ich hin und mußte nun mit ihm zu Mopaeus, dem Gesandtschaftssecretairen Krafft und dem Generalen d'Aluvray gehen, bei denen er mich überall sehr empfahl. Er sagte mir, daß er mich deswegen zu sich gebeten hätte, um mich diesen Männern zu empfehlen; denn das könnte mir sehr helfen, versicherte er. Wirklich hat es mir aber auch Nutzen gebracht, denn der berühmte d'Aluvray, der dem Wittgenstein in dem letzten Kriege so unentbehrlich war, lud mich gleich ein, ihn während seines Aufenthalts in Berlin öfters zu besuchen. Früher hatte ich ihn schon einmal bei der Necke gesprochen. -- Wie sehr mich die zuvorkommende Güte von Beck erfreut hat, kann ich Euch wirklich nicht beschreiben, und das um so mehr, da ich deutlich gewahr wurde, daß er mir in diesen wenigen Stunden sogar persönlich gut wurde. Er ließ mich nicht früher weggehen, als er fortfuhr, nahm er von mir sehr herzlich Abschied und als er schon im Wagen saß, holte er noch sein Taschenbuch heraus und verlangte von mir, daß ich meine Adresse hineinschreibe, weil er mir noch einmal schreiben wollte, wie er sagte. Zugleich erbot er sich, alles für mich in Petersburg zu besorgen, wenn ich einmal von dort aus etwas brauchte. -- An diesem schönen Abende wurde ich auch mit dem Chemiker Hermbstädt bekannter, als es mir bis jetzt bei Hufeland möglich gewesen war. Ehe ich noch an diesem Tage mit ihm ein Wort gesprochen hatte, trat er zu mir und lud mich sehr herzlich ein, ihn am 19. Jan. a. St. zu besuchen. Ich ging hin und fand dort eine Gesellschaft von mehr als 100 Personen. Es war mir ein recht interessanter Abend, denn ein Paar durchreisende Künstler gaben dort ein recht hübsches kleines Konzert und drauf wurde bis in die späte Nacht hinein getanzt. Auch diese Bekanntschaft ist mir recht sehr erfreulich, denn Hermbstädt ist ein in der gelehrten Welt sehr bedeutender und zugleich braver, achtungswürdiger Mann.

Da mein halbes Jahr hier in Berlin nun bald um ist, so wird es Zeit seyn, daß ich mich mit Euch, gute Eltern, über meinen Reiseplan bespreche. Ich gedenke nämlich am 26. März a. St. von hier nach Dresden abzureisen und 8 Tage daselbst zu bleiben. Von da gehe ich auf eben so lange Zeit nach Jena,

wo alle Landsleute sich zu versammeln beschlossen haben. Hier werde ich denn auch meinen guten Sahmen und Baer wiedersehen. Ersterer schrieb mir vor einigen Tagen einen recht liebevollen Brief aus Würzburg und ließ Euch alle grüßen. — Von Jena gehe ich grade nach Heidelberg und von dort nach einem Aufenthalt von wenigen Wochen mit Schoultz, Sivers und H. Bergmann in die Schweiz. In diesem schönen Lande gedente ich bis zum Oktober zu bleiben und dann wieder nach Heidelberg zu reisen, um dort noch einmal Vandecten bei Thibaut zu hören. Hier bleibe ich dann entweder ein ganzes Jahr oder auch nur ein halbes und gehe, bleibe ich nur ein halbes, noch ein Semester nach Göttingen und kehre dann nach Livland zurück. Heinrich Bergmann schrieb mir vor 14 Tagen aus Heidelberg und läßt Euch auch recht sehr grüßen. Mit vieler Liebe erinnert er sich Eurer. Er hat eine große Reise gemacht; denn er ist durch Frankreich bis an die Spanische Gränze gegangen und nachher wieder durch die Schweiz bis an die Italienische Gränze. — Auch von Benjamin Bergmann habe ich einige wenige Zeilen erhalten, die mich ganz ungemein gefreut haben. Besonders interessant war es mir durch ihn zu erfahren, daß unserem trefflichen Berg eine magnetische Cur an Fräulein Ulrich gelungen sey. Wenn Ihr Ausführlicheres hierüber wißt, so meldet es mir doch.

Und nun noch viele, viele herzliche Grüße an Euch alle, die Ihr in dem lieben Jennern seyd. Gott erhalte Euch alle gesund und mir in dem Grade Eure Liebe, wie Ihr die meinige besißt. Noch ein Lebewohl von Eurem Euch treu liebenden

Woldemar.

---

Berlin, den 18. März 1816 a. St.

Die Zeit der Angst und quälenden Besorgniß ist vorüber, herzlich geklebte Eltern und Geschwister! — Fürwahr ich kann Euch das mich beseeligende Gefühl nicht beschreiben, als in den ersten Lenzestagen mich ein Brief von Euch wieder ganz glücklich machte. Merkwürdig ist mir die Ahnung, die ich einige Tage vor der Ankunft Eures Briefes hatte; ich war nämlich durch einen Traum

davon ganz überzeugt worden, daß der nächste Posttag mir einen Brief von Euch brächte. Ich legte mich eines Abends mit den quälendsten Gedanken zu Bette, — wohl manche Thräne entquoll auch dem Auge, bis der Schlaf den müden Wandersmann durchs Leben mit seinen Fesseln umstrickte. Und kaum erst erquickte der erste Schlummer mich, da schon schloß sich die Traumwelt mir auf und es schien mir, als stiege aus schwarzer Erde ein nebelgrauer Greis empor, der manch schaudererregendes Wort zu mir sprach. Dumpf tönten die Worte durch die Tiefen meines Innern und schmerzlich ward die Seele mir bewegt. Da blickte ich im schweren Traume himmelan; das rauhe Walten der Nacht hatte aufgehört und der Morgen blickte mir tröstend entgegen aus der blauen klaren Tiefe. Ruhig schlummerte ich wieder fort; des Morgens friedliches Bild blieb meiner Seele und selbst in dem kurzen Morgenschlummer erfreute mich ein tröstender Traum. Aus des Aethers Bläue senkte sich ein Engel zu mir hernieder, drückte sanft meine Hand, blickte mit seinem großen blauen Auge mich freundlich an und sprach: „Höre auf zu klagen, Armer, das Maaß deiner Leiden ist voll und aus den Leiden werden dir hohe Freuden erwachsen.“ So sprach der Engel tröstend zu mir und entschwand. Voll heitrer Ruhe erwachte ich zum zweiten Male; schnell kleidete ich mich an und eilte in die freie Natur, um mich ganz mir selbst zu überlassen. Jetzt blieb ich heiter und war in dieser Stimmung allen meinen Freunden ein Räthsel. „Nun, wahrhaftig,“ sagte der eine zu mir sogar, „die Falten von Deinem Gesichte sind so schnell verschwunden, daß ich glauben muß, der Frühling hat sie ausgefüllt, oder Du hast frohe Nachrichten von Hause.“ Noch nicht, war meine Antwort; aber morgen bekomme ich welche. „Woher weißt Du denn das?“ fragte er mich, ein wenig verwundert. Ich erzählte ihm meinen Traum. Er verlachte mich darüber und ich antwortete ihm nur darauf: „Nun, Du wirst es sehen, morgen habe ich frohe Nachrichten von Hause.“ Und wirklich erschien auch den andern Tag der Postkilon in meiner Stube und sagte: „Ich bitte mir die 8 Groschen aus, die Sie mir versprochen haben; hier ist ein Brief aus Rußland.“ Mit einem so furchtbaren Geschrei sprang ich von meinem Sitze auf und lief mit dem Briefe in der Stube umher, daß durch die

eine Thüre Hartung und Krauckling ganz erschrocken erschienen und durch die andere die gute Professorin Schloffer mit ihrer Tochter. „Herr Gott, was ist denn vorgefallen,“ fragten mich alle ganz bestürzt. „Nicht, nichts,“ war meine Antwort, — und mit diesen Worten tobte ich weiter, wobei ich ganz entzückt ausrief: „Ein rothgefügelter Brief, ein rothgefügelter Brief.“ An das Lesen der theuren Zeilen dachte ich so wenig, daß Krauckling den Brief erbrach und ihn mir offen hingab. Mit Freudenthränen im Auge durchlief ich ihn mit flüchtigem Blick, aber auch so flüchtig, daß ichs erst am andern Tage gewahr ward, daß ich diesen lieben lieben Brief ganz falsch verstanden hatte. Nur das, daß ihr alle gesund wart, wußte ich, und darüber freute ich mich so innig, daß ich — — einer Ohnmacht nahe kam. Viele Tage habe ich den theuren Brief immer am Herzen getragen und war von dem Inhalt desselben so voll, daß ich Euch nicht früher als jetzt schreiben konnte. Und nun ist die Zeit, die ich in Berlin noch bleibe, so kurz, und die Besorgungen haben sich so sehr gehäuft, daß ich Euch nur diese wenigen Zeilen schreiben kann, die Euch aber einen recht herzlichen Dank für Eure mir erwiesene Liebe bringen und Euch sagen sollen, daß ich mich durchaus ganz wohl befinde und daß ich froh und glücklich bin. Aber, wie gesagt, mehr erwartet dieses Mal von mir nicht; denn schon übermorgen verlasse ich Berlin und reise mit unseres Rybers Bruder den übrigen Landsleuten nach Jena nach. Von dort gehe ich mit Rapp nach Dresden und treffe mit meinen lieben Freunden Straus und Kupffer zusammen. Ersterer geht mit uns nach Heidelberg; Kupffer aber, in dem ich einen höchst trefflichen Menschen kennen gelernt habe, geht von Weimar aus nach Berlin zurück. Was werde ich Euch, herzlich geliebte Eltern, nicht alles von dieser Reise zu melden haben? An die meisten bedeutenden Männer, die ich auf dieser Tour treffe, habe ich von Schmalz, Savigny, meinem väterlichen Freunde Tiedge und der himmlischen Elisa, die Euch alle wieder herzlich grüßen lassen, Empfehlungsschreiben, — selbst an den großen Goethe. Nun Ihr werdet es durch den Defect, den Eure Cassé erleiden wird, gewahr werden, daß mein erster Brief aus Heidelberg — eine wahre Abhandlung seyn wird. Ich habe Euch noch so vieles zu melden; noch habt Ihr, gute

Eltern, ja nichts von der letzten, gewiß sehr bedeutungsvollen und glücklichen Zeit meines Aufenthaltes in Berlin erfahren, noch nichts von den neuen Bekanntschaften, die ich hier wieder gemacht habe. Dann sollt Ihr auch durch eine ganz eigene, gedruckte Broschüre die edle Elisa genau kennen lernen; denn schon lange arbeite ich an diesem Denkmale, das ich der großen Frau setzen will. Es ist vollendet und liegt jetzt bei Vater Liedge zur Durchsicht. Auch sollt Ihr dann die von mir herausgegebene kleine Schrift über Heidelberg erhalten. Meldet es doch dem guten Andreas Löwis, daß das Büchelchen erschienen und hier in Berlin vielen Beifall findet. Grüßt ihn auch recht herzlich und innig von mir. Dieses Mal, gute theure Eltern, müßt Ihr schon mit diesem corrupten Briefe von mir vorlieb nehmen; aber recht bald sollt Ihr einen vernünftigeren erhalten, das verspreche ich Euch, — einen ganz vernünftigen bekommt Ihr aber erst aus Heidelberg, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich einen Brief von Euch daselbst vorfinde. Die Adresse macht wie gewöhnlich; nur schreibt statt Berlin — nach Heidelberg über Berlin. Auch bitte ich Euch, noch folgende Worte hinzuzufügen: „Es wird recht sehr gebeten, diesen Brief so lange auf der Post aufzubewahren, bis der Eigenthümer sich meldet.“

---

Dresden, den 19. April 1816 a. St.

(Der erste Theil dieses Briefes schildert die wenig interessante Reise von Berlin bis Raumburg. Ich hebe aus derselben nur einen Theil der Schilderung von Halle heraus: „Die bedeutendste Stadt, in die ich jetzt zunächst kam, war Halle — ein Ort, der mir durchaus garnicht gefallen hat. Er liegt in einer großen fruchtbaren Ebene, und um so unausstehlicher ist es für den Reisenden, hier die Bemerkung zu machen, daß fast jeder Mensch, den er gewahr wird, ein Bettler ist. Selbst in der Stadt ist die Polizei so schlecht, daß man in Gefahr kommt, von solchen Menschen aus dem Wagen gerissen zu werden. Auch die Bauart Halles hat nichts freundliches. Die Häuser sind größtentheils alle nur von Fachwerk und so über einander gethürmt, daß die höchst

baufälligen obern Stagen oft eine Elle über die untern hervorragen und mit dem Einsturz drohen: die Straßen sind eng, schief, krumm und schmierig und in denselben treibt sich zu jeder Tageszeit das liederlichste Gesindel umher. — So viel weiß ich, daß ich in dieser Stadt nicht todt seyn wollte!“ — Weiter unten fährt der Verfasser fort:)

In Raumburg blieben wir eine Nacht und eilten am andern Tage so früh als möglich fort, um bei Zeiten in Jena zu seyn. Hier langten wir denn auch schon zu Mittag an und ich traf hier folgende meiner Landsleute vor: Ulmann, Dullo, Hollander, Eivers, Grünwaldt, Engelhardt, Dyrßen, Weiße, Ramm, Rsmuth, Sahmen, Hedenberg, Stoffregen, Bander, Feuerabend, Rapp, Baer, Stegmann, Hoffe, Gohr, Wilpert, Schmölling, Straus, Schoulz, Fock, Albanus, Sengbusch und außer diesen nachfolgende Freunde meiner Landsleute, lauter brave Jenaische Burschen: Schröder, Horn, Hartog, Kus und einen fideles Preußischen Officier Krüger. Es sey genug, daß ich Euch die Namen dieser innig mit einander verbundenen Menschen genannt habe und daß ich Euch sage, daß wir auf die mannigfaltigste Weise 10 Tage mit einander verlebt haben. Ueber diese, die zu den glücklichsten meines ganzen Lebens gehört haben, sollt Ihr etwas recht ausführliches später erhalten, das Euch gewiß viele, viele Freude machen wird. — Vom Morgen bis zum Abend liefen wir in den schönen Umgebungen Jenas umher und waren in jeden Dorfe und Städtchen willkommene Gäste. Die Bewohner Jenas und der um die Stadt liegenden Dörfer sind im Stande für Studenten ihr Leben hinzugeben. — Gott, es war eine schöne Zeit, die jetzt vorübergeiht, und nie nie kann sie so schön and freundlich wiederkehren! — — Von den Gelehrten Jenas habe ich kennen gelernt den Philologen Eichstädt und den Mineralogen Lenz — Gesehen habe ich außer diesen den Naturphilosophen Ofen, den Theologen Schott und nur sehr flüchtig den herrlichen Schubert, der als Durchreisender in Jena war. Sahmen, der gute alte unveränderte Sahmen hat ihn kennen gelernt. —

Von Jena reiste ich allein mit der ordinären Post über Raumburg und Merseburg nach Leipzig. Raumburg kannte ich schon und durch Merseburg zu kommen war mir interessant, obgleich

ich den Ort eigentlich nur von der Außenseite kennen lernen konnte. Aber interessant war es mir doch immer, in dem Bischofsitz des alten verdienstvollen Ditmar von Merseburg zu seyn und das berühmte Bier in seiner Heimath trinken zu können, von dem ich Euch aber mit gutem Gewissen sagen kann, daß ich es sehr schlecht gefunden habe, obgleich der Posthalter sich sehr freute, mir grade jetzt sehr schönes vorsetzen zu können. Von Merseburg kam ich nach Leipzig, wo ich drei Tage blieb, die mir aber höchst merkwürdig sind und die durch ein seltsames Zusammentreffen der Umstände vielleicht einst auf mein künftiges Leben sehr einflußreich werden können. Ohne auch nur einem Menschen bekannt zu seyn, kam ich in diese freundliche Stadt, die noch sehr sichtbar die Spuren des Krieges an sich trägt, und schon nach wenigen Stunden war ich so bekannt, daß ich 8 Tage hätte dort bleiben können, ohne auch nur ein einziges Mal zu Mittag oder zu Abend in meiner Wohnung speisen zu müssen. Elisa hat viel an mir gethan! Gott vergelte es ihr, der edlen, der großen Frau, — nur er kann es, ich nicht. Meine Reisebemerkungen werden Euch einiges Licht geben, aber vollkommen klar kann Euch erst bei meiner Rückkehr alles werden. Ich bin von so guten, trefflichen Menschen umgeben, daß ich durchaus auch nicht das geringste Verdienst habe, wenn ich auch gut werden sollte. — „Aber wer führt dir so viele gute Menschen zu“, werdet Ihr, meine Aeltern, fragen. Ich antworte Euch darauf nur mit einem Namen, der aber alles in sich schließt, — er heißt: „E l i s a“. Ueberall bin ich von ihr empfohlen worden, ohne es zu wissen. In ihren Briefen nennt sie mich immer den Sohn ihres Herzens oder auch ihren jungen Freund, den sie wie ihren Sohn liebt. — Gott! es ist ein herrliches Weib, die edle Sängerin der Religion. Mit Dankbarkeit und inniger Nührung werde ich noch ihre Asche segnen! — Möge sie zum Wohl der Menschheit noch recht lange leben. Aber ich befürchte das Gegentheil, denn sie ist sehr kränklich. — Als ich den letzten Abend in Berlin bei ihr war, gab sie mir noch eine Beschreibung ihres Lebens, mit den Worten: „Diese Kleinigkeit gebe ich Ihnen als einen Beweis meiner mütterlichen Liebe. Reisen Sie glücklich und erkälten Sie sich nicht!“ — Und was Elisa nicht für mich thun kann, das thut Tiedge, der Sänger

Gottes und der Unsterblichkeit, in ihrem Geiste, und beglückt mich zugleich mit seiner herrlichsten Liebe. Sehe ich Euch wieder, Ihr Aeltern, die Ihr mir das größte Glück der Erde gewährt, und Euch, meine geliebten Geschwister, ich werde Euch so manches erzählen können, das manche Thräne Eurer Auge entlocken soll.

Von Leipzig fuhr ich über Meissen nach Dresden, wo ich auch wieder durch Elisa bekannt war. Aber hier mache ich von ihren Empfehlungen weniger Gebrauch, denn ich fühle mich zu glücklich bei dem guten Onkel Krüdener und seiner trefflichen Minna. — Täglich fahren wir in die schönsten Theile der Sächsischen Schweiz und sind unbeschreiblich glücklich im Genuße der Natur Schönheiten. Durch solche Lustparthieen und mannigfaltige Neberraschungen nehmen diese beiden trefflichen Menschen, die wie Engel mit einander leben, meine Zeit aber auch so sehr in Anspruch, daß ich es nur mit Mühe durchführe, täglich die schönen und merkwürdigen Kunstschatze Dresdens zu besuchen. — Morgen kommt Elisa hier an; die will ich noch durch meine Anwesenheit in Dresden überraschen und dann gehe ich über Würzburg, wo ich einige Tage bei Baer bleibe und von wo ich Euch vielleicht wieder schreibe, nach Heidelberg.

Bis an das Ende der vorigen Seite hatte ich, meine geliebten Aeltern, eben geschrieben, als ich durch die Ankunft eines neuen Landsmanns überrascht wurde. Es war der ältere Bursy, der jetzt nach Wien reist. Kaum war Bursy in meine Stube getreten, so kam auch der gute Pander, der mein Reisegefährte bis Würzburg sein wird, und gleich nachdem dieser liebe Freund bei mir angelangt war, kam auch der gute Onkel Krüdener, der mir eben aufgetragen hat, Euch herzlich von ihm zu grüßen. — Diese Besuche haben mir viele Zeit geraubt und bestimmen mich, schon jetzt meinen Brief an Euch zu schließen, den ich sonst noch sehr lange hätte fortsetzen können. — Findet Ihr, gute Aeltern, daß diese Zeilen an Euch confus geschrieben sind, so schiebt nicht alle Schuld auf mich, sondern einen Theil derselben auch auf meinen Landsmann Kamm, der zu Mittag abreisen will und sich unaufhörlich in meiner Stube umhertummelt.

(Schluß folgt.)



## Kunstbriefe.

---

### XI.

Je häufiger man internationale Kunstausstellungen besucht, zumal als Berichterstatter, der prüft und sichtet und vergleicht — desto unaufhaltbarer drängt sich Einem die Frage auf: wozu eigentlich? d. h. wozu eigentlich werden sie veranstaltet?

Das Jahrhundertende, in dem wir jetzt stehen, ist so recht ein Zeitalter der Ausstellungen. Die riesige Entwicklung des Völkerverkehrs allein aber erklärt diese Erscheinung gewiß nicht. Es kommen auch noch andere Faktoren und Elemente unseres zeitgenössischen Lebens in Betracht, das u. A. einen geradezu erstaunlichen Wettbewerb, Erwerbsneid u. s. w. gezeitigt hat. Der Markt ist die große Lösung, auch auf dem Gebiete des Dienstes des Schönen.

Von diesem Standpunkte aus versteht man gewiß auch die vielen internationalen Kunstausstellungen der letzten 20 Jahre. Und zu verstehen sind sie eigentlich — in Anbetracht ihrer raschen Aufeinanderfolge und theilweise gar Gleichzeitigkeit — überhaupt nur von diesem Standpunkte aus.

Läßt sich denn annehmen, daß von Jahr zu Jahr in den bildenden Künsten eine fortschrittliche Entwicklung, ja auch nur eine Aenderung der Anschauungen möglich wäre? Doch wohl ganz gewiß nicht. Das macht sich, selbst in unserer so unheimlich schnellebigen Zeit, immer höchstens nach einer Reihe von Jahren bemerkbar. So besteht z. B. zwischen der diesjährigen internationalen Kunstausstellung in der deutschen Reichshauptstadt und

der von 1886 zweifellos in Bezug auf das Was? und Wie? in Malerei und Skulptur ein augenfälliger Unterschied, denn seitdem hat die „alte“ Richtung, d. h. was heute so genannt wird, so ziemlich abgewirthschaftet. Auch die Münchener Ausstellung von 1888 unterschied sich noch recht merklich von der heutigen Berliner Jubiläums-Ausstellung. Was damals neu war, zum Theil als eine Offenbarung betrachtet wurde — heute hat sich selbst das Publikum längst schon daran gewöhnt, und manches ist zudem bereits gewichen, oder wenigstens im Begriff Anderem Platz zu machen. Aber seit der letzten internationalen Ausstellung in Berlin, der von 1891, sind sich doch wohl Stoff und Ausdrucksmittel in allen Ländern so ziemlich gleich geblieben. Dabei ist nicht zu übersehen, daß ja seit mehreren Jahren bereits in allen größeren Kunstzentren alljährlich die großen genossenschaftlichen Ausstellungen ebenfalls mehr oder weniger einen internationalen Charakter tragen, selbst wenn sie gar nicht als solche angemeldet und angelegt sind. Zum Beispiel die vorjährige Berliner Ausstellung. Sie war offiziell auch keine internationale, es aber thatsächlich in gewissem Sinne sogar mehr, als die im Mai dieses Jahres im Glaspalast beim Lehrter Bahnhofe eröffnete: manche Staaten hatten sich reger, jedenfalls aber besser betheiligt, als jetzt.

Und wie langathmig und prunkhaft ist der Titel der diesjährigen Ausstellung, man muß ordentlich Luft schnappen, um ihn anstoßlos herzusagen: „Internationale Kunst-Ausstellung, Berlin 1896, zur Feier des zweihundertjährigen Bestehens der königlichen Akademie der Künste.“

Noch hatte eben jede internationale Kunstausstellung zu Berlin einen besonderen Ehrungszweck. Die erste fand gerade vor zehn Jahren statt und galt dem hundertjährigen Gedenktag der ersten akademischen Ausstellung überhaupt, die ja in einer für die Berliner Akademie sonst sehr trüben Zeit auf Betreiben des Ministers v. Heintz i. J. 1786 veranstaltet wurde. Ins Jahr 1891 fällt die zweite. Sie sollte das 50jährige Jubiläum des Vereins Berliner Künstler verherrlichen helfen. Den Ehrungszweck der dritten und jüngsten giebt der soeben angeführte Titel an. Daß aber immer ein besonderer Ehrungszweck mit solchen Ausstellungen

verknüpft wird, will mir, wie gefagt, fehr bezeichnend erſcheinen. Nein, als ob die Veranftalter ſelbſt meinten: an und für ſich iſt die Sache wirklich recht zwecklos.

\*            \*            \*

Abgeſehen natürlich von dem unzweifelhaften Kunſtgenuß, den man ja auch auf ſolchen Ausſtellungen findet, obzwar er Einem recht erſchwert wird — gelangt man auch heuer nach vieltägigem Umherziehen durch die endloſe Reihe von Sälen und Kabinetten zu keiner anderen Ueberzeugung und Frage, als: „wozu der Lärm?“

Neues bringt uns die Ausſtellung nichts, gar nichts. Es ſei denn, was wir ſchon im vorigen Jahr hier, vor zwei Jahren in München und Paris bemerken konnten, daß nämlich immer ſtärker ein Zug der Reaktion gegen naften Naturalismus ſich geltend zu machen beginnt, Hand in Hand mit einer Neigung zum Symboliſchen und Myſtiſchen in Vorwurf und Behandlung.

Vielleicht gab's am Ende auch irgend wo wirklich etwas Neues, aber in der ungeheuren Maſſe ging es unter. Das iſt der Fluch dieſer internationalen Kunſtausſtellungen — die Maſſe der Kunſtwerke, die ſich gegenseitig behindern und todtmachen und bei dem Durchſchnittsbefucher nur ein Sammelsurium von Farbenflecken hinterlaſſen, eine Rieſenpalette, die ſich raſend ſchnell um die eigene Achſe dreht, ein toll hinwirbelndes Kaleidoſkop. Nur der Kundige mag ſich in dieſem Gewirr zurechtfinden und auch der bloß ſehr ſchwer und mit großen körperlichen und geiſtigen Mühen. Vielleicht erleben wir noch einmal einen Umſchwung auf dem Gebiete internationaler Kunſtausſtellungen, einen Umſchwung im Intereſſe der Kunſtpflege und des Kunſtſtudiums. Dann werden ſie vielleicht nur — nun ſagen wir höchſtens alle ſechs Jahre ſtattfinden; dann auch wird man ſich vielleicht zur Erkenntniß durchgerungen haben, daß nicht die Quantität es macht und man wird aus jedem Lande, je nach ſeiner Bedeutung für Kunſtpflege und Entwicklung, nur eine ganz beſchränkte Zahl von Kunſtwerken zulassen, über deren Werth daheim eine ſtrenge, wirklich unparteiſche und wirklich kunſtſinnige Jury zu Gericht geſeſſen, ehe ſie hinausgelassen wurden ohne Anſehen der Akademieen

und des Autoritätenglaubens, des Namenskultus und der Alike. Dann würden wir eine internationale Ausstellung nicht von Tausenden von Kunstwerken haben, von denen 75 pCt. nur die Alltäglichkeit und das Mittelmäßige marktschreierisch illustriren, sondern Ausstellungen von bloß 6—900 Bildern, Skulpturen u. s. w., die nun wirklich das Neueste und Beste darstellen würden, was im gegebenen Zeitraum im betreffenden Lande geschaffen worden. Und sollte es dann auf solchen Ausstellungen auch noch einen „Ehrensaal“ geben, dann wäre er sicher — wie jetzt fast immer, wie auch in diesem Jahre wieder in Berlin — nicht bloß der Platz für Bildnisse hoher Protektoren und Arbeiten, die deren Geschmack am meisten entsprechen, sondern Werken würden wir dort begegnen, die lediglich mit dem Maßstabe künstlerischen Könnens gemessen wurden, eine Ruhmeshalle wäre er dann nicht der Dargestellten, sondern der schaffenden Darsteller selbst.

\*            \*            \*

Doch ich muß die Konjunktive und Optative fallen lassen. Ich stehe ja im Zeichen des Indikativs und habe damit zu rechnen, was da ist, nicht mit dem, was sein könnte oder sollte . . .

Daß ich mich aber gegenüber den in 92 Sälen und Kabinetten untergebrachten ca. 4500 Kunstwerken auf Einzelnes nicht gut einlassen kann, das versteht sich von selbst. Jenen Theil der Ausstellung zudem, der dem Ganzen den Namen gegeben hat, den historischen, habe ich bereits in einem früheren Brief zu schildern gesucht. Auf Anderes wird sich gelegentlich zurückgreifen lassen, mit mehr Nutzen als jetzt, wo doch nur wenige Zeilen selbst bedeutenden Erscheinungen gewidmet werden könnten.

Daher nur einige allgemeine Bemerkungen.

Da muß denn hervorgehoben werden, daß sich Deutschlands Kunst redlich bemüht hat und am zahlreichsten vertreten ist. Ein Viertel aller Säle haben deutsche Künstler in Anspruch genommen und unter ihnen die Berliner allein gar 9 und wahrlich nicht die kleinsten und schlechtesten. Das ist ihnen aber auch zu gönnen. Sie haben sich dieses Mal tüchtig ins Zeug gelegt und bestehen in Ehren. Einige der Hauptnummern der Gesamtausstellung

entfallen gerade auf sie, in der Malerei so gut, wie in der Skulptur. Mehrere Künstler vom Klub der „XI“, den ich Ihnen einmal im Winter geschildert habe, vor Allem Ludwig v. Hofmann, dem seine römische Reise, wie einst dem jungen Goethe, klärend und festigend zum Segen geworden ist — schießen wohl den Vogel ab. Daneben kommen einige Bildhauer in Betracht, Peter Breuer, Otto Petri, Michael Lock, Max Levi, Ludwig Manzel, der gleich Hofmann Antikes und Neuzeitliches in Geist und Formen künstlerisch zu verschmelzen weiß, endlich auch Max Kruse, der das originellste plastische Werk der Ausstellung beigezeichnet hat — ein durchsichtiges und von innen magisch beleuchtetes Relief, ein marmornes Schweiß Tuch der Hl. Veronika. Hofmann's „Jdyl“, ein großes monumentales Gemälde von berückender Einfachheit und herrlicher Farbenwirkung, vergißt man nie mehr, wenn man es gesehen. Nicht von vielen Bildern dieser Ausstellung läßt sich das Gleiche sagen. Und ich kann mich doch nicht enthalten, es Ihnen hier etwas näher zu rücken: Zwei lebensgroße junge Menschenkinder, unsagbar klare Ruhe in den Gesichtszügen, auf grüner Wiese an stillem Weiher, der das Farbenspiel des Abendhimmels wieder spiegelt. Der dunkellockige Jüngling, nackt, im Grase sitzend, sinnend, träumend in die Ferne blickend; das Mädchen, nur mit einem rothen Unterrock bekleidet, wie der Jüngling in jugendlicher Kraft und Frische strogend, das braunrothe Haar zusammengestelnd, umspielt vom Abendsonnenlicht . . . Das ist Alles. Aber welch' ein Zauber in der Verschmelzung der dekorativ aufgetragenen Farbentöne; welch' Stimmung erzeugende Harmonie in dem Zusammenklang ihrer Werthe, eine weltentrückte traumhaft künstlerische Stimmung. Massig sind die weißen Wolkenballen, die am blauen, nach unten zu grünlich verblässhenden Himmel stehen, ohne Rücksicht auf Einzelheiten sind die Baumgruppen geformt, hinter denen roßige Dunststreifen glimmen, mit virtuoser Einfachheit ist das Wasser behandelt -- und doch welch' starke Gesamtwirkung, eine, die, wie alle wahre Kunst, uns thatsächlich vom Wust des Alltäglichen und Gewöhnlichen befreit und in höhere Sphären hinaufzieht . . . Auch Franz Skarbina's „Allerseelentag“ gehört zum Besten, ebenso wie Koner's Bildniß des Prof.

A. v. Werner. Noch manches Andere ebenbürtige wäre aus den Berliner Sälen zu nennen. Aber es gilt sich bescheiden.

Trotz alledem jedoch sind unter den deutschen Sälen nicht die Berliner die hervorragendsten, sondern das sind die beiden kleinen Salons der Karlsruher. Da haben wir einmal einen einheitlichen und abgeschlossenen Eindruck. Wohl wurde seinerzeit daheim viel gezetert über die Strenge der Jury, aber dafür hat sie auch einen außerordentlichen Erfolg zu verzeichnen. Denn da ist nichts Gewöhnliches, nichts Mittelmäßiges, Alltägliches, sondern Alles ist höchst talentvoll, künstlerisch schön durchgebildet. Man erkennt unschwer ältere Münchener Schule; jedoch sie ist verändert und vertieft worden durch Vermischung mit wohlverstandenen und feinsinnig angewandten Errungenschaften der neuesten Zeit. Und wie vielseitig zudem die kleine Künstlerschaar auftritt. Neben den herrlichen Landschaften eines Schönleber, v. Wolfmann, Kampmann u. A., die Thierbilder der Weißhaupt und Julius Bergmann, die Figurenmalerei Carlos Grethe's, Tyrann's, Karl Mitter's, H. Faegelberger's.

Was die übrigen deutschen Kunstzentren betrifft — die Münchener „Sezession“ fehlt bekanntlich, wie ich schon berichtete — so war eigentlich das Interessanteste das geschlossene Auftreten der „Sezessionen“ von Dresden und sogar Düsseldorf. Ja, auch das alte Düsseldorf, einst unter Wilhelm Schadow, dem Sohne des großen Berliner Meisters, und auch nach ihm noch eine führende Stellung beanspruchend, dann für lange Zeit in Traditionen erstarrt, hat jetzt seine „Sezession“. Und nicht etwa bloß junge Stürmer bilden sie, sondern gerade die lautesten Ränder Düsseldorfer Kunsttruhms haben sich ihr angeschlossen, darunter auch unsere Landsleute Gregor v. Bochmann und Eugen Dücker, jener, der Landschaft und Figurenmalerei so innig mit einander verbindet und dabei in Bezug auf die Motive der alten ehstländischen Heimath, der Strandwiek, so schön die Treue bewahrt hat; dieser, der Sänger idyllischer Schönheit nordischer Meeresküsten. Dagegen ist der Sezession fern geblieben unser dritter Landsmann in Düsseldorf: Professor Eduard v. Gebhardt, der tief sinnige biblische Maler, dem man seine Marotte mittelalterlicher ehstnischer Lokalfarbe gern nachsieht gegenüber der

Zinnigkeit und Kraft, womit er seine Stoffe erfaßt und darstellt, wie auch jetzt hier wieder in der „Auferweckung des Lazarus.“ Hier sehen wir eine Heilandsgestalt, wie sie auf der neulich besprochenen „Christus-Ausstellung“ vergeblich gesucht wurde.

\*  
\*  
\*

Von den ausländischen Gruppen sind die ca. 11—12 Säle und Kabinete der Skandinavier, die in reicher Fülle erschienen, ebenso sehr ein Sammelpunkt aller Kunstfreunde, wie die Ausstellung der Karlsruher. Aus einem anderen Grunde freilich. Es ist weniger das Einheitliche und die durchschnittlich sich gleichbleibende beträchtliche Höhe des Geleisteten, als vornehmlich der frische Geist, der, gepaart mit ausgesprochen nationalem Sinn, soweit es sich um die Wahl der Motive handelt und insofern der Vortrag durch Schlichtheit, die Empfindung durch Innerlichkeit sich auszeichnet — was so fesselnd wirkt. Eine ungemein pikante Verschmelzung von Pariserthum und Naturwüchsigkeit von Chic und Gemüth, von glänzender Technik und geistiger Schlichtheit — ganz so, wie es auch das Wesen des Scandinaven selbst kennzeichnet. Und dazu eine unsagbare Freude an Farben und Formen, die unbekümmert ist um den Gegenstand, die Szenerie, welche mit jenen gerade des Malers Können reizten. Manch't alles Zeug darunter — namentlich bei den Norwegern — was in den alten ästhetischen Formelkram absolut nicht hineinpaßt, manch' kühner Griff andererseits in graue Vergangenheit — Alles aber packend und fesselnd, Alles voll durchweht von frischstem Lebensathem.

Spärlicher, als sonst und auch minder bedeutend, z. B. als noch im vorigen Jahre, sind die Franzosen, die Amerikaner, die Schotten, die Engländer, die aber, mit Ausnahme vielleicht der Franzosen, denen der Triumph von 1895 offenbar genügt, wenn auch nichts Neues, doch viel Sehenswerthes in alter Manier bieten. Als herrschende Note dabei — der melancholische Zauber, die schleierhafte, mythisirende Malweise der Schotten. Spanien und Italien bringen nun erst recht nichts Neues, allenfalls daß auf der appeninischen Halbinsel allmählich der Verismus und die „Stimmung“, die dort in der Litteratur schon

jängst ihren Einzug gehalten, auch in der bildenden Kunst heimisch zu werden beginnen. Die allzeit ausstellungsfrohen Holländer und Belgier sind auch dieses Mal sehr zahlreich und fast durchweg sehr gut vertreten. Aber das ist man bei ihnen schon längst gewohnt von zahllosen Ausstellungen her. Zahlreich auch hat Oesterreich die Ausstellung beschickt und wie immer herrscht in dieser Gruppe ein bunter Effektizismus, der das Ganze um individuelleres Gepräge bringt. Neu sind die Portugiesen und die Schweizer. Beide Völker haben aber natürlich nur wenige Bilder gesandt. Dafür begegnen wir im Kabinet der Schweizer einem neuen Böcklin, der jedoch in seinem „Jagdzuge der Diana“ leider weder die alte Kunst, noch den gewohnten Farbenreiz, noch endlich den üblichen Schwung der Phantasie zeigt. Hoffentlich ist's nur ein Intermezzo, keine Etappe . . . Und nicht weit davon, in der historischen Abtheilung, da sind sein gewaltiger „Prometheus“, seine ergreifende „Pietà“, seine entzückende „Venus-Ge-burt“ zu sehen!

Die Slaven sind, wie immer, getrennt erschienen: hier die leidenschaftlichen, unruhigen, zumeist unter Pariser Einfluß stehenden Polen, dort die weichen, träumerischen, stets von warmem Heimathsgefühl erfüllten, frisch aufstrebenden Russen, die aber leider hier nicht so gut, namentlich nicht so vielseitig vertreten sind, wie wohl möglich gewesen wäre, hätten nicht die Krönungsfeier in der alten Zarenstadt und die große Ausstellung in Nishni-Nowgorod vermuthlich ablenkend gewirkt . . .

Berlin, im August.

J. Norden.





## Litterarische Streiflichter.

---

Die großen deutschen Historiker sind jetzt alle dahingegangen, es fehlt der deutschen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung gegenwärtig an einem anerkannten Oberhaupt. Namentlich die politische Geschichtsschreibung ist seit dem allzufrühen Tode H. v. Treitschkes ganz verwaist, sie, die ohnehin schon seit 1871 ihre frühere dominierende Stellung allmählich eingebüßt hat. Es ist das begreiflich und erklärlich, da die nationalen Ziele, für die sie wirkte, jetzt erreicht sind, die politischen Ideen, die sie vertrat, verwirklicht sind. Seitdem zuerst K. W. Nitsch die Bedeutung der wirthschaftlichen Verhältnisse für das Verständniß der deutschen Geschichte im Mittelalter energisch geltend gemacht, drängt die Behandlung wirthschaftlicher und sozialer Erscheinungen in der Vergangenheit die Beschäftigung mit den verfassungsgeschichtlichen Fragen immer mehr zurück. Eine neue Richtung, ganz auf dem Boden der Wirthschaftsgeschichte stehend und von ihr ausgehend, wendet sich gegen den Standpunkt überhaupt, von dem aus bisher die Geschichte aufgefaßt und behandelt worden ist, also gegen Ranke selbst und nicht weniger gegen Treitschke; sie erstrebt die Begründung der Geschichtswissenschaft als einer induktiven Wissenschaft mit naturwissenschaftlicher Methode. Der eigentliche Vertreter dieser Richtung ist Professor Karl Lamprecht in Leipzig; in seiner viel gelesenen und bewunderten, aber auch scharf angegriffenen deutschen Geschichte kommen seine Anschauungen und seine Methode

zur vollen Durchführung. Der Widerspruch der Anhänger Rankes und Treitschkes, überhaupt aller derer, welche die bisherige Behandlung der geschichtlichen Probleme für die richtige halten, konnte natürlich nicht ausbleiben und hat zu energischen Angriffen auf Lamprechts Methode und Anschauungen geführt. Lamprecht ist darauf die Antwort nicht schuldig geblieben, in einer vor kurzem erschienenen Schrift: *Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft* \*) vertheidigt er nicht nur mit Nachdruck seine Anschauungen und seine Methode, sondern richtet auch einen nachdrücklichen, sorgfältig begründeten Angriff gegen Rankes Ideenlehre, d. h. gegen Rankes ganze Auffassung von den in der Geschichte wirksamen, sie bewegenden Kräften. Wir haben die Schrift mit lebhaftem Interesse gelesen, es kommen darin die wichtigsten prinzipiellen Fragen der Geschichtsauffassung und des Betriebes geschichtlicher Forschung zur Sprache, Lamprecht vertheidigt seinen Standpunkt geschickt und im Einzelnen nicht ohne Glück, seine Ausführungen über die Wurzeln von Rankes Weltanschauung und geschichtlicher Auffassung sind sehr beachtenswerth; er schreibt überhaupt mit Geist und scharfer Logik. Aber wir müssen trotzdem erklären, daß er uns durchaus nicht überzeugt hat, daß wir vielmehr nach wie vor die von ihm bekämpfte Geschichtsauffassung für die allein richtige halten. Zu einer eingehenden Auseinandersetzung mit den von Lamprecht verfochtenen Gedanken und Prinzipien ist hier nicht der Ort, wir müssen uns auf wenige kurze Andeutungen beschränken. Der Aufschwung der Wirtschaftsgeschichte, um sie kurz so zu nennen, in der Gegenwart ist gewiß eine berechtigte Reaktion gegen die Verkennung der materiellen Faktoren im Völkerverleben bei den früheren politischen und universalhistorischen Geschichtsschreibern; sie ist eine nothwendige Erscheinung in unserer Zeit, die so ganz von sozialen und ökonomischen Fragen erfüllt ist. Aber sie schießt nun weit über das Ziel hinaus, wenn sie noch viel einseitiger als die frühere idealistische Geschichtsauffassung, alle historischen Erscheinungen mehr oder weniger auf materielle Grundlagen und Voraussetzungen zurückführen will. Die Wirtschaftshistoriker kommen dabei bewußt oder unbewußt dem

\*) Berlin, H. Gaertners Verlagsbuchhandlung. 1 M. 60 Pf.

gegenwärtig vorherrschenden praktischen Materialismus entgegen, der ja leider auch auf die Wissenschaften nicht ohne Einfluß gewesen ist. Lamprecht protestirt zwar entschieden dagegen, daß man ihm eine materialistische Weltanschauung zuschreibe, und bezeichnet seine Geschichtsauffassung als evolutionistisch. Indem er aber alle teleologische Weltanschauung verwirft und für das einzig richtige Prinzip der Erklärung geschichtlicher Dinge das kausale erklärt, gehoben durch die Hilfe der statistischen Methode, und seine kausale Methode als die wahrhaft wissenschaftliche bezeichnet, erscheint seine Geschichtsauffassung doch als praktischer Materialismus. Lamprecht meint freilich, es handle sich bei dem Gegensatz zwischen ihm und den Schülern Ranke's nur um eine Verschiedenheit der Methoden, aber indem er erklärt: es kann keinen wahrhaft wissenschaftlichen Betrieb der Geschichte geben, der sich abhängig dächte von den Voraussetzungen irgend welcher Weltanschauung, bringt er selbst den fundamentalen Unterschied zwischen seiner und der bisherigen Geschichtsbehandlung zum Ausdruck. Lamprechts Satz steht auch mit den bisherigen Erfahrungen und den Thatsachen in Widerspruch, denn Niebuhr und Ranke, Mommsen und Treitschke, Dahlmann und Sybel, Macaulay und Carlyle haben alle eine sehr bestimmte Weltanschauung gehabt und doch das Bedeutendste geleistet. Jene Aeußerung hat ihren Grund in Lamprechts Ueberzeugung, daß die Geschichte eine induktive Wissenschaft sei wie die Naturwissenschaften; bei der Untersuchung und Beschreibung eines Käfers, einer Pflanze, bisher unbekannter Meerquallen kommt die Weltanschauung des Forschers allerdings nicht in Betracht. Hier aber ist grade der Punkt, wo sich die Anschauungen entgegenstehen. Nach unserer festen Ueberzeugung ist die Geschichte eine Geisteswissenschaft und wird es allezeit bleiben, die Anwendung der induktiven Methode wird bei ihr nie zum Ziele führen. Der Fehler der neuen Geschichtsbehandlung und Geschichtsauffassung ist der, daß sie die auf dem Gebiete der sozialen und wirthschaftlichen Erscheinungen mit Erfolg geübte Methode einseitig auf das der politischen und Individualgeschichte überträgt; sie sieht sich genöthigt die menschliche Willensfreiheit, diese Grundvoraussetzung alles sittlichen Handelns und aller moralischen Zurechnung, zu verneinen oder wenigstens dahingestellt sein zu lassen. Im Grunde

nähert sich diese neue Geschichtsbehandlung mit ihrer kausalen Methode und ihrem Bestreben alle Geschichte rationell zu erklären den Anschauungen Buckles. Sie steht im schärfsten Gegensatz zu Hantkes ganz idealistischer Geschichtsauffassung; dessen Ideenlehre charakterisirt und bekämpft denn auch Lamprecht in dem Hauptabschnitt seiner Schrift. Von einer „Ideenlehre“ Hantkes kann wohl nur in sehr uneigentlichem Sinne die Rede sein, da Hantke nicht systematischer Philosoph war und alle seine dahin gehörigen Äußerungen nur gelegentlich gethan hat; dabei ist auch auf die verschiedenen Zeiten zu achten, aus denen sie stammt. Es ist ein wahrer Genuß, den man beim Lesen der hier zusammengestellten tief sinnigen Gedanken eines der größten, und in seiner Art einzigen Meisters in der Historie empfindet. Lamprecht weist dann scharfsinnig nach, wie Hantkes Weltanschauung auf einer sehr eigenartigen Verbindung des von Jugend auf tief in ihm eingewurzelten lutherischen Glaubens, des am Anfange des Jahrhunderts herrschenden Kosmopolitismus und des Einflusses der Identitätsphilosophie beruht. Hantkes Grundgedanke ist, daß die geschichtliche Welt nicht aus sich selbst erklärbar, daß das Irrationale das geschichtliche Agens ist; die leitende und bewegende Kraft der Geschichte liegt außerhalb dieser Welt. Wenn Lamprecht Hantkes Geschichtsauffassung als Mystizismus bezeichnet und seinen Standpunkt als den des persönlichen Glaubens kennzeichnet, so hat er im Wesentlichen recht. Wenn er aber durch den Nachweis der konstituierenden Elemente von Hantkes Ideenlehre ihre Unhaltbarkeit nachgewiesen zu haben meint, so irrt er unserer Ansicht nach durchaus. Die universalhistorische Auffassung hat neben der nationalen auch heute noch ihre volle Berechtigung in der Wissenschaft und daß die große Geistesarbeit der Identitätsphilosophie und der andern gewaltigen philosophischen Systeme in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts völlig nutzlos und nichtig gewesen sei, ist wohl die heute herrschende Meinung, wo man alle Metaphysik als Unding und Unsinn betrachtet, aber keineswegs noch das endgiltige Urtheil der Geschichte. Daß endlich Hantkes religiös-christlicher Standpunkt auch heute noch vollberechtigt ist, versteht sich für unsere Anschauung von selbst. Modifikationen der Geschichtsauffassung Hantkes, Ergänzungen im Einzelnen sind dabei nicht

ausgeschlossen; daß er die materiellen Kräfte und Einflüsse neben den geistigen im Leben der Völker nicht genug beachtet und gewürdigt, kann bereitwillig zugestanden werden. Aber seine Weltanschauung im Ganzen scheint uns durch Lamprechts Angriff durchaus nicht erschüttert. Doch selbst angenommen, daß er die Unhaltbarkeit von Rankes „Ideenlehre“ bewiesen hätte, so würde daraus doch nur folgen, daß das bisherige Prinzip, die bisherige Auffassung der idealistischen Geschichtsbehandlung sich nicht weiter aufrecht erhalten lasse, keineswegs aber, daß diese selbst falsch sei, sie wäre dann nur genöthigt eine neue Grundlage für ihre Anschauungen zu schaffen. Lamprecht hat allerdings nicht so unrecht, wenn er meint, den Jungrankianern (keine schöne Wortbildung!) fehle die Dignität der Meister und damit einer der Faktoren seiner Weltanschauung; auch Nachsahl, der Hauptgegner Lamprechts, nähert sich mit seiner Hoffnung auf die Begründung einer wahrhaft wissenschaftlichen Psychologie, die ein werthvolles Mittel der historischen Erkenntniß sein werde, unseres Erachtens gar zu sehr dem gegnerischen Standpunkt. Auf Lamprechts Auseinandersetzungen mit Nachsahl einzugehen, unterlassen wir; er scheint uns wider seinen Gegner oft mit Glück zu polemisiren. Aber wenn er ihn auch vollständig widerlegt hätte, so wäre das doch nur ein Sieg über einen einzelnen ihrer Vertreter, nicht über die idealistische Geschichtsauffassung selbst. Der Kampf zwischen der evolutionistischen Geschichtsbehandlung der Wirthschaftshistoriker und der politisch-idealistischen Geschichtsauffassung wird noch lange fort dauern, wir glauben sogar, daß die ersteren zeitweilig das Uebergewicht erlangen werden. Aber daß zuletzt doch die idealistische Geschichtsbehandlung den Sieg behalten wird, davon sind wir fest überzeugt. Lamprechts Schrift ist für Alle, die sich darüber orientiren wollen, worum es sich in diesem Kampfe eigentlich handelt, ein empfehlenswerthes Hilfsmittel, das allerdings mit Kritik gebraucht werden muß.

Eine umfassende, auf sorgfältigem Quellenstudium beruhende deutsche Geschichte, die nicht blos in Umrißen sich hält, sondern auf das Einzelne eingeht, zu schreiben, übersteigt bei dem gegenwärtig immer mehr überhandnehmenden Spezialismus die Kraft auch des fleißigsten und arbeitssamsten Historikers; nur durch die Verbindung einer Anzahl von Forschern zu gemeinsamer Arbeit

oder durch eine Reihe von unabhängigen, sich ergänzenden Monographien verschiedener Verfasser hält man die Aufgabe für lösbar. Bruno Gebhardt hat den ersten Weg eingeschlagen, Danks allgemeine Weltgeschichte und die bei F. A. Berthes in Gotha erscheinende Geschichte der europäischen Staaten haben den anderen gewählt; treffliche Arbeiten enthalten beide Sammlungen. Zu ihnen gesellt sich in würdigster Weise die treffliche Bibliothek deutscher Geschichte herausgegeben von H. v. Zwiedinek-Südenhorst, welche die Mitte hält zwischen streng gelehrter und populärer Darstellung. Es sind bereits mehrere Bände dieser Sammlung erschienen, jetzt liegt ein neuer abgeschlossen vor: E. Mühlbacher, deutsche Geschichte unter den Karolingern \*). Die Geschichte der Karolinger in Deutschland bietet der Darstellung nicht geringe Schwierigkeiten, sie hat zwar in der Person und Regierung Karls des Großen einen glänzenden Mittelpunkt, aber die Geschichte seiner Nachfolger ist so verwickelt und zum Theil so unerquicklich, daß es kaum möglich scheint den leitenden Faden in diesem Gewirr von Begebenheiten zu finden und festzuhalten. Engelbert Mühlbacher, neben B. Simson und Ernst Dümmler der vorzüglichste Kenner dieser Epoche, hat sich nach Kräften bemüht dieser Schwierigkeiten Herr zu werden und es ist ihm das auch größtentheils gelungen. Nicht alle Abschnitte sind von ihm mit gleicher Ausführlichkeit behandelt, den größten Raum nimmt, wie billig, die Darstellung der Regierung Karls des Großen ein. Auch Ludwig der Fromme wird eingehend behandelt; die Zeit vor Karl dem Großen wird dagegen mehr übersichtlich, aber durchaus nicht zu kurz dargestellt und ebenso werden die letzten Zeiten der Karolinger in Deutschland in gedrängterer Zusammenfassung geschildert. Die Glanzpunkte des Werkes sind die Abschnitte über Karls Persönlichkeit und Hof und über seine Gesetzgebung, in ihnen kommt die ganze Größe des gewaltigen Herrschers sowie sein machtvolles, tief eingreifendes inneres Walten anschaulich zur Darstellung. Aber auch seine Schwächen und die Schattenseiten seiner Verwaltung werden betont. Man freut sich Karls Größe und seine die Jahrhunderte beherrschende Persönlichkeit von

---

\*) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 8 M.

Mühlbacher wieder voll anerkannt zu sehen, nachdem Ranke in seiner Weltgeschichte des Kaisers Bedeutung so gering angeschlagen und in ihm fast nur den Ausführer und Vollender der Gedanken und Pläne seines Vaters Pippin gesehen hat. Die Begründung des abendländischen Kaiserthums und die dabei in Betracht kommenden Momente werden von Mühlbacher lichtvoll erörtert. Bei der Behandlung der Ehestreitigkeiten Lothars II., welche dem Papstthum die Handhabe zu seinem bedeutungsvollen Vorgehen gegen die fränkische Geistlichkeit und das Karolingische Königthum selbst boten, hätten wir gern eine nähere Auseinandersetzung über die Entstehung und den Zweck der pseudoisidorischen Dekretalen gewünscht. Merkwürdig, wie das in seiner ersten Periode so überaus kraftvolle, gewalthätige Geschlecht der Karolinger zuletzt so ganz schwach, unfähig und elend endet. Mühlbachers Darstellung ist klar, einfach und übersichtlich, wenn auch nicht besonders schwungvoll und anschaulich, sie verflücht oft Stellen aus den Quellen in die Erzählung. Leider fehlt dem verdienstvollen Buche ein Register, das doch bei der Fülle der darin vorkommenden Namen und Thatfachen zum Nachschlagen geradezu unentbehrlich ist. Für ein solches würden wir gern, wenn es nicht anders ginge, die Uebersicht der Quellen hingegeben haben; der Laie wird an diesem Abschnitt doch nicht viel Interesse nehmen und für den Historiker ist er entbehrlich. Eine Stammtafel der Karolinger und eine Karte des ostfränkischen Reiches bilden den Schluß des allen Geschichtsfreunden zu empfehlenden Werkes.

Die von F. A. Berthes in Gotha vor bald 70 Jahren ins Leben gerufene Geschichte der europäischen Staaten schreitet rüstig fort. Die Namen ihrer drei auf einander folgenden wissenschaftlichen Leiter A. H. L. Heeren, W. Giesebrecht und K. Lamprecht bezeichnen ebensoviele verschiedene Phasen in der Geschichtsschreibung dieses Jahrhunderts. Nachdem die Geschichtsdarstellungen der großen Reiche Europas abgeschlossen oder durch den Tod ihrer Verfasser unterbrochen worden waren, gerieth das große Unternehmen eine Zeit lang ins Stocken. Seit Giesebrecht die Leitung der Staatengeschichte übernommen hatte, nahm sie wieder einen frischen Aufschwung. Er sorgte nicht nur für die Weiterführung der noch nicht abgeschlossenen Geschichtswerke, sondern ebenso für

die Ersetzung veralteter Darstellungen durch neue und gab dem ursprünglichen Programm der Sammlung dadurch eine Erweiterung, daß auch kleinere Länder und Staaten Aufnahme und Bearbeitung fanden. Auch nach Giesebrechts Tode hat das Unternehmen unge störten Fortgang und der Name des neuen Herausgebers K. Lamprecht bürgt dafür, daß die Sammlung auch in Zukunft den Charakter der wissenschaftlichen Gründlichkeit behalten wird. Der neueste uns vorliegende Band der Staatengeschichte enthält die Geschichte Finnlands von Schybergson, deutsche Bearbeitung von Friß Arnheim\*). Das Original ist im Jahre 1889 erschienen, die deutsche Bearbeitung hat aber der Verfasser selbst durchgesehen und ergänzt und durch eine Uebersicht der Geschichte bis 1893 fortgeführt. Die deutsche Ausgabe ist keine wörtliche Uebersetzung, sondern eine Bearbeitung, in der die erste Periode, die katholische Zeit Finnlands, nur im Auszuge wiedergegeben ist, die spätern dagegen mehr oder weniger vollständig ins Deutsche übertragen sind; daselbe gilt von den kulturgeschichtlichen Abschnitten des Originals. Es giebt abgesehen von dem jetzt veralteten Buche von F. Mühs schon eine Darstellung der Geschichte Finnlands in deutscher Sprache, Arjö Koskinnen's Finnische Geschichte von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart, welche 1874 erschienen ist. Der Verfasser heißt eigentlich Georg Forsmann und ist der Führer der Fennomanen. Dieser sein Standpunkt macht sich auch in dem Buche recht bemerkbar, das im Uebrigen sorgfältig gearbeitet ist und sich durch lebendige Darstellung auszeichnet. Schybergsons Geschichte hat vor der von Koskinnen schon den großen Vorzug daß sie 18 Jahre später veröffentlicht wird und daher nicht nur die geschichtliche Entwicklung bis zur Gegenwart fortzuführen, sondern auch die zahlreiche, zum Theil sehr wichtige seit dem Jahre 1874 erschienene Litteratur zu verwerthen vermag; außerdem hat Schybergson auch das schwedische Reichs- und das finnische Staatsarchiv für sein Geschichtswerk benutzt. Es ist ihm dadurch möglich geworden, vieles in ein helleres Licht zu stellen, als es Koskinnen zu thun im Stande war, für Anderes den wahren

---

\*) Gotha, Friedrich Andreas Berthes. 12 M.

Zusammenhang zu finden. Schybergson ist Schwede und verleugnet seinen Standpunkt nicht, aber er schreibt unparteiisch und unbefangen, manchmal vielleicht etwas zu farblos. Die Zeit vor der schwedischen Eroberung ist nur kurz, aber alles Wesentliche hervorhebend dargestellt; hier bietet Koskinnen mehr. Die weltgeschichtliche Bedeutung Finnlands beruht auf dem Jahrhunderte langen Kampfe zwischen Schweden und Rußland um die Herrschaft über dieses Land, einem Kampfe, bei dem es sich zugleich um die Vorherrschaft im Nordosten Europas und um die Herrschaft auf dem baltischen Meere handelte. Dieser Streit beginnt gleich im XIII. Jahrhundert und endet 1809 mit dem vollen Siege Rußlands. Im Innern bietet die Entwicklung Finnlands die merkwürdige Erscheinung, daß zwei verschiedene Nationalitäten, Finnen und Schweden, sich politisch zu einem Ganzen, zu einem finnischen Volk vereinigt haben. Sehr lesenswerth sind die kulturgeschichtlichen Kapitel in Schybergsons Buch, welche die Gesellschaft, Bildung und Litteratur in den verschiedenen Epochen schildern. Zu größerer Bedeutung gelangt Finnland erst seit der Reformation; für die innere Entwicklung, sowie für den Kampf der beiden nordischen Mächte ist die Zeit von 1721 bis 1809 die wichtigste, inhaltreichste. In der Schilderung dieser Periode liegt der Schwerpunkt und das Hauptverdienst von Schybergsons Werk. Sehr eingehend und belehrend ist seine Darstellung der Vereinigung des Großfürstenthums Finnland mit Rußland und der damit zusammenhängenden Vorgänge und Verhandlungen, sehr verdienstlich auch seine Schilderung der inneren Entwicklung Finnlands unter Alexander I., Nikolaus I. und Alexander II., an die sich eine kurze Uebersicht der Regierungsthätigkeit Alexander III. in Bezug auf Finnland schließt. Schybergsons Buch bietet eine sehr übersichtliche Gruppierung der Thatfachen, die Darstellung ist einfach und schmucklos, bisweilen könnte sie anschaulicher sein; doch ist dieser Mangel vielleicht auf Rechnung des deutschen Bearbeiters zu setzen. Daß der Verfasser ein gründlicher, genau mit dem Stoff vertrauter Forscher ist, merkt man überall; für den Historiker ist die Anführung der wichtigsten Litteratur bei jedem größeren Abschnitte sehr erwünscht, auch fehlt es bei bedeutamen Stellen nicht an Verweisen auf die Quellen. Um dem Leser die Benutzung und das Nachschlagen zu erleichtern, ist

alles nur Wünschenswerthe geschehen: dem Werke voraus geht eine sehr detaillirte Inhaltsübersicht und am Schluß findet sich ein sorgfältig gearbeitetes Personenregister. Wie sehr unterscheidet sich darin zu seinem Vortheil Schybergsons Geschichte von Koskinnens Buch und wie viele andere deutsche Geschichtswerke könnten sich diese Einrichtung zum Muster nehmen! Auch bei uns ist, namentlich in neuerer Zeit, ein lebhafteres Interesse für das so nahe gelegene Finnland erwacht; Schybergsons Geschichte wird jedem zur Einführung in die Kenntniß der Vergangenheit des merkwürdigen Landes und der politischen Entwicklung seiner Bewohner die besten Dienste leisten.

Der Uebersetzung des Buches von Joseph Turquan über die Generalin Bonaparte ist sehr bald die Fortsetzung: die Kaiserin Josephine, übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein\*) gefolgt. Dieser zweite Theil ist im Ganzen weniger pikant als der erste. Turquan beurtheilt Josephine auch hier mit derselben Härte wie früher und läßt sich nichts entgehen, was die Chronique skandalöse jener Zeit zu ihren Ungunsten berichtet und aufgezeichnet hat, es liegt aber für diese Zeit kein so reicher Stoff mehr vor. Den größten Raum im Buche nimmt die Scheidung Napoleons von Josephine, die ihr vorausgehenden Verhandlungen und die vorbereitenden Schritte ein. Es ist sehr merkwürdig, wie viel Zuneigung Napoleon auch als Kaiser und trotz aller seiner Liebshäften immer noch für Josephine hegte und wie schwer es ihm, der sonst so rücksichtslos und brutal seinen Willen kundthat und durchsetzte, wurde seiner Gemahlin gegenüber den gefaßten Entschluß auszusprechen; wäre noch Aussicht gewesen, daß sie ihm einen Sohn schenkte, er würde sich nie von ihr getrennt haben. Auch nach der Scheidung verkehrte Napoleon mit Josephine in der herzlichsten Weise, er schrieb ihr oft und besuchte sie häufig. In den Tagen seines Unglücks und seines Sturzes zeigte auch Josephine große Anhänglichkeit an ihren früheren Gemahl. In das Hofgetriebe und in die Parteiungen unter den Gliedern der bonapartistischen Familie gewährt Turquans Buch mannigfachen, wenn auch nicht eben erfreulichen Einblick.

---

\*) Leipzig, Schmidt u. Günther. 4. M. 60 Pf.

Ein Buch ungewöhnlicher Art, eines derer, denen man nur selten auf dem Büchermarkt begegnet, sind die Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. Gesammelte Grenzbotenartikel von Rudolf Hildebrand\*) Wir haben diese Aufsätze, die ungleich an Umfang und Bedeutung doch alle den eigenartigen Charakter ihres Verfassers zum Ausdruck bringen, mit herzlicher Freude und tiefer Befriedigung gelesen und fühlen uns zu aufrichtigem Danke gegen den Herausgeber, G. Busmann, verpflichtet, der sie der Vergessenheit, dem gewöhnlichen Schicksale der Zeitschriftenartikel, entzogen hat. Rudolf Hildebrand, Gymnasial-Lehrer und Professor an der Universität in Leipzig, war einer der ausgezeichnetsten deutschen Sprachforscher, der durch seine Mitarbeit und Fortsetzung des deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm auch weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Bewundernswürdige Gelehrsamkeit, feines Sprachgefühl und ein ungemein lebendiger Sinn für alles Volksthümliche, alle Regungen der Volksseele, wie sie in Sprache und Sitte zur Erscheinung kommen, waren dem seltenen Manne eigen; dazu ein herrliches Gemüth von wunderbarer Tiefe, gleich empfänglich für Ernst und Scherz. Hildebrand war ein Idealist und Optimist, wie sie heute immer seltener werden, er war eine echt deutsche Natur durch und durch, ihm erschloß sich in der Betrachtung der Sprache das innerste Wesen des deutschen Geistes. Bei ihm hatte sich der Forscher nicht auf Kosten des Menschen entwickelt, er war eine liebenswürdige, frische, stets angeregte und anregende Persönlichkeit. So zeigt er sich in allen hier vereinigten Aufsätzen, jugendfrisch und hoffnungsfroh, gedankenvoll und kenntnißreich, tiefsinnig und kindlich zugleich, nur das reife Urtheil verräth, daß die Aufsätze im späteren Lebensalter geschrieben sind, es spricht aus ihnen zu uns ein Mann in weißem Haar, aber im Herzen ein Kind, wie er es selbst bezeichnet. Aus diesem Buche kann man lernen, wenn man es noch nicht weiß, was deutsch ist, deutsch im edelsten und schönsten Sinne, es ist dem Leser, der sich darin vertieft, oft, als spräche das deutsche Gemüth selbst zu ihm und offenbarte ihm seine tiefsten Geheimnisse. Hier ist nichts von der gesuchten und

---

\*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 4 M.

raffinierten Geistreichigkeit modern-jüdischer Feuilletonisten, aber hier ist Geist, wahrer und echter Geist, genährt am Marke der großen deutschen Dichter und Denker, und man hat seine innige Freude an der gediegenen kräftigen Form, in die er sich kleidet. Sollen wir Einiges aus dem reichen Inhalt des Bändchens hervorheben? Vielleicht der schönste Aufsatz darin ist: Trauer und Treue, geschrieben unmittelbar nach dem Tode Kaiser Wilhelm's I.; man liest ihn immer wieder mit Erhebung und Wehmuth. Sehr schön und tief ist auch der Aufsatz: Gute alte Zeit und Fortschritt, in dem Hildebrand lebhaft für das Recht, die gute alte Zeit zu preisen, in ihr ein anspornendes Ideal zu sehen, eintritt. Höchst inhaltreich und große Gelehrsamkeit bekundend ist der umfangreichste Artikel der Sammlung, der den Titel: „Prophezeihungen“ führt. In ihm werden die Verkündigungen und Hinweisungen auf eine Erneuerung des römisch-deutschen Reiches von alter Zeit her aufgeführt und gedankenvoll erläutert; auch die Stimmen der Sehnsucht nach einem großen mächtigen Reich aus neuerer Zeit werden nicht vergessen. Was Hildebrand hier über Goethe's Haltung der nationalen Erhebung und den nationalen Bestrebungen gegenüber sagt, ist vortrefflich. Auf seinem eignen Gebiete ist Hildebrand, wenn er aus „aus der Geschichte unserer Sitte“ belehrt oder „etwas zur Geschichte des Kunstblickes“ mittheilt. Eine allerliebste, schalkhafte Persiflage der Auswüchse der modernen Goethephilologie ist der Artikel: Ein Knopf von Goethe. Auch wo er „vom Sterben“ und „vom Leben“ spricht und sich darüber ausläßt, „wie Wahr und Gut zusammen hängen,“ hören wir ihm gerne zu, da er stets Gemüth und Stimmung anregt. Sein ganzer kindlich-naiver Optimismus kommt in dem letzten Aufsatz: „Ein Wunschzettel an den Zeitgeist“ zum Ausdruck. Doch genug der Hinweisung auf Einzelnes. Möge Niemand, der Sinn und Neigung für das Ideale, für ursprüngliches, echtes Wesen hat, Hildebrand's köstliches Buch ungelesen lassen; es wird Anregung, Erfrischung und Erhebung Allen bieten, die noch von der modernen Unnatur umstrickt sind. Aber nicht in einem Zuge, sondern in Absätzen muß dieser kostbare Trank genossen werden, dann erst wird er seine volle Wirkung ausüben.

Wir haben vor einiger Zeit das inhaltreiche Buch des Pfarrers H. Gebhardt „Zur bauerlichen Glaubens- und Sittenlehre“ eingehend besprochen. Heute liegt uns ein Seitenstück dazu vor in der Schrift von Paul Gerade „Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor (1883 bis 1893)\*“. Während Gebhardt thüringische Verhältnisse im Auge hat, schildert Gerade seine Erlebnisse in der preussischen Provinz Sachsen. Sein Buch hat einen mehr persönlichen Charakter und dadurch gewinnt seine Darstellung an Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Mit jugendlicher Begeisterung ist P. Gerade in das Amt getreten und schildert nun offen und wahr die vielen Enttäuschungen, die er erfahren hat; zum Pessimisten hat er sich aber dadurch nicht machen lassen. Vergleicht man seine Mittheilungen mit den Schilderungen Gebhardt's, so nimmt man nicht ohne Verwunderung wahr, wie ähnlich der Bauer nach Wesen und Charakter in beiden Gegenden erscheint. Auch in Gerade's Schilderung zeigt er keine Spur von der Naivität und unschuldsvollen Poesie des Naturkundes, womit so viele Dorfgeschichten die bauerlichen Verhältnisse ausstaffirt und geschmückt haben. Die sittlichen Zustände des Bauernstandes weisen auch nach Gerade's Mittheilungen viele dunkle Schattenseiten auf, aber es fehlt doch auch an Lichtseiten nicht und der im Guten wie im Schlimmen äußerst konservative Charakter der Bauern tritt auch in diesem Buche lebendig hervor. P. Gerade's Schrift bietet ferner längere, durch viele Beispiele illustrierte Ausführungen über die verschiedenen Arten der Seelsorge und der Aufsicht über die Schule, die für junge Geistliche sehr Beherzigenswerthes enthalten. In einem Schlußabschnitte spricht sich Gerade über die Angehörigen des geistlichen Standes, ihrer Lebenshaltung und ihr Verhältniß zum Volksleben aus und tritt energisch für die Theilnahme der Geistlichen am öffentlichen Leben ein. Gerade's Büchlein, von positivem Geiste durchweht, gewährt eine anziehende und belehrende Lektüre.

Aus der Menge neuer belletristischer Erscheinungen seien zunächst Charlotte Niese's Geschichten aus Holstein\*\*)

\*) Magdeburg, Verlag von Albert Rathke. 2 M.

\*\*\*) Leipzig, Dr. Wihl. Grunow. 3 M.

hervorgehoben. Die mit Recht rasch allgemein beliebt gewordene Erzählerin bewegt sich in diesem vorzüglich ausgestatteten Buche wieder auf ganz heimischem Boden. Es sind, so viel wir uns erinnern, alles alte Bekannte aus den Grenzboten, welche hier zu einer Sammlung vereinigt sind. Ch. Niese offenbart auch hier die von früher bekannte Vorliebe für absonderliche Persönlichkeiten, durch Natur und Lebensschicksale seltsam entwickelte oder verfrüppelte Menschenwesen und bewährt überall ihr Talent mit scharfem Blicke die charakteristischen Züge der Persönlichkeiten zu erfassen und dem Leser lebendig vor Augen zu stellen. Nicht die Erfindungsgabe, sondern die scharfe Charakterzeichnung ist ihre hervorragendste Eigenschaft; sie schildert so lebendig, daß wir an ihre Gestalten glauben, auch da, wo sie etwas unwahrscheinliche Züge tragen. Es ist ein Beweis ihrer darstellenden Kraft, daß ihr passive, unselbständige Naturen in voller Lebenswahrheit und Anschaulichkeit zu schildern fast noch besser gelingt als energische, willenskräftige. Ein wahres Cabinetstück unter den Erzählungen ist die Geschichte des Statsraths, der um alles Ansehen kam, weil er keine Geschichte erzählen konnte, ernst und ergreifend die Erzählung vom verrückten Flinsheim, die in tiefer Tragik endet. Die umfangreichste Geschichte der Sammlung, „Die erste Liebe“ hat am meisten den Charakter einer eigentlichen Novelle. Der Baron Nolf und seine Frau Uda Navenstein sind in ihrer Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit gegen die Bedrängnisse des Lebens vortrefflich gezeichnete Gestalten, auch der alte Graf Kössing ist eine echte Charakterfigur. Dagegen ist Fritz Neumann, der Amerikaner, etwas verblaßt und Frau von Zehlneck doch etwas gar zu sehr als Karrikatur herausgekommen. Der Grundgedanke der Erzählung, daß die erste Liebe gewöhnlich die erste große Dummheit des Lebens sei, während die letzte Liebe, von der man niemals spreche, oft die tiefste und wahrste sei, frappirt durch seine Ungewöhnlichkeit; so unbedingt hingestellt, kann er sicherlich nicht auf allgemeine Zustimmung rechnen. Auch in den kleinern, weniger bedeutenden Stücken ist das Talent der Verfasserin bemerkbar. Wenn, wie wir doch annehmen müssen, Ch. Niese's Schilderungen auf Beobachtungen der Wirklichkeit beruhen, wie reich an originellen Persönlichkeiten ist dann dieses Holzstein! Wir

zweifeln nicht, daß auch diese „Geschichten“ viele Leser finden und von Niemandem ohne Befriedigung aus der Hand gelegt werden werden.

Adolf Wilbrandt hat eine neue Novellensammlung unter dem Titel „Vater und Sohn und andere Geschichten“ \*) veröffentlicht. Wilbrandt's Eigenart als Erzähler und Novellist ist bekannt; in seinen dichterischen Erzeugnissen offenbart sich weniger große Erfindungsgabe als feine psychologische Auffassung und Entwicklung. Er ist ein Virtuose in der Darstellung und Entfaltung des Seelenlebens und versteht es ausgezeichnet, mit wenigen Strichen die Grundelemente der Charaktere; welche er uns vorführt, zu zeichnen und ihr Handeln psychologisch überzeugend zu motiviren. Die beiden Erzählungen dieser Sammlung haben ebenso wie das ihnen beigelegte Märchen denselben Charakter, den wir als psychologisch-pädagogisch bezeichnen möchten, denn allen drei liegt eine gewisse didaktische Tendenz zu Grunde. In der ersten schildert der Dichter die Verliebtheit eines Gymnasialabiturienten in eine leichtfertige Theaterprinzessin, in der er in blöder Jugendehelei ein hohes Ideal sieht, und das gewagte Mittel, durch welches der Vater, der zugleich der nächste und beste Freund des Sohnes ist, ihn von dieser Verirrung zurückbringt. Die beiden Hackfische, die als Nebenfiguren auftreten, sind mit ihrer vergötternden Bewunderung für die herrliche Thea, die Schauspielerin, ganz vortrefflich geschildert und meisterhaft gezeichnet, ebenso reizend naiv, wie selbstbewußt altklug. In der zweiten Erzählung „Die gute Loreley“ athmen wir volle warme Rheinfluth. Die Heldin, Frau Räthe, die Wittin des etwas steifen und schwerfälligen Sanskritgelehrten Venno, bezaubert durch ihre Schönheit und ihr holdes Wesen alle Männer, die mit ihr in Berührung kommen. Sie wendet ihre Macht aber nur zum Guten an, nöthigt junge Nichtsthuer und nur dem Genuß lebende Weltmänner zur Arbeit und zur Thätigkeit und führt von ihrer Schönheit verblendete Verehrer wieder zur Pflicht und Liebe gegen ihre Bräute zurück. Wenn auch im Einzelnen manche Unwahrscheinlichkeiten mit unterlaufen, so hinterläßt die ganze ganze Erzählung doch einen frischen,

\*) Stuttgart, Verlag der J. W. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolg. : M.

erfreulichen Eindruck. Die eigentliche Handlung tritt hier ebenso, wenn auch etwas weniger, als in der ersten Erzählung, hinter der psychologischen Entwicklung zurück. Das Märchen „Hütchen“ ist die Ausführung des Gedankens, daß man zur rechten Zeit abzureißen verstehen müsse, d. h. daß man in dem Augenblicke, wo man sich durch Leidenschaft und Zorn zu unüberlegtem und unverantwortlichem Handeln hinreißen zu lassen im Begriff steht, sich schnell entfernen müsse, um späterer Reue und schwerer Verschuldung zu entgehen. In diesem Märchen fehlt es nicht an einer Fülle von Begebenheiten und Wechselfällen. Die Form der Darstellung so wie die Sprache ist, wie sich das von A. Wilbrandt erwarten läßt, vorzüglich.

H. D.





## Aus W. v. Ditmar's Reisebriefen an seine Eltern.

(1815—1818)

von

L. v. Schroeder.

(Schluß.)

---

Heidelberg, den 14. Mai 1816 n. St.

Aus Würzburg solltet Ihr, geliebte Aeltern, wie ich Euch aus Dresden schrieb, wieder ein Briefchen von mir erhalten. Doch es ändern sich die Zeiten und auch unser Wille ändert sich bisweilen in ihnen; wenigstens ist es mir so gegangen, denn diesen Brief an Euch datire ich nicht aus Würzburg, sondern schon aus Heidelberg. — Das schöne Dresden, in dem ich mit Landsleuten und Freunden mir unvergeßliche 14 Tage verlebt hatte, verließ ich am 4. Mai n. St., nachdem ich zuvor noch drei unbeschreiblich glückliche Tage mit meiner himmlischen Elisa und meinem vor-  
trefflichen Tiedge verlebt hatte. — Gerade an dem Tage, an welchem die gute Elisa mit ihrem frommen Begleiter erwartet wurden, war ich mit dem guten herrlichen Onkel Krüdener und seiner lieben Minna (ich kann es Euch nicht beschreiben, was das für überaus gute Leute sind) in den höchst reizenden Plauenschen Grund, etwa 2 Meilen von Dresden, gefahren. Erst Abends um 7 Uhr langten wir von dieser Lustpartie wieder in Dresden an und ich gestehe Euch, daß ich mich schon lange aus den reizenden, belebten Umgebungen der füllevollsten Natur wieder in die todten Mauern der Stadt gesehnt hatte, denn meine gute Elisa ahndete

ich in denselben. Ungeduldig sprang ich aus des Dnkels Wagen, noch ehe er gehalten hatte, und eilte, ich weiß selbst nicht wie schnell, in das Hotel de St. Petersbourg, wo Elisa absteigen wollte. Doch, als ich hinkam, war meine Eile vergebens gewesen; denn noch war sie nicht angekommen. Ohne mich zu besinnen, machte ich mich auf den Weg, lief ihr entgegen und traf sie schon nach einigen Minuten auf der Dresdener Brücke. Die Freude, die Tiedge und sie durch meine unerwartete Erscheinung gefühlt haben müssen und die sie mir auf eine einfache, aber herzerhebende Art zu erkennen gaben, kann ich Euch nicht beschreiben, ebenso wenig wie die Gefühle, die mein Inneres tief durchglühten. [Es folgt eine kleine Abschweifung, dann heißt es weiter:] Doch meine alte 60-jährige Elisa will ich nicht auf der Dresdener Brücke in Ruhe lassen, sondern Euch sagen, daß ich bis zu ihrem Quartier neben ihrem Wagen hergelaufen bin und dabei ihre Hand, die sie mir aus dem Wagen gereicht hatte, garnicht losließ, sondern sie voll herzlicher Freude unaufhörlich küßte. Dieser Zug, der durch die Hauptstraßen Dresdens ging, machte so großes Aufsehen, daß die Leute stehen blieben und uns ganz verwundert nachsahen. Das machte mich aber nicht irre, sondern ich schritt vielmehr fröhlich weiter, riß meine treffliche Elisa bei ihrer Wohnung fast aus dem Wagen, führte sie die Treppe herauf und ließ mich dann von ihr, mit Freudenthränen, küssen und herzen; darauf begab ich mich in Tiedges Arme und hörte mit Nührung von ihm die Worte, die er mit Flammen zeichnete: „Ich würde Ihnen gern viel Herzliches sagen, wäre das Herz mir nicht zu voll von dem, was ich für Sie fühle.“ So ungefähr denkt Euch unser erstes Wiedersehen. Weiter kann und mag ich Euch von demselben nichts sagen; außer nur noch das Eine, daß ich später weit die Zeit überschritt, um welche Elisa gewöhnlich zu Bette zu gehen pflegt. Viele interessante und herzliche Gespräche wurden in der durch unaufhörliche Besuche unterbrochenen Zeit von  $\frac{1}{2}$  8 Uhr bis gegen 12 gewechselt und nicht wenig suchten mich die Nette, Tiedge, Elisas jetzige Pflgetochter Minna Mitterbacher aus Karlsbad und ihre vormalige Bianka Low (eine Tochter des berühmten Weisner, die mich auf Elisas allerhöchsten Befehl Bruder und ich sie Schwester nennen muß) zu überreden, nach

Töplitz mitzureisen. Ich sollte freie Reise bis dahin und freien Aufenthalt daselbst haben, wenn ich mich nur entschließen wollte hinzukommen. Wirklich war ich durch dieses Anerbieten, welches mir ein neuer sehr erfreulicher Beweis der Liebe dieser trefflichen Menschen zu mir war, in meinem Reiseplan irre gemacht; — zu meinem Glück hat ich mir aber Bedenkzeit bis zum anderen Tage aus und weigerte mich an demselben, den freundlichen Vorschlag anzunehmen, weil ich überlegt hatte, daß es für mich Pflicht sei, durchaus die Zeit wahrzunehmen, in welcher ich mich wissenschaftlich, und namentlich als Jurist ausbilden kann. Für diesen Entschluß bekam ich nun freilich ein wenig Schelt; allein ich tröstete mich damit, daß ich das Sprichwort: „Der Geist ist willig, das Fleisch aber schwach“ dieses Mal gerade umkehren konnte. — Freilich kann ich es nicht leugnen, daß ich gerne mit der guten Frau v. Low gereist wäre; denn in deren Wagen war für mich ein Platz bestimmt; weil mir dieses gebildete Weib außerordentlich interessant ist, theils weil sie in ihrer Moralität die größte Ähnlichkeit von unseren Livländischen, überhaupt nordischen Frauen hat, theils auch, weil wir ihr Tiedges Alex's und Ida, und Robert und Hennchen zu danken haben. Die Lieder, aus denen diese beiden Romane bestehen, hat Tiedge ihr und ihrer schönen Stimme zu Gefallen auf bekannte Melodien gedichtet und sie erst später als ein Ganzes zusammengestellt. — Doch das gute Prinzip behielt nun einmal die Oberhand, — der Geist war stärker als das Fleisch und ich verließ am 4. Mai Dresden, nachdem ich noch an demselben Tage von dem guten Onkel, der mir ein sehr sinnreiches Andenken gab, und von der guten Elisa und dem geliebten Tiedge Abschied nahm. Bei der Recke entschuldigte ich mich, daß ich in meinen Reisekleidern zu ihr käme; und ich gestehe, daß es mir nicht leid thut diese kleine Artigkeit gehabt zu haben; denn dadurch wurde sie zum ersten Male veranlaßt, mich „mein Kind“ zu nennen und von der Zeit an hat denn auch die Benennung „Mama“, nach der ich sie gern zuweilen nannte, auf immer das Bürgerrecht erhalten. — „Ich sage es Ihnen noch einmal, es freut mich in Ihrer Person einen so braven jungen Mann kennen gelernt zu haben. Verlieren Sie nicht den Muth, sondern wirken Sie einst für unser Vaterland,

so wie ich es von Ihnen hoffe. Jetzt leben Sie wohl; behalten Sie im Andenken, worum ich Sie jetzt gebeten, und schreiben Sie bald an Ihre Elisa.“ Dieß waren die letzten Worte, die Mama (ich muß diesen Ausdruck hier gleich anbringen, damit Ihr hört, wie er klingt) zu mir sprach, und die mich zum Glück beschäftigten, bis ich am Abend in Freiburg ankam, — zum Glück, sage ich, weil ich schlechtes Wetter, einen schlechten Postwagen und einen überaus langweiligen Reisegefährten hatte. — Während hier die Pferde gewechselt wurden, besuchte ich den größten Mineralogen der Welt, den alten würdigen Berner, dem ich in Elisas Namen einen Sohn des berühmten Componisten Kaumann, der die Bergwerkskunde studiren will, empfehlen sollte. — Interessant war es mir, in Freiburg, das im Sächsischen Erzgebirge liegt, Bemerkungen über die Vegetation anzustellen. Am Morgen reiste ich aus Dresden, wo alles schon grünte und blühte, und schon am Abend befand ich mich in einer Region, wo das Leben sich kaum erst in der Knospe regte und wo es schneite und hagelte, während unten ein milder Frühlingsregen das vegetabilische Leben bis zum höchsten erreichbaren Gipfel steuerte. — Von Freiburg kam ich zunächst nach Zwickau. Daß mein erster Gedanke an diesem Orte der war, unseres biederen Bergs Mutter und Geschwister, sowie auch seinen wackern Lehrer, den berühmten Philologen Johannes Mloys Martyni-Laguna aufzusuchen, könnt Ihr Euch, geliebte Aeltern, wohl denken. Zu meiner großen Freude ward mein Wunsch erfüllt, denn ich traf unseres geliebten Bergs alte würdige Mutter in ihrem kleinen, aber reinlichen und friedlichen Quartier gesund und wohl, nicht in so großer Armuth, die unser trefflicher Berg sich mit ihrem Leben verbunden denkt. Ich fand bei diesen redlichen Leuten vielmehr eine gewisse Art von Reichthum, die es eben nicht erlaubt üppig zu leben, wohl aber anständig und ohne Mangel zu leiden. — Von Laguna, der an Berg mit der herzlichsten Liebe denkt, wird unser geliebter Gottesmann nun wohl schon einen Brief erhalten haben, — wenigstens zeigte mir Laguna einen sehr langen, den er an ihn angefangen hat und den er recht bald abzuschicken versprach, als ich ihm erzählte wie sehr sich Berg nach Nachrichten von ihm sehnte: „Ja, ich werde und muß ihm schreiben, denn

schon liegen zwei Briefe von ihm unbeantwortet hier. — Ich verdanke ihm unendlich viel; denn nur er hat mich unterstützt, als ich in der schrecklichsten Armuth lebte und beinahe nur ihm habe ich mein Leben zu verdanken.“ Dieß war Lagunas Antwort. — Soll ich Euch, geliebte Aeltern, nun noch sagen, wie mir dieser Gelehrte erschienen ist und wie ich von ihm geschieden bin, so werden folgende wenige Worte hinreichen, um Euch mein jetziges Verhältniß zu ihm klar zu machen. Erschienen ist er mir als ein redlicher, wackerer Mann von dem ungeheuersten Geiste; denn jeder Gedanke war höchst bedeutungsvoll, war Blitz und Schlag; — sein Gefühl muß außerordentliche Tiefe haben; ich bin davon auf eine sehr erfreuliche Art überzeugt worden. Nur wenige meiner Aeußerungen zogen mir seine wahre Freundschaft zu; er selbst hat es mir gesagt und falsch ist Laguna nicht, was Ihr auch von Berg werdet erfahren können. Er drückte mir sogar einmal mit Innigkeit die Hand und sagte: „Von diesem Augenblicke an“ (ich hatte nämlich eben etwas geäußert, das ich dem Papiere nicht anvertrauen mag) „sind Sie mein wahrer Freund, im eigentlichsten und nur wahren Sinne des Wortes. Wollen Sie in Heidelberg mein angenehmer (der Ausdruck fiel mir ein wenig auf) Correspondent seyn, so werden Sie mich dadurch ganz gewiß sehr erfreuen und ich verspreche Ihnen pünktlich zu antworten.“ — Bald darauf eilte ich wieder zur Post, weil die Zeit schon verstrichen war, die ich wegbleiben durfte. — Seht, meine Aeltern, so geht es mir in der Welt. Begegnete mir nicht auch so manche Widerwärtigkeit in meiner Wanderung durch das mangelvolle Pilgerthal des Lebens, so würde mich mein günstiges Geschick übermüthig machen.

Von Zwickau fuhr ich über Plauen nach Hof, die erste Stadt im Königreich Baiern, wo ich denn auch zu meiner größten Freude die scheußlichen Sächsischen Postwagen verließ und dagegen einen trefflichen Baierschen bestieg, neben dem in der Nacht ein Soldat von der Gensdarmrie als Bedeckung reitet. Die Gegenden, durch die ich von jetzt an kam, glichen einem höchst romantischen, unaufhörlichen Garten, in dem alles duftete und blühte und in dem Städte und Dörfer in ungezählter Menge lagen. — Die größte Stadt, in die wir zunächst von Zwickau kamen, war Baireuth, wo ich einen

ganzen Tag, den 7. Mai, blieb. Unvergeßlich bleibt mir dieser Tag, denn er hat mir viel genommen, aber ich verdanke ihm auch unbeschreiblich viel. Genommen hat er mir eine Sehnsucht, die mein ganzes Innere durchglühte, aber ich verdanke ihm eine Bekanntschaft, um die mich gewiß ein großer Theil der gebildeten Welt beneidet. Ich will Euch den Mann, den ich kennen lernte, so gut es geht, beschreiben, und dann sucht, geliebte Aeltern, den Namen selbst zu errathen. — Zu ihm geführt wurde ich von einer seiner kleinen, allerliebsten Töchter. Unser Weg führte uns durch vier bis fünf Zimmer, die ein wenig öde aussahen; in dem vorletzten befanden sich sogar eine Menge von Weinbouteillen; einige derselben waren eben ausgepackt, andere schon ausgeleert und noch andere gar zererschlagen. Aus diesem Zimmer führte mich meine kleine Begleiterin in eine enge Stube, in der um den Tisch 2 Bücherbretter standen, und rief gleich beim Eintritt in dieselbe: „Vater, ein Fremder.“ Gleich darauf trat der Vater hinter den Bücherbrettern hervor, gekleidet in einem, von gelblichem Boi gemachten Ueberrock, an dem der Zahn der Zeit unten viele Stücke weggenagt hatte; der Hals der langen, stattlichen Gestalt war entblößt, das röthlich-braune Haar zurückgestrichen, die Stirn hoch, stark gewölbt; unter derselben zwei große blaue geistvolle Augen, in denen man tiefes Gefühl und Klarheit des Verstandes in dem ersten Augenblicke gewahr wird; die Nase ist etwas eingebogen und stark; der Mund anmuthsvoll-schön gestaltet. Auf dem ganzen Gesichte ruhte, um es mit einem Worte zu sagen, die höchste Genialität und zugleich die höchste Gutmüthigkeit. Diese Gestalt nun nahte sich mir, mit ihrem schwankenden Gange, schnell, verbeugte sich gegen mich und empfing von mir den Brief, den ich von Wolke ihr abzugeben hatte. Gleich darauf entfernte sich der Mann von meiner Seite und ging schweigend in der Stube auf und nieder; ich nahm meinen Hut und wollte mich ihm empfehlen, als er zu mir trat und sagte: „Bleiben Sie doch noch“, und dieß, geliebte theure Aeltern und Geschwister, — dieß sind die ersten Worte, die ich in meinem ganzen Leben aus dem Munde des unbegreifbaren Jean Paul gehört habe. Ich blieb und nun ward das Gespräch sehr lebhaft, besonders drehte es sich um Wolke und Franz Horn; aber tausend höchst interessante

und merkwürdige Dinge kamen nebenbei vor, wie wir das schon von Jean Paul gewohnt sind. Einiges über unser Gespräch erhaltet ihr ausführlich detaillirt in meinen Reisebemerkungen; hier würde es zu vielen Raum einnehmen. Dann überschicke ich Euch auch das Handbriefchen, das er in mein Stammbuch eingeschrieben hat. — Unser Gespräch war so interessant, daß zwei ganze Stunden vergangen waren, als ich zum ersten Male nach meiner Uhr sah. Nun wollte ich fort und entschuldigte mich bei dem überaus liebenswürdigen Jean Paul, ihn so lange aufgehalten zu haben. Dieser Entschuldigung habe ich folgende für mich gewiß sehr genugthuende Worte zu verdanken. Hier lest sie buchstäblich so, wie er sie zu mir sprach: „Daß Sie lange Zeit hier gewesen sind, weiß ich nicht; — daß mir die Zeit aber sehr kurz vorgekommen ist, weiß ich. Ich muß es Ihnen geradezu sagen, daß unter den vielen Besuchen, die ich erhalte, lange keiner mir so bedeutend gewesen ist, als der Ihrige, und ich bitte Sie recht sehr (wobei er mir herzlich die Hand drückte), daß Sie, wenn Sie wieder nach Baireuth kommen, ganz bei mir wohnen, wenn ich Ihnen anders jetzt lieb geworden bin und gefallen habe.“ — Drauf ging ich hoch erfreut fort, von Richter noch durch einen krummen, schiefen Gang begleitet, in dem er mir noch folgende spaßhafte Worte sagte: „Sehen Sie einmal, ist der Eingang zu mir nicht ebenso, wie der zu meinen Romanen“, und hierauf rief er mir noch ein recht freundliches Lebewohl nach. -- Was mir Jean Paul sonst noch gesagt hat, z. B. über seinen Namen, von den Schriften, die er jetzt gerade schreibt u. s. w., das erfahrt Ihr alles später, zum Theil schon Einiges aus meinem Briefe an Berg, den ich jetzt angefangen habe. — Nur das will ich Euch hier noch melden, daß ich von Jean Pauls Tochter einen Besuch im Wirthshause erhalten habe. Sie brachte mir nämlich mein Stammbuch von ihrem Vater.

Von Baireuth ging ich nach Bamberg, wo ich 2 Stunden blieb und in diesen mich auf der Accise, die in Baiern die Maute genannt wird, umher zankte und endlich von hier, mit einem kleinen Umwege, über Kitzingen nach Würzburg, wo ich anderthalb mir unvergeßliche Tage mit meinem alten biederen vortrefflichen Baer und Bander verlebte. Von dieser Stadt kann

ich Euch nichts sagen, als daß sie eine sehr reizende Lage hat. Der Main theilt sie in zwei ungleiche Hälften und bespült ein schönes fruchtbares Thal mit seinen Weinpflanzungen und Obstgärten. Bemerkenswerth ist die Aussicht nach der hart am Main auf einem hohen Berge gelegenen Citadelle und auf der andern Seite nach dem königlichen Schlosse, das zu den schönsten gehört, die ich bis jetzt gesehen habe. — Doch Städte und Gegenden mag ich Euch nicht beschreiben, weil die Schilderung doch weit hinter der Natur zurückbleibt und für den, der sie lesen muß, doch immer wenigen Reiz hat. Mündlich werde ich Euch alles das einst lebendiger vor die Seele zaubern können. — Noch weniger sage ich Euch aber etwas über den Genuß, den ich in der Gesellschaft meiner Freunde Baer und Bander gehabt habe; denn des Freundes Blick und des Freundes Wort faßt der Freund nur einzig und allein mit dem Gefühle auf, nicht aber mit den Gedanken, und daher kann und mag ich Euch auch nicht einzelne Brocken von meinen Gefühlen vortragen, ohne empfindend zu erscheinen. Nichts scheue ich aber mehr, als den Schein der Empfindelei. — Also auch in Würzburg bin ich glücklich gewesen; — das ist nun einmal das alte Einerlei, das Ihr immer wieder hören müßt. — Von Würzburg reiste ich in Gesellschaft eines katholischen Paters, eines Dr. Lamprecht, eines Advokaten Halen und eines Dr. Wenneis nach Heidelberg ab. — Mit jedem zurückgelegten Schritt ward die Gegend immer schöner; aber in ihrer höchsten Anmuth entfaltete sie sich etwa eine Meile von Heidelberg im Neckargemünd, wo wir in das himmlische Neckarthal kamen. Der von hohen Bergen, die mit echten Kastanien, Eichen, Buchen und anderen Bäumen bewachsen waren, eingeschlossene Weg lief bis Heidelberg immer am Neckar hin und durch diese reizenden Umgebungen gelangten wir denn am 11. Mai n. St. in dem schönen Heidelberg an, das ich Euch nicht weiter beschreibe, sondern Euch nur auf Löwis (grüßt ihn herzlich) treue Beschreibung desselben verweise. Nur das weiß ich, daß der Gottesleugner hierher kommen muß, um gläubig zu werden; denn wer einmal auf dem Königsstuhle, dem höchsten Berge bei Heidelberg, steht und von dort das schöne zertrümmerte Schloß auf einem hohen Berge, dennoch zu seinen Füßen erblickt, und noch tiefer die

Stadt selbst; zur Linken in der Tiefe das Neckarthal, zur Rechten eine weite Ebene, die der Neckar und der am Flusse der Vogesen, aus denen der Donnerberg sein Haupt hoch in die Luft streckt, hinströmende Rhein durchkreuzen, gewahr wird, der muß einen Gott ahnden, wenn er nicht anders ganz unempfänglich ist für das Große in der Natur. Und wer nicht an Unsterblichkeit glaubt, den verweise ich auf das Heidelberger Schloß. Hier überzeuge sich der Ungläubige, daß aus dem Tode das Leben hervorgeht, indem er sinnend den lebenden Epheu betrachtet, der aus den todten Mauern hervorstößt und sie mit seinem Grün bekleidet.

— Ja, ich versichere Euch, geliebte Aeltern, daß Heidelberg in jeder Rücksicht auf mich einen schönen, erhebenden Eindruck gemacht hat. — Von Landsleuten habe ich hier folgende angetroffen: Rapp, Bursy II., Straus, Schmölling, Feuerabend, Kemmert, Bienenstamm, Gerziwsky, Martens, Rhode, Kieselmann, Bachmann, Koch, Kolb, Knüpfner und Bosse. Wir alle zusammen haben uns in einem Gasthose, der Stern genannt, ein Zimmer gemiethet, in dem wir uns zum Mittag und Abend versammeln und größten Theils die Essenszeit froh verleben. Abends werden gewöhnlich, nachdem man während des Tages fleißig studirt hat, kleine Lustpartieen gemacht, — leider ist es hier nur sehr theuer, beinahe noch ärger als in Berlin. Ueberhaupt sind es goldene Träume, wenn man glaubt, daß man in Deutschland beinahe alles umsonst hat. Ich versichere Euch, es ist nirgends besser, als in unserm Livland, darüber bin ich mit allen meinen Landsleuten einverstanden. Bei uns findet man doch noch Redlichkeit, — hier wird aber unter dem Scheine altdeutscher Treue mit der Redlichkeit gehandelt. — Bis jetzt habe ich nur einen Mann getroffen, an dem ich das gefunden habe, was ich im edlern Sinne des Wortes Altdeutsch nenne und dieser Mann ist der berühmte Jurist Thibaut hier in Heidelberg. Durch die Verwendung unseres geliebten Carl, ich meine Kyber, bin ich in seinem Hause bekannt geworden. Gleich, als ich das erste Mal hinging, mußte ich versprechen noch an demselben Tage zum Abendessen wiederzukommen und als ich nach dem Essen wegging, mußte ich versprechen, mich als ein Mitglied der Thibautschen Familie anzusehen und drauf baten sie mich, sie so oft zu besuchen, als ich nur immer Lust hätte. Ueber diese liebenwürdigen Menschen in meinem nächsten Briefe mehr.

Heidelberg, den 13. Juli 1816 a. St.

Was mein hiesiges Leben betrifft, so kann ich Euch von demselben nur sagen, daß es sehr einfach ist. Ich lebe hier größtentheils nur meiner wissenschaftlichen Ausbildung, stelle im Freien Betrachtungen über die Menschen an und lege mir Rechenschaft ab über mein eigenes Handeln. Umgang habe ich hier im Ganzen nur sehr wenig; selten besuche ich einmal den würdigen Thibaut und den lebenswürdigen Greis Voß, an den mich die himmlische Elisa empfohlen hat. Von beiden Männern, sowie auch von dem Philologen Kreuzer, werde ich mit großer Herzlichkeit aufgenommen; leider gestatten es mir aber die vielfachen Arbeiten nicht, den Umgang dieser Biedermänner so häufig genießen zu können, als ich es wohl wünschte. Zu dem Theologen Paulus gehe ich nur sehr selten; desto öfter aber zu dem lieben Wagemann, den Ihr, geliebte Aeltern, aus Livland kennt, und zu meinem gewesenen theuren Lehrer, dem Professor Neumann aus Dorpat, der sich hier seiner Gesundheit wegen nur noch kurze Zeit aufhält. Die beiden zuletzt genannten Männer besuchen auch mich recht oft. — Die neueste Bekanntschaft, die ich gemacht habe, ist die mit dem Doctor Witte dem älteren, an den Ihr Euch gewiß gleich erinnern werdet, wenn ich Euch erzähle, daß er der Vater des Knaben ist, der in seinem 13. Jahre Doctor der Philosophie wurde und von dem man so viel Geschrei in den Zeitungen machte. Der Sohn, ein recht lieber junger Mensch, studirt hier in Heidelberg die Rechte und promovirt noch in diesem Semester als Doctor juris. Er ist jetzt 16 Jahre alt. Ich werde ihm, auf seinen Wunsch und die Bitte des Vaters, wohl opponiren; weshalb ich mich jetzt fleißig im Lateinisch-Sprechen übe und mit ihm täglich eine Stunde über das Criminalrecht disputire, worin ihm kein anderer opponiren will. Meine Bekanntschaft mit dem jungen Witte ist wirklich auf eine ganz merkwürdige Art entstanden. Er hatte nämlich meinen Namen von einer Pränumerationsliste ausgestrichen. Ich erkundigte mich nach dem Thäter, und siehe da, nach wenigen Stunden erschien der junge Witte und bat tausend Mal um Verzeihung, meinen Namen ausgestrichen zu haben. „Ich habe es gethan, sagte er, weil viele sich darüber lustig machen, daß ich mich schreibe, wie

ich mich schreibe (er schreibt sich Dr.), und da glaubte ich denn, daß auch Sie es gethan hätten.“ „Nun, da hätten Sie sich doch erkundigen können, ob hier wirklich ein Ditmar ist, dem der Titel Dr. zukommt,“ war meine Antwort. „Aber es ist gut, daß Sie es mir selbst gesagt haben; die Sache möge vergessen seyn. Nur muß ich es Ihnen offen sagen, daß ich mich über Ihre Intoleranz sehr wundere, keinen andern Doctor neben sich zu leiden.“ So schloß unser Gespräch. Witte bestrebte sich aber stets, seinen Fehler wieder ganz gut zu machen und brachte es durch seine Involkommenheit gegen mich so weit, daß ich ihn einlud, mich zu besuchen. Er thats und nun bin ich im eigentlichsten Sinne des Wortes sein treuester Rathgeber, von dem er die härtesten Urtheile dankbar aufnimmt. Seinen Aeltern hat er so viel Gutes von mir erzählt, daß er den Vater wahrscheinlich veranlaßt hat, mir folgenden Zettel zu schreiben: „Da Sie viel Gewogenheit für meinen Sohn haben, so wünscht meine Gattin mit mir das Vergnügen Ihrer näheren Bekanntschaft. Haben Sie daher die Güte, heute Nachmittag um 2 Uhr eine Tasse Kaffee mit uns zu trinken“ &c. Ich ging hin und nun mußte ich viel von meiner Ansicht mittheilen, wie der Sohn fernerhin auszubilden sey. Meine Rathschläge sind alle angenommen, selbst der, den Sohn nach etwa 1½ Jahren nach Rußland zu schicken. Der Junge muß aus Deutschland weg, er muß hier vergessen werden; denn sonst wird er die Erwartungen nicht erfüllen, die man sich von ihm macht; obgleich ich glaube, daß er einst viel leisten wird, weil er thätig ist und viel, sehr viel Talent hat“.\*)

\*) Unter W. v. Ditmars hinterlassenen Papieren findet sich eine kleine Sammlung von Sonetten, deren erstes Blatt die Aufschrift trägt: „Meinem Freunde Dr. Woldemar von Ditmar von Carl Witte.“ Das als Widmung an der Spitze der Sammlung stehende Gedicht „An D i t m a r“ lautet:

Besteht in unverhohlenem Vertrauen  
 Der heiligen Freundschaft zartgewobnes Band,  
 So hab' ich längst in D i r den Freund erkannt,  
 Denn längst schon durfstest Du mein Innres schauen.  
 Und weil wir uns im Liebe gern vertrauen,  
 So ist der Freund dem Liebe auch verwandt.  
 Wir wandeln gern mit beiden Hand in Hand  
 Durch dieses Lebens wechselvolle Auen.

Heidelberg, den 6. August 1816 a. St.

(Der erste Theil dieses Briefes beschäftigt sich mit der Thatfache der Verlobung des Freundes Schwarz mit der Schwester Annette, welcher Ditmar freudigst zustimmt. Dann fährt er unter anderem Datum fort:)

Erst jetzt, am 16. August a. St., wird es mir, geliebte Aeltern und Geschwister, wieder möglich, den am 6. a. St. angefangenen Brief fortzusetzen. Ich habe in diesen 10 Tagen so viele Zerstreungen gehabt, — die durch die Anwesenheit der liebenswürdigen Dorothea, Herzogin von Curland, herbeigeführt wurden. Die edle Elisa hatte mich schon von der Ankunft dieser wahrhaft vortrefflichen Fürstin durch einen Brief von ihrer Reise durch Heidelberg benachrichtigt und mich dringendst gebeten, diese geliebte Schwester von ihr während des Augusts hier abzuwarten, um, wie sie mir schreibt, „eine Bekanntschaft zu machen, die meinem Herzen wohl thun wird.“ — Aufrichtig muß ich Euch gestehen, daß ich nur dieses Mal den Worten der herzvollen geliebten, himmlischen Elisa nicht traute; denn bei einer Fürstin suchte ich keine so edle Seele und kein so zartes Gemüth, als die Herzogin, nach Elisens liebem Briefe zu urtheilen, haben sollte. Alles Gute und Lobenswerthe, was Elisa von ihr schrieb, maaß ich der Schwesterlichen Liebe bei. Aber wie sehr freute ich mich, als ich am 7. August a. St. die Herzogin kennen lernte und fand, daß es einer Schwester möglich gewesen war, von der Schwester ohne Parteilichkeit zu schreiben; denn ich bekenne es Euch nach der strengsten Wahrheit, daß ich nicht leicht ein humaneres, ein liebenswürdigeres, ein welterfahreneres und ächt menschenfreundlicheres Wesen kennen lernen werde, als die erhabene Dorothea von Curland es ist. Fürwahr, Ihr könnt es

---

Damit sich nun die beiden Führer kennen,  
 So nimm den ausspruchlosen Lieberkranz,  
 Wenn mich von Dir des Lebens Stürme trennen.  
 O möchtest Du an ihnen Freude finden;  
 Dann wird, auch in der fernen Wogen Lanz,  
 Die Trennung von Euch beiden mir entschwinden.

Man ersieht aus diesem Sonett unwidersprechlich, wie werth dem schon früh berühmten Carl Witte die Freundschaft W. v. Ditmars war. — Die Sammlung enthält zwei Sonette an die siztinishche Madonna, ferner „Vorgefühl Italiens“, „Sonnenuntergang“ u. a. m.

mir glauben, ich bin nicht durch Ihre äußerst gütige Behandlung gegen mich bestochen, — eher dadurch, daß ich wußte, daß Dorothea Elisas zärtlichst geliebte Schwester ist. — Gleich nachdem die Herzogin hier angekommen war, überschickte sie mir einen Brief von Elisa, nebst den neuen Gedichten dieser Sängerin Gottes und der Unsterblichkeit. Schon die ersten Zeilen dieses langen Briefes, der vom Anfang bis zum Ende mit recht eigentlich mütterlicher Liebe niedergeschrieben worden ist, rührte mich ganz unendlich; denn er brachte mir die Nachricht von Elisas schmerzhaftem körperlichen Zustande, der nur dadurch gemildert werde, daß sie sich mit dem theuren, innigst geliebten Sohn ihres Herzens — wie sie mir schreibt — unterhalte. — — Sagt, geliebte Aeltern, sagt, wodurch habe ich diese Liebe der vor-  
trefflichen Elisa verdient! Nur mit Thränen des allertiefsten Dankgefühls kann ich Gott dafür danken; denn ich erkenne es klar und immer klarer, daß mir ein solch hohes Glück nur zu Theil wird durch den Segen meiner Aeltern. — — — „Mit Herzlichkeit werden Sie, mein geliebter Sohn, von meiner Schwester und meiner Jugendfreundin Piattoly, die jetzt in Heidelberg bleibt, empfangen werden, wenn Sie sie besuchen“ — heißt es in Elisas Briefe weiter. — Und so wars, denn als ich gleich nach der Ankunft der edlen Dorothea am 7. August a. St. zu ihr ging, waren die ersten Worte der trefflichen Herzogin, die sie zu mir sprach, herzlich und Vertrauen einflößend. So ohngefähr lauteten sie: „Es freut mich sehr, mein lieber Ditmar, Ihre Bekanntschaft zu machen; meine Schwester hat mir so sehr viel Gutes von Ihnen gesagt, daß ich mich wahrhaft nach Ihrem Umgange, wengleich er auch nur kurze Zeit dauern kann, gesehnt habe. Ich bleibe 3 Tage hier und lade Sie für jeden Mittag und jeden Abend zu mir ein. Aber geniren müssen Sie sich durchaus garnicht; denn so wie Sie, so nenne auch ich meine Schwester Mama und ich bin also gleichsam Ihre Schwester.“ — Ich bedanke mich sehr für diese Gnade, ein Wort, das die Herzogin nicht besonders gut aufnahm, denn sie sagte mir: „Das Wort Gnade dürfen Sie garnicht brauchen; für Ihren Character, wie ihn mir meine Schwester geschildert hat, paßt sich ein solches Wort durchaus nicht.“ — Wer war froher als ich; aller Complimente

wurde ich überhoben und so verlebte ich denn 3 genuffreiche, mir unversehrliche Tage in der Gesellschaft dieser lebenswürdigen Fürstin, führte sie am Arm auf den Spaziergängen umher, fuhr mit ihr, in ihrem, mit herzoglichen Insignien gezierten Wagen, und, was mich am meisten freute, ich feierte meinen Geburtstag bei der geliebten Schwester der von mir geliebten Elisa. Später noch im Kreise meiner Landsleute und einiger hiesigen Freunde, von denen Ihr auch noch Einiges in diesem Briefe hören sollt. Sie gaben mir eine recht hübsche Gesellschaft, die mich sehr überrascht und erfreut hat. — Am 10. August verließ die edle Herzogin Heidelberg, — ihr hiesiger Aufenthalt hat meinem Leben aber eine ganz andere Richtung gegeben; denn durch sie bin ich in vielen guten Häusern, und durch diese wieder in andern bekannt geworden, namentlich bei der interessanten Frau von Ende und Elisens Jugendfreundin, der Geheimrätthin Piattoly, von der ich wie bei der Necke aufgenommen werde. Ihretwegen schließe ich denn auch für heute diesen Brief, denn sie hat mich soeben zu sich bitten lassen. — Eine kurze Charakteristik von ihr erhaltet Ihr, wenn ich sie erst genauer als jetzt kennen gelernt haben werde. Für sie spricht besonders das, daß Elisa und die Herzogin sie seit 30 Jahren mit jedem Jahre immer mehr lieben und hochachten müssen.

Nachdem ich nun den gestrigen Abend so interessant zugebracht habe, als lange keinen, setze ich, geliebte Aeltern, heute meinen Brief an Euch wieder fort. — Die Piattoly ist ein vortreffliches Wesen, fein wie eine Hofdame, aber — grade und aufrichtig. Sie erzählte mir sehr viel Merkwürdiges von der Herzogin, wodurch ich diese höchst edle Fürstin immer mehr habe hochschätzen, ja, ich kann wohl sagen, verehren lernen. Auch theilte sie mir einen Brief von Elisa und Tiedge mit, den sie an dem gestrigen Tage erhalten hatte und in dem ich wieder sehr gebeten werde, diesen Winter bei Elisa auf dem Landgute der Herzogin von Gurland, Löbichau genannt, zuzubringen. Leider erlaubt es mir aber mein Studienplan nicht, diese gütige liebevolle Einladung anzunehmen, — wie glücklich würde ich mich bei meiner Mama fühlen! — Noch muß ich Euch, ehe ich meinen Abschnitt über Elisa und die Herzogin schließe, eine Stelle aus dem vorletzten

Briefe der ersteren an mich hersehen, die politisches Interesse hat. Sie heißt wörtlich so: „Meine Schwester, die einen scharfen Blick hat, machte uns mit der gegenwärtigen Volksstimmung in Frankreich (die Herzogin wohnt in Paris) bekannter, als die Zeitungen es vermögen, und die Ansichten, welche diese treffliche Frau mir und Tiedge gab, nähren in uns die Hoffnung, daß trotz der in Frankreich herrschenden Partheien, die Edleren dort doch eine Constitution bewirken werden, die Volksglück begründet, und wir uns, wenn England nicht Kriege auf dem festen Lande anzettelt, um durch die Herrschaft über die Meere seine Macht immer mehr zu vergrößern, wir uns eines langen Friedens zu erfreuen haben werden.“ Diese Aeußerung einer Frau, die in so großen Connectionen in Frankreich selbst lebt, die die Schwiegermutter Talleyrands ist, ist wirklich sehr erfreulich und läßt wenigstens bei mir große Hoffnungen für die Zukunft in Ansehung des allgemeinen Volksglücks aufkeimen. Besonders wenn ich noch das berücksichtige, was mir die Herzogin selbst hier in Heidelberg sagte. — Sie versicherte nämlich, daß, wenn Napoleon je wieder nach Frankreich käme, es ihm gehen würde, wie Murat in Italien. Denn nach der Schlacht von Belle alliance sey der Enthusiasmus, den man für ihn gehabt habe, durchaus ganz geschwunden, weil man es deutlich gesehen habe, daß er gegen das Ende der Schlacht nur noch immer Truppen in dieselbe geschickt habe, um bloß seine Person zu retten. Diese niedrige Handlungsweise hat das Volk so sehr gegen ihn erbittert, daß man in ganz Paris gleich nach der Schlacht überall Anschläge mit der Inschrift gefunden hat: „Fort mit dem Tyrannen!“ — Zur Strafe für diese Aeußerungen hat er Paris wollen anzünden lassen; aber es hat ihm an Zeit gebrochen, diesen Plan auszuführen. Ja wahrlich, ich glaube, daß die Sonne nicht leicht eine scheußlichere Creatur beschienen hat, als diesen Napoleon!

Sollte ich Euch nun noch manches von interessanten Bekanntschaften schreiben, die ich hier gemacht habe, so würde ich dieses Mal meinen Brief garnicht schließen können. Denn außer den vielen Abendbesuchen, die ich besonders bei Voss, Thibaut, Zachariae, Frau v. Ende und einigen andern zu machen habe, bin ich jetzt noch bekannt geworden bei der Hofrätthin

Dapping, der Hofrathin Seckel, der elegisch-klagenden Dichterin Elise Sommer — und bei dem alten höchst verehrungswürdigen Hofrath Arndt, nicht dem berühmten, sondern dem gewesenen geheimen Cabinettssecretären der Kaiserin Catharina, der Dir, lieber Vater, wenigstens als der Uebersetzer der Adels- und Stadtordnung bekannt seyn wird. Er ist ein höchst liebenswürdiger Greis von einigen 80 Jahren. — Bei der Elise Sommer, die auch mehrere höchst geistreiche Kinder hat, habe ich gestern einen sehr genussreichen Abend verlebt in einer kleinen ausgewählten Gesellschaft. Besonders freute ich mich, mit dem vortrefflichen Kirchenrath Schwarz näher bekannt zu werden, den Euch Heinr. Bergmann, der nun wohl in Livland seyn wird, schildern mag. Auch bei diesem biedern Greis, sowie auch bei dem hier angebeteten Prediger Abegg bin ich im Hause bekannt. — Ich sagte Euch, daß ich gestern bei der Elise Sommer gewesen bin, — das ist ganz wahr, denn wir schreiben heute schon den 18. August a. St. Oft geht es mir so, daß ich aus Confusion das Datum zu schreiben verfärme; denn ich bin mit Geschäften überhäuft und fast jeden Abend — eingeladen. So habe ich zu heute Abend schon zwei Einladungen erhalten, die eine zum Prof. Wagemann und die andere zu Thibaut, — die dritte in eine kleine Gesellschaft zu einem meiner hiesigen Freunde, einem gewissen Franz Burchard Fauth. Dieser Fauth, sowie auch noch ein gewisser Stud. Abegg, der Brudersohn des hiesigen Predigers, tragen nächst meinen Landsleuten Bienenstamm, Schmölling und Straus ganz ungemein viel zur Verschönerung meines Lebens bei. Alle lieben mich sehr und ich muß sie wieder lieben, denn es sind edle Zungen. Ganz besonders hat mir aber der liebe brave Fauth durch eine höchst edle Handlung gegen Hartung — und durch seine Liebe zu mir mein Herz geraubt, — dafür schenkt er mir aber auch das seinige ganz wieder. Er ist ein Schwärmer in seiner Liebe zu mir. Es geht so weit, daß er mich neulich schriftlich bat, ich möchte es ihm doch erlauben, daß er sich Fauth, genannt Ditmar, schreiben dürfte und daß ich ihn als meinen Sohn adoptiren möchte, weil er doch keine Aeltern habe und keinen so innig lieben könne, als mich. Er will durchaus mit mir nach Rußland und nennt mich jetzt immer „alter Vater

Ditmar.“ — Ich werde Euch sein Bild schicken. Er besucht mich täglich, und wenn auch nur auf einen Augenblick, und in diesem thut er oft nicht mehr, als mir einen guten Morgen zu bieten und mir herzlich auf die Schulter zu schlagen. Es ist ein engelreiner, vortrefflicher Mensch. Grüßet ihn und alle meine andern genannten Freunde, namentlich in Eurem nächsten Briefe an mich. Auch wünschte ich es sehr, daß Du, geliebter Vater, und Du, theure Mutter, einige freundliche Zeilen an Elisa und Tiedge, in einem Briefe zusammen, schicket, in dem Ihr ihr für die Mutterliebe, die sie mir — auch jetzt abwesend erweist, dankt.



### Herbstfäden.

Das Herz so schwer und die Brust so weit,  
So fern das Glück und so nah das Leid  
Und der Sehnsucht trostlose Fragen.  
Die Berge blauen in's Land hinein,  
Kühl weht der Wind und ich gehe allein  
Und lausche den heimlichen Klagen.

Die Zeitlose blüht am Wiesenhang,  
Der Sommer verglüht, — die Straße entlang  
Viel silberne Fäden wandern.  
Vom Baume löst sich ein müdes Blatt,  
Es sinkt zur Erde herab so matt,  
Und legt sich still zu den andern.

So klar der Blick und das Glück so weit,  
Meiner Jugend Traum, meines Lebens Leid  
Verdämmern in blauender Ferne.  
Auf die Locken braun fiel herbstlicher Reif,  
Es blinken durch silberner Fäden Streif  
Des Alters erblaffende Sterne.



## Litterarische Streiflichter.

---

Von der trefflichen Bibliothek deutscher Geschichte liegt uns ein neuer Band vor, der zweite Theil von Moriz Ritters deutscher Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges, \*) welcher die Periode von 1586 bis 1618 umfaßt. Es ist einer der verworrensten und unerquicklichsten Abschnitte deutscher Vergangenheit, welchen Ritters Darstellung uns hier vorführt, und es gehört eine nicht geringe Vertrautheit mit dem Stoffe dazu, um Licht und Zusammenhang in dieses Chaos sich bekämpfender Bestrebungen, geheimer Intriguen, politischer Kämpfe und kirchlicher Gegensätze zu bringen. M. Ritter, einem der genauesten Kenner dieser Zeitepoche, ist das in hohem Maße gelungen, er hat den spröden Stoff völlig durchgearbeitet und übersichtlich gruppiert, und giebt uns in lebendiger Darstellung ein anschauliches Bild der Ereignisse und Kämpfe jener Zeit. Aber auch für den Historiker von Fach bietet dieser Band manche Ergänzungen und Bereicherungen der bisherigen Kenntniß, denn der Verfasser hat nicht nur die gedruckte Literatur benutzt, sondern auch zahlreiches archivalisches Material verwerthet. Wir Heutigen, die wir den weiteren Gang der Dinge kennen, haben beim Lesen dieses Buches immer wieder das Gefühl einer dumpfen Schwüle, eines herannahenden furchtbaren Unheils, es ist uns immer

---

\*) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 6 M.

wieder so, als empfänden wir die unaufhaltsam näher rückenden Schrecken des dreißigjährigen Krieges schon voraus. Die Zeitgenossen hatten natürlich dieses Gefühl nicht, doch fehlte es namentlich in den letzten Jahren vor dem Ausbruch des furchtbaren Krieges, nicht an vereinzelt Stimmen, welche das drohende Unheil ahnten. Ein besonderes Verdienst Ritters ist es, den engen Zusammenhang der damaligen Ereignisse in Deutschland mit den politischen Verhältnissen Westeuropas, insbesondere Spaniens und Frankreichs, in helles Licht gestellt zu haben. In der Beurtheilung der handelnden Personen und Verhältnisse zeigt sich der Verfasser gerecht und unparteiisch, aber in farblose Objektivität verfällt er trotzdem nicht; des Pfälzers Johann Kasimir, des Vorkämpfers des Protestantismus, moralischen Charakter beurtheilt er sehr streng, während er des Kurfürsten Maximilians I. von Baiern hervorragende Eigenschaften vollkommen würdigt. Ein Muster lichtvoller Behandlung schwieriger Fragen ist Ritters Darstellung des Jülichischen Erbfolgestreites, sehr belehrend die allmähliche Entstehung der Union und der Liga dargelegt. Man empfängt bei der Lektüre immer wieder und am stärksten, jemehr sie sich dem Schluß nähert, den niedererschlagenden Eindruck von der großen Ueberlegenheit der damaligen katholischen Partei, besonders seitdem Maximilian I. von Baiern an ihrer Spitze steht; einig, festgeschlossen, zielbewußt dringt sie unaufhaltsam vor, während der Protestantismus, uneinig, in sich gespalten, durch die Beschränktheit und Eifersucht seiner fürstlichen Führer und den Eigensinn seiner Theologen gelähmt, es immer wieder an dem nöthigen Widerstande fehlen läßt, geschweige denn, daß er seinerseits die Offensive ergriffe. Ritters Buch, insbesondere dieser Theil, ist in der gegenwärtigen Zeit besonders lehrreich für Deutschland; unwillkürlich drängen sich einem beim Lesen nahe liegende Parallelen aus unsern Tagen auf. Wieder steht die katholische Centrumspartei dominirend da und beeinflusst die innere Politik des Reiches und wieder ist der Protestantismus kirchlich und politisch uneinig, zerpalten, voll inneren Haders, und daher ohnmächtig. Könnte man nicht endlich einmal etwas aus der Geschichte lernen! In einem Schlußbände will Ritter den dreißigjährigen Krieg behandeln. Wir fürchten, das wird

ohne den gewaltigen Stoff gar zu sehr zusammenzudrängen, kaum möglich sein, und hoffen, daß der Verfasser sich lieber entschließen werde nöthigenfalls noch zwei Bände zu liefern, um den Gegenstand in der bisherigen trefflichen Weise zu behandeln.

Einen eigenthümlichen Versuch, den Laien und angehenden Historiker unmittelbar in die Kenntniß der Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters einzuführen hat Wilhelm Gundlach in einem Werke gemacht, das den etwas langathmigen Titel führt: *Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit aus dem Lateinischen übersezt, an zeitgenössischen Berichten erläutert und eingeleitet durch Uebersichten über die Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung im X., XI. und XII. Jahrhundert, zur Ergänzung der deutschen Literaturgeschichte und zur Einführung in die Geschichtswissenschaft.* Bis jetzt sind zwei Bände\*) dieses Werkes erschienen, von denen der erste Hrotsvithas Otto-Lied enthält, während der zweite den Sang vom Sachsenkriege bringt; ein dritter, dessen Inhalt die Märe von Mailands Eroberung durch Friedrich Barbarossa bilden wird, steht noch aus. Gundlach geht von der ganz richtigen Voraussetzung aus, daß nichts so unmittelbar und so lebendig in die Anschauungen und die geistige Atmosphäre vergangener Zeiten einführt als die Berichte der Zeitgenossen. Nun sind ja allerdings von allen bedeutenderen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters Uebersetzungen vorhanden, aber sie sämmtlich der Reihe nach durchzulesen ist für den Geschichtsfreund eine schwere Aufgabe und das Wichtigste über einen Zeitraum aus ihm sich zusammenzufuchen erfordert schon eine Art Studium. Gundlach verfährt nun so, daß er ein historisches Gedicht aus der sächsischen wie der fränkischen Kaiserzeit zum Mittelpunkt macht, es übersezt und mit den nöthigen Erläuterungen über den Verfasser begleitet und dem Ganzen dann Auszüge aus anderen gleichzeitigen Geschichtsquellen vorausschickt und nachfolgen läßt. Seinen Zweck „eine literar- und kulturgeschichtliche Uebersicht der Geschichtsquellen der deutschen Kaiserzeit“ zu geben erreicht er auf diese Weise wirklich

\*) Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung. Band I. 7 M., Band II. 8. M. 40 Pf.

und sein Werk ist in der That eine Einführung in das Studium der Geschichte nicht nur für den angehenden Historiker, sondern auch für jeden Gebildeten. Hrotsvitha, die berühmte Nonne von Gaudersheim, war für Gundlachs Zweck eine besonders geeignete Persönlichkeit; er hat ihr Gedicht von den Thaten Ottos des Großen ebenso wie das Epos vom Sachsenkriege im zweiten Bande nicht in den Hexametern des Originals, sondern in siebenfüßigen Jamben, die dem neuen Nibelungenverse nahe kommen, wiedergegeben. Die Uebersetzung ließt sich im Ganzen gut, manchmal ist sie etwas trocken, mitunter etwas schwerfällig; doch darf man nicht vergessen, daß auch die Originale sich durch Schwung und dichterischen Flug der Phantasie durchaus nicht auszeichnen. Für den zweiten Band war die Einheit schwerer zu finden, da darin die Regierungen Konrads II., Heinrichs III. und besonders Heinrichs IV. behandelt werden, auch war hier die Auswahl des Wesentlichen aus den Quellen zur Erläuterung schwieriger. Doch giebt Gundlach auch hier in der Einleitung und in den Erläuterungen zum Sang vom Sachsenkriege alles zur Einführung in die Geschichtslitteratur der Zeit Erforderliche und zum Verständniß des Gedichtes Nothwendige in hinlänglicher Weise. Geschichtsfreunde, welche Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit kennen, werden sich gern durch Gundlachs Buch mit den Hauptquellen, auf die jenes beliebte Werk sich stützt, bekannt machen lassen. Sehr zu wünschen wäre, daß Gundlach sich der Polemik gegen andere Historiker und mancher sehr subjektiven Aeußerung gegen bestimmte Personen mehr enthielte; man kann zugeben, daß er nicht selten berechnete Abwehr übt, aber in ein Buch, wie dieses, das sich an den weiteren Kreis der Gebildeten wendet, gehören solche Auseinandersetzungen keinesfalls. Im Uebrigen wünschen wir Gundlachs Buch viele Verbreitung, es kann eine ernste Beschäftigung mit der Geschichte nur fördern; hoffentlich läßt der Schlußband nicht allzulange auf sich warten.

Mit einem Gefühle tiefer Wehmuth nimmt man ein Buch in die Hand, das unlängst erschienen ist: Heinrich von Treitschkes Reden im deutschen Reichstage 1871—1884. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von

Dr. Otto Mittelstädt. \*) Es erweckt von Neuem die schmerzliche Trauer über das allzu frühe Hinscheiden des unersehblichen Mannes, dessen Verlust gerade in dieser Zeit die Deutschen nicht genug beklagen können. Aus diesen Reden tritt uns die außerordentliche Persönlichkeit Treitschkes aufs lebendigste entgegen und viele ältere Leser werden sich noch deutlich des Eindrucks erinnern, den nicht wenige der hier vereinigten Reden einst gemacht haben. Man kann es dem Herausgeber, der vor Jahren auch ein hochgeschätzter Mitarbeiter der „Balt. Monatschrift“ gewesen ist, nur Dank wissen, daß er diese Perlen edler parlamentarischer Beredsamkeit aus dem Sande der stenographischen Reichstagsberichte herausgesucht und vor unverdienter Vergessenheit bewahrt hat. Viele Gedanken drängen sich einem beim Lesen dieses parlamentarischen Vermächtnisses eines der hochsinnigsten und kraftvollsten Geister auf, die Deutschland je gehabt hat. Wie haben sich die Zeiten gewandelt, seit Treitschke im ersten Reichstage nach dem großen Kriege zum ersten Mal das Wort ergriff; wie vieles, was nachher gekommen, hat er mit prophetischem Blick vorausgesehen, aber wie manche Erwartungen und Hoffnungen, die er hegte, sind unerfüllt geblieben! Wo wäre in dem heutigen Reichstage Raum für einen Mann wie Treitschke, für die feurige Kraft nationalen Empfindens und Denkens, die ihn erfüllte? Er hielt sich als Reichstagsabgeordneter zu den Nationalliberalen, aber ein eigentlicher Parteimann ist er nie gewesen und er stand in vielen Dingen den Konservativen weit näher als dem linken Flügel der nationalliberalen Partei. Fraktions- und Parteiinteressen galten Treitschke nichts, wenn es sich um das höchste Interesse handelte, das es für ihn gab: das Vaterland, das er mit der ganzen Kraft seiner stolzen und reichen Seele liebte. Das englische Wort, das der Herausgeber seiner Einleitung vorgelegt hat: Right or wrong-my country ist für den Ausdruck von Treitschkes Vaterlandsliebe wie geprägt. In ihm war der alte deutsche Idealismus noch einmal, zum letzten Mal für lange, wie es scheint, in seiner ganzen Fülle und seinem vollen Glanze verkörpert, mit dem klarsten und freiesten Denken verband

---

\*) Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 2 M. 40 Pf.

sich in dem seltenen Mann ein jugendfrischer, hoffnungsfreudiger Optimismus. Eine geborene Kämpfernatur schonte er seine zahlreichen Widersacher nicht und sprach stets rückhaltlos seine Ueberzeugung aus, frei von jeder Menschenfurcht und Menschengefälligkeit; er hat das offen und unumwunden, wenn es ihm im Interesse des Vaterlandes geboten schien, auch da gethan, wo er dadurch seine Popularität schwer schädigen mußte, das größte Opfer wohl, das ein Politiker zu bringen vermag. Aber bei aller Streitbarkeit und Kampfeslust besaß Treitschke doch eine unverwüsthche Heiterkeit des Gemüthes, echte Liebenswürdigkeit und einen wundervollen Humor. Ja er war eine echte Siegfriednatur, stark und heldenhaft und kindlich und milde zugleich, eine jener Naturen, wie sie das deutsche Volk von jeher am meisten geliebt hat. Man hat seinen historischen und politischen Auffäßen, wie auch seiner deutschen Geschichte oft vorgeworfen, es herrsche in ihnen ein gesteigertes Pathos so stark vor, daß es zuletzt ermüde. Mag diese Ausstellung auch für manche seiner Auffäße aus jüngeren Jahren nicht unbegründet sein, im Ganzen ist sie nur wenig berechtigt. Daß eine leidenschaftliche, von Liebe und Abneigung bewegte starke Seele in der Darstellung einen höheren Flug nimmt als ein ruhiger, kühler Erzähler ist selbstverständlich. Der gesteigerte Schwung der Darstellung würde aber nur dann zum Fehler, wenn alles ohne Unterschied im gleichen Tone behandelt würde; das ist jedoch bei Treitschke nur vereinzelt und ausnahmsweise der Fall. Gerade in den hier gesammelt vorliegenden Reden, wo man es doch am ehesten erwarten sollte und es ganz an seinem Platz wäre, kommt das so oft als Treitschkes schriftstellerische Eigenart charakterisirend bezeichnete Pathos nur selten zur Erscheinung. Die Reden sind immer klar und durchdacht, aber meist einfach und ohne großen Umfang; nur selten, wo es der Gegenstand mit sich bringt, erheben sie sich zu höherem Schwunge. Feine Ironie und scharfen Sarkasmus wendet der Redner oft bei der Bekämpfung der Gegner an und in der Gliederung und Gruppierung der Gedanken zeigt er sich als geübter und gewandter Dialektiker. Als wahrer Kenner des Stils und Meister der Rede spricht Treitschke oft schmucklos und einfach, bis ihn der Gegenstand fortreißt: auch wo er zum

Verstande spricht, verleugnet sich sein Gemüth nicht. Die lebendige Kraft der Ueberzeugung giebt allem, was er sagt, ein besonderes Gewicht, die Tiefe der Gedanken, die Originalität der Auffassung, die überall hervorbrechende leidenschaftliche Vaterlandsliebe machen seine Reden stets anziehend und ergreifen den Leser wie früher den Hörer. Worüber Treitschke auch sprechen mag, über die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem deutschen Reiche, über den Arnimparagrafen oder über Getreidezölle, über das Tabaksmonopol oder über die Verlängerung des Sozialistengesetzes, über das konstitutionelle Königthum oder das Militärgesetz — er fesselt stets und ist immer ganz Treitschke. In der Einleitung macht Mittelstädt, der Treitschke persönlich nahe gestanden, einige kurze, aber sehr interessante Mittheilungen über die Stimmung des großen Historikers und Politikers in den letzten sechs Jahren; selbst dieser hoffnungsvolle Optimist hat sich darnach pessimistischer Anwandlungen nicht erwehren können. Mögen alle die vielen, denen Treitschke historischer Lehrer und politischer Führer gewesen ist und noch ist, auch diese Reden des großen Interpreten der innersten Gedanken und Stimmungen des deutschen Volkes, aufmerksam lesen, in sich aufnehmen und beherzigen.

Einer der eifrigsten Mitarbeiter der „Grenzboten“ C. Jentsch hat unlängst seine Lebenserinnerungen unter dem Titel „Wandlungen“\*) veröffentlicht. Sie waren größtentheils schon in den Grenzboten veröffentlicht unter der weit bezeichnenderen Aufschrift: „Wandlungen des Ichs im Zeitenströme“, haben aber in der vorliegenden Buchausgabe mancherlei Ergänzungen und Erweiterungen erfahren. Jener weitere Titel war deshalb richtiger, weil in dem Buche nicht von mannigfachen, ungewöhnlichen Wechselfällen des äußeren Lebens berichtet wird, sondern die inneren Umwandlungen eines katholischen Priesters zur Darstellung gelangen. Außerlich ist Jentschs Leben nicht anders verlaufen als das vieler Tausende: eine im Ganzen harte Jugend, Sorgen um seine und der Seinigen Existenz, endlich ein bescheidener, mäßigen Ansprüchen an das Leben genügender Beruf, mit geringem, aber doch genügendem Einkommen; diesen aufzugeben

\*) Leipzig, Fr. Wilt. Grunow. 4 M.

nöthigt ihn zuletzt sein Protest gegen das vatikanische Concil und der Konflikt mit seiner Kirche. Was dem Buche Interesse verleiht, ist die Anschaulichkeit der Schilderungen und die psychologische Entwicklung der Wandlungen in den religiösen und geistigen Anschauungen des Verfassers. Die Darstellung seiner Kindheit, des Lebens im elterlichen Hause in dem schlesischen Gebirgsstädtchen Landeshut muthet uns wie ein Idyll an, auch von den Schuljahren in Blas giebt Zentsch einen sehr anziehenden Bericht, er charakterisirt die Lehrer vortrefflich und läßt uns in die geistigen Bestrebungen und Interessen der katholischen Jugend damaliger Zeit hineinschauen. Von noch allgemeinerem Interesse ist die Erzählung von Zentschs Universitätszeit und seinem Aufenthalt im geistlichen Alumnat: er bietet hier eine Reihe lebendig gezeichneter Bilder damals vielgenannter Universitätsprofessoren und Kirchenmänner, auch Förster, der spätere Fürstbischöf von Breslau, wird eingehend charakterisirt. Das Kapitel, welches des Verfassers Aufenthalt als Kaplan in verschiedenen Pfarrhäusern behandelt, läßt uns einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben der katholischen Landgeistlichen thun; was wir da erfahren, ist sehr lehrreich, wenn auch zum Theil wenig erbaulich. Ob es heutzutage wohl anders sein mag? Ob es an anderen Orten besser gewesen sein mag als in Schlesien? Wohl kaum. Unwillkürlich drängt sich nach der Lektüre dieses Abschnittes uns die Betrachtung auf, daß das Durchschnittsniveau des evangelischen Pfarrhauses doch etwas höher ist als das der katholischen, wie sie hier geschildert werden. Auch die Erzählung von der allmählichen religiösen Wandlung des Verfassers und seinem fortschreitenden inneren Zerfall mit der Kirche, seinem Protest gegen die beabsichtigte Proklamirung der Unfehlbarkeit des Papstes und die sich daraus für ihn ergebenden Schwierigkeiten und Bedrängnisse liest man mit Interesse. Aber Zentschs Mangel an Konsequenz und seine Schwäche, die ihn zu einem halben Widerruf bestimmt, beeinträchtigen die Sympathie des Lesers für sein Geschick; in des Autors Natur liegt eben nichts Heldenhaftes. Nachdem er dann in abgelegener Waldgegend eine Zeit lang der Ruhe sich erfreut, sieht er sich doch veranlaßt, seine Ueberzeugung auszusprechen und verfällt nun der Exkommunikation und Absezung,

worauf er sich den Ultrakatholiken anschließt. Damit schließt das Buch, dem vielleicht später einmal eine Fortsetzung folgen wird. Wie man sieht, steckt in dem Buche ein gutes Stück Kulturgeschichte und verleiht ihm bleibenden Werth. Der Verfasser zeigt, wie in seinen früheren so auch in dieser seiner neuesten Schrift klares und gesundes Urtheil, Unbefangenheit der Auffassung, einen durch Parteitendenzen ungetrübten Blick, er spricht seine Meinung ohne Rücksicht auf herrschende Zeit- und Modeanfichten aus, er ist ein Vertreter des gesunden Menschenverstandes im besten Sinne des Wortes. Seine Darstellung bewegt sich oft in behaglicher Breite und es fehlt darin nicht an mancherlei Exkursen, so in Bezug auf die moderne Ueberbürdungsfrage der Jugend, über die Zentsch sehr vernünftig urtheilt, über die viel angegriffene Kasuistik der Jesuiten, die er mit bemerkenswerthen Gründen in Schutz nimmt u. A. Der Verfasser ist eine durchaus nüchterne Natur, ganz überwiegend Verstandesmensch, alles Mystische geht ihm ab, er hat dafür weder Sinn noch Verständniß; daher endet er, der als glaubenseifriger Katholik in der Jugend begonnen als allem Kirchlichen gleichgiltig gegenüberstehender Nationalist. Man nimmt bei Zentsch dieselbe Erscheinung wahr, die sich so oft bei Katholiken und katholischen Priestern beobachten läßt: indem sie mit ihrer Kirche zerfallen und sich von deren Dogmen abwenden, geben sie auch den Glauben an die Wahrheit des Evangeliums auf und verfallen einem vagen Deismus. Wenn wir so auch das Endresultat der religiösen Wandlungen in Zentschs Leben bedauern müssen — wir wollen übrigens hoffen, daß sie damit noch nicht ihren letzten Abschluß erreicht haben — so hindert uns das doch nicht das inhaltreiche Buch allen Freunden ernster Lektüre angelegentlich zu empfehlen.

Wir haben schon ein paar Mal einzelne Theile der von A. Bettelheim unter dem Titel „Geisteshelden“ herausgegebenen trefflichen Sammlung von Biographien hervorragender Männer aller Zeiten und Völker besprochen. Gegenwärtig liegen uns drei neue Bände vor. Dante von Scartazzini\*) ist ein sehr empfehlenswerthes Buch. In einem Bändchen von

\*) Berlin, Ernst Hofmann. 2 M. 40 Pf.

mäßigem Umfang giebt der Verfasser, einer der genauesten Kenner Dantes und der gesammten Danteliteratur, eine kritisch gesicherte Darstellung von Dantes Leben und Dichten, sowie eine bei aller Kürze zur Einführung für den Laien sehr geeignete Uebersicht über Inhalt und Bedeutung der göttlichen Komödie. Nur bei vollkommener Beherrschung des reichen Stoffes war es möglich alles Wissenswerthe über Dante und seine Dichtungen in so engem Raume zusammenzudrängen. Den Schluß des Buches bildet eine Bibliographie, die denjenigen, der sich eingehender mit dem großen Dichter beschäftigen will, über die neuere Danteliteratur in vorzüglicher Weise zu orientiren geeignet ist. Scatazzini's Buch gehört zu dem Besten, was bisher in der Sammlung „Geisteshelden“ erschienen ist.

Zwei große Männer der Wissenschaft behandelt ein anderes Bändchen der Sammlung, in dem Siegmund Günther das Leben und die Verdienste Keplers und Galileis\*) darstellt. Die hier zu lösende Aufgabe war noch schwieriger als bei Dante, indem es darauf ankam außer der Biographie auch eine gedrängte Zusammenfassung der wissenschaftlichen Thätigkeit der beiden Forscher und eine Darlegung ihrer Stellung und Bedeutung in der Geschichte der Wissenschaft zu geben, die alles Wesentliche hervorheben und doch allgemein verständlich sein sollte. Nur ein so gründlicher Kenner seiner Wissenschaft wie S. Günther vermochte es die schwierige Aufgabe so zu lösen, wie es in diesem Buche geschehen. Ueber den fachwissenschaftlichen Theil steht uns kein Urtheil zu, aber auch der Laie hat beim Lesen der betreffenden Abschnitte den Eindruck, daß hier alles, worauf es ankommt, gesagt ist und zwar in der klarsten verständlichsten Form. Solche Bücher wie dieses und manche andere der letzten Jahre liefern den erfreulichen Beweis, daß jetzt auch in Deutschland die Gelehrten zu lernen anfangen, über wissenschaftliche Dinge gründlich und geschmackvoll und allgemein verständlich zugleich zu schreiben, eine Kunst, in der die Franzosen schon seit mehr als einem Jahrhundert nachahmenswerthe Vorbilder sind. Günther's anschaulicher Schilderung des Lebensganges und der großen

---

\*) Berlin, Ernst Hofmann. 2 R. 40 Pf.

Geistesarbeit des deutschen Astronomen und Mathematikers, wie des größten italienischen Naturforschers wird jeder, der für bewundernswürdige wissenschaftliche Thaten irgend Sinn hat, mögen die hier in Betracht kommenden Gebiete ihm auch noch so fern liegen, mit lebhafter Theilnahme folgen. Man freut sich von Günther zu hören, daß Kepler nicht, wie die allgemein verbreitete Meinung ist, der Kæstner in einem Sprigramm so trefflichen Ausdruck gegeben, in Hunger und Elend untergegangen ist, sondern in leidlichem Wohlstande sein Leben beschloffen hat; schwer genug ist es im Ganzen doch gewesen. Aus der Darstellung von Galileis Leben sei besonders die Behandlung des traurigen Inquisitionsprocesses hervorgehoben. Der Verfasser hat da nicht nur die gesammte diesen Punkt behandelnde Literatur der letzten Jahrzehnte benutzt, er giebt in diesem Abschnitt auch ein Muster lichtvoller, unbefangener, alle Umstände ruhig abwägender Darstellung. Das berühmte Wort: „e pur si muove“, „und sie bewegt sich doch“ hat Galilei nach seiner Abschwörung nicht gesprochen, es ist apokryph und kommt zuerst im Buch eines deutschen Schriftstellers vom Jahre 1774 vor. Am Schluß des Bandes finden sich zahlreiche Anmerkungen, die auch weitere werthvolle Nachweisungen enthalten.

Einen ganz anderen Charakter als die beiden vorgenannten trägt der dritte der uns vorliegenden Bände der „Geisteshelden“, Görres Biographie von Joh. Nep. Sepp. \*) Der greise Verfasser, wohl der älteste noch lebende Schüler von Görres, bietet in dieser Schilderung des Lebens und der politischen und patriotischen Wirksamkeit seines Meisters gewissermaßen sein letztes Vermächtniß an das deutsche Volk. Es ist das dritte Mal, daß Sepp es unternimmt der Nachwelt ein Bild von Görres zu überliefern, er hat es zuerst 1848 in einer Brochüre, dann 1877 in einem umfangreichen Buche gethan, jetzt am Abende des Lebens drängt es den Achtzigjährigen noch einmal dem Manne, der seinem Leben den Weg gewiesen, eine Gedächtnißschrift zu widmen. Sepp hat seit Görres Tode bedeutende Wandlungen in seinen Anschauungen durchgemacht: einst überzeugter Ultramontaner und

\*) Berlin, Ernst Hofmann. 2 M. 40 Pf.

feuriger bairischer Partikularist hat er sich durch sein begeistertes Eintreten in der Sitzung der bairischen Kammer vom 19. Juli 1870 für die Kriegserklärung gegen Frankreich und den Anschluß an Preußen, wodurch damals der knappe Majoritätsbeschluß im Sinne der Regierung herbeigeführt wurde, großes Verdienst um die nationale Sache erworben. Er ist denn auch später ein eifriger Anhänger des neuen deutschen Reiches geworden. Mit dem Ultramontanismus steht er seit dem vatikanischen Konzil durch seine Schriften und Kritiken auf gespanntem Fuß. Die vorliegende Biographie ist kein sorgfältig gegliedertes Kunstwerk, auch eine zusammenfassende, die Größe und die Schwächen von Görres sorgsam abwägende Charakteristik findet man hier nicht, vielmehr handelt der Verfasser darin in behaglicher Breite und mit vielen Abschweifungen über des außerordentlichen Mannes Lebensgang und politische Wandlungen, sowie über seine große nationalpatriotische Thätigkeit. Die letzten Jahrzehnte von Görres Leben treten in Sepps Darstellung ganz zurück und werden nur andeutungsweise besprochen. Die große Wandlung in seinen religiösen und kirchlichen Anschauungen, seine Zuwendung zum Ultramontanismus, wie sie in der „christlichen Mystik“ und in dem „Athanasius“ zum Ausdruck kommen, wird von Sepp kaum erwähnt, geschweige denn psychologisch entwickelt und erklärt. Er hebt eben nur die Seiten von Görres Person und Wirken hervor, die für alle Deutschen sympathisch und anziehend sind und geht über die Schattenseiten rasch hinweg. Eine in die Tiefe gehende Charakterschilderung von Görres höchst origineller, vielfach räthselhafter, mächtiger Persönlichkeit muß noch erst geschrieben werden. Bei der Beurtheilung von Sepps Buch aber darf man nicht vergessen, daß es ein Werk der Pietät ist, das wir vor uns haben, und die rührende Anhänglichkeit des greisen Verfassers an den längst dahingeshiedenen großen Meister läßt die Kritik verstummen.

H. D.

\* \* \*

Bei der Redaktion der „Velt. Mon.“ sind ferner nachstehende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Marholm, Laura, Wir Frauen und unsere Dichter.  
2. Aufl. Berlin, Karl Duncker.

Hansson, Der Weg zum Leben. Sechs Geschichten. Berlin, Karl Dunder.

Hoesch, Lucy, Sie haben keine Ehre! Erzählungen und Skizzen. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (S. Krüger).

Freyer, C., Allerlei aus dem Leben. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

Lieder aus der kleinsten Hütte. Dresden, Druckerei Glöb.

Knorx, K., Folklore. Dresden, Druckerei Glöb.

Philippi, A., Kunst der Rede. Eine deutsche Rhetorik. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Knötel, Aug., Aus der Franzosenzeit. Was der Großvater und die Großmutter erzählten. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Wolff, Eug., Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart. Leipzig, S. Hirzel.

Bethe, C., Prolegomena zur Geschichte des Theaters im Alterthum. Leipzig, S. Hirzel.

Maabe, W., Gesammelte Erzählungen. 2. Band. Berlin, D. Janke.

Hansjakob, H., Bauernblut. Erzählungen aus dem Schwarzwald. Heidelberg, G. Weiß.

Freybe, Dr. A., Faust und Parzival. Eine Nacht- und eine Lichtgestalt von volksgeschichtlicher Bedeutung. Gütersloh, Bertelsmann.

Biographische Blätter. Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Herausgeg. von A. Bettelheim. 2. Band, 3 H. Berlin, E. Hofmann u. Co.

Meyer, H. M., Goethe. Preisgekrönte Arbeit. Berlin, E. Hofmann u. Co.

Monatschrift für Gottesdienst mit kirchlicher Kunst. 1. Jahrg. 3. H. Göttingen, Vandenhoeck u. Co.

von der Brüggen, Baron Eduard, Gutachten über kirchenrechtliche Fragen. Herausgegeben von A. Baron Henking. Mitau, Ferd. Besthorn.

Kröger, Dr. med. Sigism., Die Grundbegriffe christlicher Weltanschauung. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Böhme).

Martens, Dr. Oskar, Ein Kaligula unseres Jahrhunderts. Berlin, Georg Meiner.

Weber, F. W., Herbstblätter. Nachgelassene Gedichte. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Brachvogel, A. G., Der Fels von Erz. Vaterländischer Roman. 3. Aufl. Berlin, D. Janke.

Henschel, A., Herbstblätter. Lyrisches und Episches. Dresden, E. Pierjon.

Meinem Justus zum Gedächtniß. Von M. H. S. Dresden, E. Pierjon.

Niemann, Aug., Die Erbinnen. Roman in 2 Bänden. Dresden, E. Pierjon.

Epstein, M., Erzählungen und Augenblicksbilder. Dresden, E. Pierjon.

Krecher, M., Die Blinde. Maler Ulrich. Novellen. Dresden, E. Pierjon.

Hügli, G., Dorf Düssel. Eine Satire. Dresden, E. Pierjon.

Stern, M. H. v., Dagmar, Lesseps und andere Gedichte. Dresden, E. Pierjon.

Torresjani, H. Baron, Oberlicht. Wiener Künstlerroman. 2. Aufl. Dresden, E. Pierjon.

Haarhaus, J. H., Auf Goethes Spuren in Oberitalien. Leipzig, C. G. Naumann.

Heyse, Paul, Die Fornarina. Trauerspiel. Leipzig, C. G. Naumann.

Becker, J., Der Wildhirt. Eine oberhessische Dorfgeschichte. Leipzig, H. Werther.

Becker, J., Karthäuserisch Mundort. Eine oberhess. Dorfgesch. Leipzig, H. Werther.

Becker, J., Das Goldfeuerchen am Mittstrauch. Eine oberhessische Dorfgesch. Leipzig, H. Werther.

Gauch, C., Wilhelm Zabern. Ein Roman aus der Zeit Christians des Zweiten. Leipzig, H. Werther.

Hammermann, J., Die Kunst glücklich zu sein. Ernstgemeinte Plaudereien. Leipzig, H. Werther.

Paßschke, J., Durch Sturm zur Stille. Ein Bild aus der Gegenwart. Leipzig, H. Werther.

Hughes, G. P., Der atheistische Schuhmacher. Leipzig, H. Werther.

Wagner, Pastor C., Die Sittlichkeit auf dem Lande. 2. Aufl. Leipzig, H. Werther.

Schall, G. d., Schwere Noth im Nähr-, Wehr- und Lehrstand. Leipzig, H. Werther.

Lippmann, Die Frau im Kommunaldienst. Vortrag. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen 1870—1895. Rückblicke und Betrachtungen von einem Deutschnationalen. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Göhre, Paul, Die evangelisch-soziale Bewegung. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Whitmann, S., Aus deutschem Leben. Autor. Uebers. v. Dr. W. Hensel. Hamburg, Haendke und Lehmkühf.

Mosapp, Dr. S., Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. Heilbronn, M. Kielmann.

Hart, Jul., Geschichte der Weltlitteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker. Mit gegen 1000 Abbild. 2 Bde. Neudamm, J. Neumanns Verlag.

Zwei Bücher gegen den Muhammedanismus. Bruchstück einer Streitschrift von Petrus dem Ehrwürdigen, Abt von Clugny. Aus dem Lateinisch. von J. Thomä. Leipzig, Verlag der Akadem. Buchh. W. Faber.

Keller, Ad., Der Geisteskampf des Christenthums gegen den Islam bis zur Zeit der Kreuzzüge. Leipzig, Verlag der Akadem. Buchhandl. W. Faber.

Prager, M., Die Wisjmann-Expedition. Leipzig, Verlag der Akadem. Buchh. W. Faber.

Andreas, Dr. F. C., Die Babis in Persien. Ihre Geschichte und Lehre quellenmäßig und nach eig. Ansch. dargestellt. Leipzig, Verlag der Akadem. Buchh. W. Faber.

Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832—44. Herausgeg. von Dr. Anton Schloffer. Stuttgart, A. Bonz u. Co.

Loebell, Rich., Der Anti-Mecker J. H. Mercks und der Minister Fr. A. von Moser. Darmstadt, August Klingelhöffer.

Kiegl, Sigmund, Geschichte der Herynprozesse in Bayern. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.



Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tiedeböhl.

Дозволено цензурою. Рига, 25. Сентября 1896 г.  
 Buchdruckerei der „Balt. Monatschrift“, Riga.



## Septemberabend.

---

Aus dunklem Gelb die Birken steigen,  
Die Eipe schillert goldig-bunt,  
In fahlem Grau die Weiden neigen  
Zu junger Saat smaragdne Grund.

Weit winkt, unendlich weit herüber  
Ein purpurn-violetter Glanz,  
Und schimmernd, rauschend ragt darüber  
Der Wald in ewig grauem Kranz.

Ich sah des Lenzes Reich im Süden,  
Ich ruhte unterm Palmendach;  
Was gilt's mir alles vor dem Frieden  
Am baltischen Septembertag!

O Heimath, Heimath, theure Erde,  
Nie preis' ich schöner dich fürwahr,  
Als mit der stummen Schmerzgebärde,  
Als mit dem Astenkranz im Haar.

Nie schöner, da ein leis Verfärben  
Die Wangen rosig dir umstrahlt,  
Nie schöner, da vor stillem Sterben  
Dein Aug' in Wehmuthsglück erstrahlt.

Wie eigen paßt nun Licht und Schatten  
Zu deines Schicksals düstrem Drang,  
Zu deinem Ringen und Ermatten,  
Zu deinem stummen Untergang.

Alexander Freiherr von Mengden.

---

## L i e d.

---

Komm, lehn' Dein Haupt an meine Schulter leise,  
Ich sing' ein Lied Dir, tief aus Herzensgrund,  
O, würde Dir beim Klang der süßen Weise  
Das arbeitsmüde, franke Herz gesund!

Wie blickt Dein Auge sehnsuchtsvoll und bange,  
Wie matt Dein Herz, vom Leide fast besiegt!  
Komm, lausche wie ein Kindlein still dem Klange,  
Wenn Mutterliebe es in Schlummer wiegt.

Laß draußen kalte Herbstesstürme wüthen,  
Ich singe Dir von heller Lenzespracht,  
Ich singe Dir von Sonnenschein und Blüthen  
Und jungem Glück, zur Lenzeszeit erwacht.

Und halten uns des Schicksals rauhe Bande  
Hier fest, wo Blatt und Blume längst verdorrt,  
Ich trage Dich zum goldnen Märchenlande  
Auf des Gefanges weicher Welle fort.

Ich schmeichle Dir in's Herz manch' süße Weise  
Und singe Liebe, Frieden Dir, und Ruh —  
Komm, lehn' Dein Haupt an meine Schulter leise  
Und schließe Deine müden Augen zu!

M.





## Kunstbriefe.

### XII.

Der jammervolle Herbst, der dem erbarmungswürdigen Sommer folgte, geht zu Ende. Nur zu guterlegt brachte er uns einige schöne Tage des Sonnenscheins, des Farbenglanzes, der Wärme. Den schönsten gerade zum Schluß der großen Gewerbausstellung im Treptower Park. Nein zum Hohn. So prächtig war's draußen, als drinnen im gewaltigen Kuppelsaal des Hauptgebäudes beim feierlichen Schlußakt der Bericht verlesen wurde, der einen nicht unbeträchtlichen Fehlbetrag eingestehen mußte und dafür, zum Theil mit Recht, die überaus nicht günstigen Witterungsverhältnisse des Sommers 1896 verantwortlich machen konnte . . .

Und in dieser Halbsaison zwischen Herbst und Winter, da giebt's eine kleine Ruhepause im Kunstleben: man zehrt zumeist von Erinnerungen an schon Gebotenes und man ergeht sich in Hoffnungen in Bezug auf das Kommende.

Auch zwei andere Ausstellungen sind inzwischen geschlossen worden. Da aber gab's nur zumeist Erfreuliches zu berichten. Gerade das schlimme Wetter kam ihnen zu gute, namentlich der „Internationalen Kunstausstellung“ beim Lehrter Bahnhof, deren Vorstand damals im Mai vielleicht mit einiger Beklemmung an die gefährliche Rivalin im Treptower Park gedacht haben mag. Aber es kam anders: der Besuch war sehr gut, der Verkauf von Kunstwerken flotter als je zuvor, der Handel mit Lotteriebilleten durchaus befriedigend. Und auch der künstlerische Erfolg

der Jubelausstellung — sie sollte ja das 200-jährige Bestehen der Akademie der Künste feiern — war im Ganzen nicht unbefriedigend. Das Alles konnte nicht bloß Kultusminister Dr. Boffe am Tage der Schließung freudigen Herzens feststellen — auch das Publikum hat sich davon überzeugt, während der 4 $\frac{1}{2}$  Monate, die es hinauspilgerte über die Moltkebrücke zur „Internationalen“. Doch diese Ausstellung habe ich genugsam besprochen und Sie wissen, daß man den Optimismus des Herrn Ministers nicht unbedingt zu theilen braucht, wenn er auch von einem großen künstlerischen „Gewinn“ der Ausstellung sprach, der darin bestanden, daß „sie die verschiedenen Gestalten zeigte, welche die Strömungen der heutigen Kunst bei den Nationen und Individualitäten annehmen und die Verschiedenheit des Geschmacks und der ästhetischen Empfindungen bei den Völkern erkennen ließ.“ Dem gegenüber könnte man immerhin, trotz der fünftehalb Tausend Kunstwerke, die zur Ausstellung gelangt waren, ein gut ausgewachsenes Fragezeichen aufstellen. An diesem kann aber ein offizieller Schluß-Festredner natürlich nicht anders, als vorübergehen bei einer Ausstellung, die unter Allerhöchstem Protektorate stand.

\*            \*            \*

Nachhaltiger wohl dürfte der Erfolg einer anderen internationalen Ausstellung gewesen sein, die am 1. September eröffnet und dieser Tage geschlossen wurde. Zum mindesten war sie höchst interessant und ich bedauere lebhaft, sie nicht so eingehend besprechen zu können, als sie verdiente.

Es war das die erste in Berlin veranstaltete „Internationale Ausstellung für Amateur-Photographie“.

Die Anregung zu ihr ging von der Kaiserin Friedrich aus und das verdienstliche Werk zu Stande brachten die „Deutsche Gesellschaft von Freunden der Photographie“ und die „Freie photographische Vereinigung“, beide zu Berlin. Ihnen gelang es, in weiten Kreisen Interesse für die Sache zu wecken und gewichtigen Namen begegnete man in dem Ehrenkomité, dem Arbeitsauschuß, dem Preisrichter-Kollegium, Leuchten der deutschen Welt der Wissenschaft und Kunst, denen sich solche in London und Paris angeschlossen.

Heutzutage ist ja die Photographie — und am wenigsten die sogenannte Amateur-Photographie — gewiß nichts weniger, als ein bloßer Zeitvertreib und Sport. Mit Recht führte Professor Dr. Tobold, Vorsitzender der Ges. v. Fr. der Photogr., in seiner Eröffnungsrede aus, wie seit dem 19. August 1839, wo Arago in der französischen Akademie die Entdeckung Daguerre's, mit Hilfe des Lichts Bilder darzustellen, bekannt gab, kaum irgend ein anderer Zweig der Wissenschaft und Kunst so ungeheure Fortschritte gemacht habe. In den letzten 15—20 Jahren ist die Zahl allein derjenigen, die sich nicht berufsmäßig mit dem Lichtbildverfahren beschäftigen, auf viele Zehntausende angewachsen, wobei natürlich die Spielereien Unerwachsener nicht in Betracht kommen. Denn mit der Spielerei bringt man nicht viel vor sich. Vielmehr erheischt die Photographie von ihrem Jünger viel Liebe, Ernst, Studium. Gerade auf diesem Gebiete decken sich die Worte „Amateur“ und „Dilettant“ ganz und gar nicht. Nur als Gegensatz zum Berufsphotographen läßt sich vom Amateur sprechen und diesem hat jener Vieles zu danken. Thatsächlich sind gerade die bedeutendsten Neuerungen und Verbesserungen vom Amateur ausgegangen, der unbeeinflusst von Erwerbsinteressen nur der Sache selbst lebt.

„Aber das sind ja gar keine Photographieen“ — konnte man oft genug auf der Ausstellung im Publikum ausrufen hören. In der That die aufdringlich oder auch nur matt glänzenden Porträts und Landschaftsaufnahmen in braun-rosa und violetten Tönen mit ihrer todtten, starren Schärfe und Härte in den Linien und Gegensätzen von Licht und Schatten — sie fehlten fast ganz. Die neuen Aufnahme- und Kopiermethoden, die modernen Objektive, Platten, Papiere haben sie verdrängt, verdrängen sie auch immer mehr in den Berufs-Ateliers. Eine wahrhaft künstlerische Weichheit wird erzielt, vornehm stumpfe grünliche, bräunliche, graue Töne herrschen vor. Man glaubt oft eine Lithographie, ja eine impressionistische Sepia- oder Tuschezeichnung vor sich zu haben. Dabei machen sich zwei Hauptrichtungen geltend: die eine sucht photographische Arbeiten im strengsten Sinne des Wortes zu liefern, verzichtet daher gänzlich auf die *Retouche* und will ohne sie möglichst Vollendetes schaffen. Der anderen Richtung dient das natürliche Bild nur sozusagen

als eine Vorlage für weitere künstlerische Bearbeitung und Verarbeitung.

Naturgemäß finden wir jene erste Richtung mehr auf dem Gebiete der in den Dienst der Wissenschaft und der Technik gestellten Photographie, diese bei der rein künstlerischen. Aber oft genug verwischen sich die Grenzen und auch unter den Arbeiten von künstlerischem Selbstzweck begegnen wir ängstlicher Vermeidung jeglicher nachhelfenden Retouche. Und selbst im Portraittfach waren derartige vortrefflich gelungene Arbeiten zu sehen.

Wenn jene Richtung uns die Beobachtung von Natur und Kreatur erleichtert, oft überhaupt erst ermöglicht, so erschließt diese uns die ganze Schwierigkeit nachschaffender Kunst. Beide zusammen aber sind sie heute für den ausübenden plastischen Künstler, den Maler, wie den Bildhauer, und für den Kunstgelehrten zu einem unumgänglichen Hilfsmittel geworden. Und nicht allein für diesen, sondern auch für den wissenschaftlichen Forscher: für den Archäologen und den Kulturhistoriker, für den Meteorologen und Astronomen, für den Mediziner und den Juristen.

Unter solchen Umständen erweitert sich der Begriff der Amateur-Photographie immer wesentlicher und weit richtiger hätte die nunmehr geschlossene Ausstellung, wie Professor Gustav Fritsch in einem Vorworte zum reichhaltigen und vortrefflich redigirten Katalog bemerkte, „Ausstellung der angewandten Photographie für Kunst und Wissenschaft“ geheißen.

\* \* \*

Dank der hohen Protektorin des Unternehmens hatte die Ausstellung im neuen Reichstagsbau am Königsplatz eine prächtige Heimstätte gefunden. An und für sich macht das freilich auf Manchen, der eine hohe Meinung vom Sitze der Volksvertretung hat, keinen günstigen Eindruck. Und es zeugt besonders beredt von dem Mangel an guten Ausstellungsräumlichkeiten in Berlin — ein ganz frappanter Mangel in dieser Millionenstadt. Aber abgesehen von dieser Profanirung des stolzen Gebäudes, könnte man sich nur darüber freuen, denn eine bessere Stätte läßt sich schwerlich denken.

Sie wäre auch schon in Anbetracht der Größe der Aus-

stellung sehr schwer zu beschaffen gewesen. Ueber 1700 Quadratfaden nahm sie in Anspruch. Die große Wandelhalle, die beiden Gänge zu Seiten des Sitzungsaales, der Saal des Bundesraths mit den beiden anstoßenden Räumen, der Lesesaal, der Schreibesaal, die Restaurationsäle, kurz die ganze Flucht der Räumlichkeiten des mittleren Stocks zum Königsplatz hin und ein Theil der Zimmer am Reichstagsufer und der Simson-Straße — Alles, Alles war voll von Photographien, photographischen Apparaten und Hilfsmitteln, Mappen, Albums u. s. w., übersichtlich und einheitlich geordnet. Daß trotz dieser Ordnung den Besucher beim ersten Mal so etwas wie ein Schwindligwerden ankam und er ängstlich ausrief: „Himmel, durch das Alles soll ich mich durcharbeiten!“ — Das war weiter nicht verwunderlich bei der Masse des Gebotenen. Aber bald schon fing das Einzelne an auf ihn zu wirken und ging er systematisch vor, so erschlossen sich ihm Quellen des Genusses und der Belehrung, die ihn immer wieder kommen ließen.

Nast die Hälfte des Raumes beanspruchte die künstlerische Photographie. Sie auch zeigte das am meisten internationale Gepräge. Das heißt also, daß das Ausland am zahlreichsten diese Gruppe beschied hatte. Was hier an Porträts, Landschaften, Genrebildern, Still-Leben, an Akten, Charakterköpfen, Beleuchtungs- und Luststimmungs-Studien und geschickt gewählten Bildmotiven mit und ohne Staffage zu sehen war, das verrieth so viel Geschmack, Phantasie und technisches Können, das war so vielseitig und reizvoll und individuell in Tönen, Methoden, Auffassung, daß das Schiefe in der Bezeichnung „Amateur“ sofort klar wurde. Und doch kein einziger Berufsfotograph darunter und kein Berufskünstler, sondern lauter Damen und Herren in den verschiedensten gesellschaftlichen Stellungen, unter einander gleich nur in Kunstsinne und Kunststreben.

Daß Berlin vorherrschte, versteht sich von selbst, da die Besichtigung ja für den Berliner am leichtesten war. Auch Oesterreich war gut und zahlreich vertreten. Desgleichen Frankreich und Belgien, wo wir origineller und phantastischer Künstlerauffassung in Tönung und Motiv besonders häufig begegnen konnten. Der französirte Graf Tyskiewicz leistet darin wohl das

Hervorragendste. Wie hoch die Kunst des Photographirens in England und Amerika steht, ist von allerlei früheren Ausstellungen her und durch Kunstblätter auf dem Handelsmarkt schon längst bekannt. Auch Holland, Italien, die Schweiz, selbst Portugal fehlten nicht. Sehr dürftig leider war Rußland vertreten. Schon allein so ziemlich der namhafteste „Amateur“-Photograph Oberst Lawrow, General Neßwetowitsch, Schulz (in St. Petersburg) und zahlreiche andere bekannte „Dilettanten“ fehlten, desgleichen die wissenschaftlichen Institute und die Anstalten für vervielfältigende Kunst, so weit sie auf photomechanischem Verfahren beruht, vor Allem die K. Expedition zur Anfertigung der Staatspapiere. Aus den baltischen Provinzen fand ich sogar nichts vor. Ueberhaupt war ganz verschwindend wenig vorhanden; dafür aber waren die ethnographischen, himmelsphotographischen und tagesgeschichtlichen (Krönungsscenen) Blätter von Peter Preobraßenski in Moskau recht sehenswerth.

Recht belehrend war auch die Abtheilung für das photomechanische Verfahren. Alle Arten des Hochdrucks (z. B. Zinkdruck und Autotypie), des Tiefdrucks (wie Heliogravüre, Photogravüre zc.), des Flachdrucks (Lichtdruck, Zinkdruck zc.), der Farbendruck, der Dreifarbendruck zc. konnten hier eingehend studirt werden an den schönen und vielseitigen Ausstellungen der Hof- und Staatsdruckerei in Wien, der Reichsdruckerei in Berlin, der Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie in Wien, der bekannten Firmen Angerer (Wien), Bauffod, Valadon & Co. (Paris), Weisenbach, Kiffarth & Co. (München), Albert & Co. (München), Albert Frisch, Cosmos, N. Schuster (alle in Berlin). Auch in dieser Abtheilung sogar begegnen wir „Amateuren“, wie Schulz-Gente in Berlin, N. Fiedler in Posen.

Nahezu 200 Aussteller zeigten von welcher großen Wichtigkeit die Errungenschaften der modernen Photographie für die Kunstwissenschaft und das Kunstgewerbe, die auf diese Weise heute die Kunstwerke aller Völker und Zeiten Allen zugänglich machen können. Da gabs alte werthvolle Handschriften, die Ergebnisse der Ausgrabungen in Troja und Olympia, die Schätze der vatikanischen Museen, Inkunabeln und Stickmuster aus dem Mittelalter, altdeutsche Geräte u. s. w. u. s. w.

Wenn alle diese Gruppen und die Abtheilungen für photographische Optik, Mechanik und Chemie in erster Linie den Künstler und Kunstfreund, den „Amateur“ und den Berufsphotographen anzogen, so waren es die rein wissenschaftlichen, die für das große Publikum den „clou“ der Ausstellung bildeten, namentlich die gerichtliche Photographie mit ihrer Aufdeckung von Fälschungen aller Art; die medizinische mit den oft grauisigen Krankheitsbildern und mikroskopischen Aufnahmen und solchen erstaunlichen Leistungen, wie die Wiedergabe der Zellenbewegung während der Entwicklung des Eis oder die Serienmomentaufnahmen nervenkranker Leute; die astronomische und meteorologische Photographie, die u. A. auch höchst interessante photogrammetrische Aufnahmen zur Bestimmung der Höhe und Lage der Wolken und der Luftströmungen, die sie tragen, Aufnahmen von Regenbogen, leuchtenden Nachtwolken u. dergl. boten.

Doch genug. So kurz und flüchtig auch dieser Bericht ausgefallen — Eins erhellte auch aus ihm schon: daß man beim Durchwandeln dieser Ausstellung sich wirklich, wie Jemand meinte, in einer modernen universitas litterarum befand. Man schritt dort in der That:

„Den ganzen Kreis der Schöpfung aus  
Und wandelt' mit bedächtger Schnelle  
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle“.

\* \* \*

Und was es sonst noch zu sehen gab und giebt? . . . Nun — die Salons von Schulte und Gurlitt, die ich Ihnen im vorigen Winter geschildert habe, versandten bereits stilvolle Programm-Einladungskarten zu ihren ersten Herbstausstellungen, die wieder ganz im Charakter dieser beiden vornehmsten der Berliner Kunsthandlungen gehalten sind. Dort, bei Schulte — der gewohnte Eklektizismus und das Gepräge des Zufälligen; hier, bei Gurlitt — die Unterstützung der radikalen Modernen und der Kultus internationaler erstklassiger Namen einer älteren Periode, wenn schon sie auch der Neuzeit angehört.

Uebrigens waren jetzt bei Schulte zwei Böcklin zu sehen, von denen der eine hier noch ganz unbekannt war: „Adam und

Gott Vater". Ein knabenhafter, köstlich naiv blickender nackter Adam, der vor einem Gott-Vater in leuchtend rothem, sternensbesätem Mantel, einer Gestalt von reinstem germanischen Typus, über die Herrlichkeiten des Paradieses und über seine Rechte und Pflichten in dem farbenleuchtenden, frühlingsprächtigen, aber merkwürdig steinigem, die Welt bedeutenden Garten aufgeklärt wird. Eine Legende, in malerisch-legendenhaftem Tone vorgetragen. Von besonderem Interesse war auch eine größere Bilderreihe des in Dresden, München und Paris gebildeten, von vielen internationalen Ausstellungen des In- und Auslandes her bekannten Historien- und Genremalers Frank Kirchbach, der seine eigenen Wege wandelt, Wege, die gerade die Mitte halten zwischen überzeugtem Akademizismus und radikalem Naturalismus. An jenen gemahnt die sinnige Komposition, die Wahl des Stoffes; an diesen die Farbengebung, der Wahrheitstrieb in Haltung und Ausdruck. „Ganymed“, „Christus treibt die Wechsler aus dem Tempel aus“ sind auch wohl Ihnen aus Holzschnitten schon bekannt. Hier gab's u. A. sein romantisch-phantaſtiſches Nachtstück „Leonore“, das die letzte Strophe der Bürgerſchen Volksballade mit großer Kraft, künstlerischem Schwung und reizvoller Landschaftsstimmung behandelt, sowie das tief zu Herzen gehende Galleriebild „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ zu sehen. Gurlitt bot allerlei Leckerbissen der reproduktiven Kunst, Lithographien, Zeichnungen, Stiche, Radirungen von Gandasa, Lunois, Ballaton, Rafaelli, Sattler, Leibl, Menzel, Döring u. A. und ferner, neben verschiedenen modernen Malern, einige todte Meister, wie Anselm Feuerbach, der so lange verkannt war, Meiffonier, Bettenkosen, Spizweg, Tilgner (der große Wiener Bildhauer) u. s. w.

Auch einige Sonderausstellungen hatten wir schon, doch brauche ich an dieser Stelle weder auf des Wieners Arthur Kurz nachzüglerisches Christusbild, das eigentlich für die neulich erwähnte Ausstellung im alten Reichstagsgebäude bestimmt war, noch auf der Berlinerin Anna Costenoble hysterischen Zyklus „Tragödie des Weibes“, den sie nur in ihrem eigenen Atelier auszustellen wagen durfte, näher einzugehen.

Berlin, im Oktober.

J. Norden.



## Litterarische Streiflichter.

---

Später als ich wünschte und es mir lieb ist komme ich dazu einer litterarischen Erscheinung eine Besprechung zu widmen, die vollen Anspruch darauf hat, daß ihrer auch an dieser Stelle gedacht wird. Es ist das Buch von Professor Dr. Wolfgang von Dettingen in Berlin: Daniel Chodowiecki. Ein Berliner Künstlerleben im achtzehnten Jahrhundert. Mit Tafeln und Illustrationen im Text nach Originalen des Meisters.\*) In doppelter Beziehung nimmt diese Schrift unser Interesse in Anspruch, durch ihren Autor und durch den Mann, welchen sie behandelt. Ihr Verfasser ist ein Sohn unseres Landes, der Träger eines in unseren Provinzen weithin bekannten Namens, und der Künstler, dessen Leben und Schaffen er in dem vorliegenden Buche schildert, ist der originellste und in mancher Beziehung hervorragendste, den Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besessen hat. Wenn ich im Folgenden die Schrift W. von Dettingens zu würdigen unternehme, so thue ich das nicht als Fachmann, — ein solcher bin ich nicht — sondern nur als Liebhaber der Kunst Chodowiecki's, an dessen Bücherillustrationen und Einzelblättern ich mich oft erfreut und erquickt habe.

Professor W. von Dettingen hat für sein Buch ein so reiches Material von Aufzeichnungen und Briefen des Meisters

---

\*) Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 15 M.

und andererseits künstlerischen Arbeiten seiner Hand zu Gebote gestanden, wie es wohl nur selten dem Darsteller eines Künstlerlebens vorgelegen; dadurch allein war es ihm möglich alle Entwicklungsphasen der künstlerischen Thätigkeit Chodowiecki's nachzuweisen und darzulegen. Allein der Stoffreichtum giebt an und für sich noch nicht die Gewähr einer befriedigenden Darstellung, es kommt auf die Art seiner Behandlung und Verwerthung an. Oft genug geht in der Masse von Einzelheiten das eigentliche Bild der Persönlichkeit verloren, der Mangel an Beherrschung des Stoffes hemmt den Fortgang und die Wirkung der Darstellung, endlich, was heutzutage sehr gewöhnlich, der Autor führt uns in seine Werkstätte, nöthigt uns alle seine Untersuchungen und Vorarbeiten mitdurchzumachen und entläßt uns zuletzt verwirrt, ermattet und unbefriedigt. W. von Dettingen's Buch zeigt das Gegentheil von alle dem. Das Material ist vollkommen durchgearbeitet, alle Vorarbeiten völlig beseitigt, nur das Resultat sorgfältiger Forschung wird uns geboten. Der Verfasser hat der Versuchung zu viele Einzelheiten zu geben so kräftig widerstanden, daß er bisweilen sich darin gar zu große Beschränkung auferlegt zu haben scheinen könnte. Doch die Beherrschung und Behandlung des biographischen Stoffes ist bei der Lebensdarstellung eines Künstlers nur die eine Seite der Aufgabe, die andere noch wichtigere ist das eindringende Verständniß seines künstlerischen Schaffens. Und da erkennt jeder Leser, der sich darauf versteht, leicht, daß dieser Theil des Buches auf jahrelanger, liebevoller Beschäftigung mit den Arbeiten des Meisters und einer nur durch die sorgfältigste Beobachtung und fortgesetztes Studium zu gewinnenden vollkommenen Vertrautheit mit der Eigenart seiner Kunst und seinen charakteristischen Eigenheiten beruht; nur durch immer erneuerte Betrachtung, wie sie dem Verfasser durch seine frühere amtliche Stellung allerdings erleichtert wird, kann ein so sicheres Urtheil über alles Einzelne sich herausbilden, wie es in dem Buche uns entgegentritt. Aber noch eine Eigenschaft müssen wir rühmend an der Schrift hervorheben; es wird darin nicht mit der Gleichgiltigkeit und Kälte des Anatomen ein Menschendasein zergliedert und seine einzelnen Bestandtheile uns vorgewiesen, wie das heute nicht selten und in einer für ein feineres Empfinden

geradezu abstoßenden Weise geschieht, vielmehr behandelt W. von Dettingen das Leben und künstlerische Wirken seines Helden mit persönlicher Antheilnahme und warmer Sympathie, die auch dem Leser sich mittheilt. Dadurch ist W. von Dettingens Schrift nicht nur ein sehr belehrendes, sondern auch sehr anziehendes und erfreuliches Buch.

Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand echt historisch, d. h. er lehrt uns Chodowiecki aus den Verhältnissen und Zuständen seiner Zeit heraus und nach seiner besonderen Entwicklung verstehen und würdigen, er zeigt uns seine Vorzüge, aber auch seine künstlerischen Mängel und legt seine Stellung in der Geschichte der deutschen Kunst klar dar. Bei aller Liebe zu seinem Helden identifizirt sich W. von Dettingen doch nicht mit ihm. Auch in dieser Beziehung erhebt sich unser Autor weit über die Masse der heutigen Schriftsteller auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur; entweder begegnen wir da einem verständnißlosen unbedingten Verurtheilen und Verdammen oder einer blinden kritiklosen Bewunderung und Anbetung. Für das letztere geben viele der heutigen Goethephilologen das unerfreulichste Beispiel, indem sie ebenso schwächlich in ihrem ästhetischen Urtheil sind, wie sie ängstlich alle Schwächen des großen Dichters zu verhüllen und zu entschuldigen suchen. Wie gut sich aber liebevolle Auffassung und Behandlung des Gegenstandes mit unbefangener Kritik verträgt, dafür giebt Dettingen's Buch den vollgiltigsten Beweis.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier den Gang von Chodowiecki's künstlerischer Entwicklung und Thätigkeit nach W. v. Dettingen's Buche eingehend darzulegen. Das verbietet sich schon durch die Beschränktheit des uns zur Verfügung stehenden Raumes von selbst und würde uns auch, abgesehen davon, nicht in den Sinn kommen, denn wir wünschen, daß unsere Leser sich mit W. von Dettingen's Buche selbst bekannt machen. Ich will nur die Hauptzüge aus dem Leben und der künstlerischen Entwicklung Chodowiecki's, wie sie von W. von Dettingen geschildert wird, hervorheben und an sie eine Charakteristik des alten Meisters knüpfen.

Chodowiecki ist gewissermaßen eine internationale Persönlichkeit, seine Vorfahren väterlicherseits waren Polen, die des Glaubens

wegen ihre Heimath verlassen hatten, unser Künstler bezeichnet sich selbst mehrfach als wahren Polen. Seine Mutter dagegen war mütterlicherseits französischer Herkunft, von ihr hatte der Sohn die Vorliebe für die französische Sprache geerbt, deren er sich auch im intimen Verkehr der Familie und in seinen Tagebüchern bediente und die er geläufiger und korrekter handhabt als das Deutsche. In seiner politischen Gesinnung war der Meister ein guter Preuße und in seiner Lebenshaltung und Sinnesart ein ehrlicher Deutscher. Diese mannigfaltigen, in einer Persönlichkeit vereinten nationalen Elemente spiegeln sich auch in seiner künstlerischen Thätigkeit wieder. Der Knabe wuchs als der Sohn eines Kaufmannes, eines Mannes von zarter und weicher Art und einer energischen, thätigen Mutter in dem altschwedischen, halbpolnischen, halbfreistädtischen Danzig auf. Auch darin zeigt sich die echt historische Art, in der W. v. Dettingen den Gegenstand behandelt, daß er stets den Hintergrund, auf dem sich das Leben seines Helden entfaltet, anschaulich zu schildern nicht unterläßt. So giebt er denn uns gleich am Eingange seines Buches ein farbenreiches Bild von Danzig in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, er versetzt uns dadurch auf's lebendigste an die Stätte und in die geistige Atmosphäre, in welcher der Knabe erwuchs und seine Seele und seine Augen die ersten Eindrücke empfangen. Ebenso führt uns Dettingen später das Berlin der ersten Jahre Friedrichs des Großen vor, er macht uns mit den zahlreichen jetzt vergessenen Künstlern jener Zeit bekannt, wir lernen den Geschmack des damaligen Berlin kennen, sehen die Stellung Friedrichs des Großen zur deutschen Kunst und seine indirekte Einwirkung auf sie hell beleuchtet. Wir rechnen diese Abschnitte zu den glänzendsten Partien im Dettingen'schen Buche und sind überzeugt, daß Niemand diese sachkundigen und feinsinnigen Ausführungen ohne Vergnügen und Belehrung lesen wird. Chodowiecki's Lebensgang ist einfach, desto merkwürdiger und verwickelter sein künstlerischer Entwicklungsgang. Er war in Allem Autodidakt und, was gewiß seltsam genug ist, er suchte in dunklem Drange auf verwirrten Wegen nach einem unklaren Ziele und es war lange genug ein falsches, dem er zustrebte. Er hatte beim Vater etwas zeichnen gelernt und setzte das eifrig fort in

mühsam dem Schläfe abgerungenen Abendstunden als ein den Tag über in Anspruch genommener Lehrling im Gewürzladen seiner Tante, ohne gründliche technische Ausbildung und irgend welche Anleitung; er zeichnet und malt nach mangelhaften Vorbildern und mit wenig befriedigendem Erfolge. Dann kommt er nach Berlin in das Quincailleriesgeschäft seines Oheims und hier lernt er Email- und Miniaturmalerei wieder nach manirirten und geschmacklosen Vorbildern, bis ihm endlich ein wirklich kundiger Lehrer der Emailmalerei zu Theil wurde. Er brachte es in dieser damals so sehr geschätzten Kunstübung allmählich so weit, daß er sich selbständig als Email- und Miniaturmaler etabliren und 1754 einen eigenen Hausstand begründen konnte. Durch seine Heirath mit Jeanne Varez wurde er ein Mitglied der durch ihre Rechte und Privilegien angesehenen französischen Kolonie in Berlin und gewann dadurch selbst eine gesicherte Stellung in der Gesellschaft. Seine Miniatur- und Emailarbeiten waren elegant und armuthig, aber doch nur handwerksmäßige Arbeit, Chodowiecki fühlte sich selbst von seiner Thätigkeit nicht befriedigt, er suchte sich durch das Studium kunsttheoretischer Werke weiter zu bilden, konnte aber dadurch nicht gefördert, sondern nur auf den falschen Weg der Reflexion geführt werden. Wie schwer es Chodowiecki wurde, sich ohne Hilfe eines Führers von den bisherigen Irrwegen auf den rechten Pfad der wahren Kunst hinauszufinden, zeigt W. von Dettingen in ganz vortrefflicher Ausführung. Durch das Studium des nackten Körpers, der sogenannten Akte, geht ihm das Verständniß der Natur auf, er lernte sehen und will fortan die Welt so malen, wie sie ist; die Natur allein soll meine Lehrmeisterin sein, ruft er in einer ergreifenden Herzensergießung aus. Er beschritt fortan die Bahn des künstlerischen Realismus, auf dem seine Größe und seine Bedeutung für die Nachwelt beruht. Und doch verlor sich Chodowiecki auch jetzt noch auf einen Abweg, indem er sich der Delmalerei zuwandte und sich eifrig mühte Historienmaler zu werden, wozu es ihm doch an der erforderlichen technischen Schulung und an dem rechten Farbensinn, auch an eigentlichem Talente gebrach. Wie all' sein eifriges Bemühen auf diesem Gebiete etwas Hervorragendes zu leisten erfolglos blieb, wie er zuletzt in schmerzlicher Resignation darauf verzichtete

ein Meister im großen historischen Stil zu werden und wie dann sein mit besonderer Liebe gemaltes Bild: „der Abschied des Jean Calas“ für ihn die Veranlassung wurde, endlich das rechte Feld zur Entfaltung seines künstlerischen Talents zu finden — das schildert W. von Dettingen in einem der interessantesten Kapitel seines Buches mit fast dramatischer Lebendigkeit. Das allgemeine Verlangen nach Vielfältigung dieses Bildes, das die Zeitgenossen tief ergriff, ließ Chodowiecki zum Radierer werden. Auch in der Technik der Aekunst war Chodowiecki Autodidakt, aber hier überwand sein Talent alle Schwierigkeiten. Er fuhr zwar noch fort Miniaturen zu malen, aber die Radirungen gewannen immer mehr das Uebergewicht und drängten bald alle anderen Beschäftigungen in den Hintergrund. In der Mitte der siebziger Jahre hat er die volle Meisterschaft erreicht, seine Radirnadel schuf nun jene unübersehbare Fülle von Bücherillustrationen, Almanachblättern und Einzelblättern. Alle angesehenen Kalender wollten Kupfer von ihm haben, die Verleger bestürmten ihn, um Bilder oder wenigstens Bignetten für ihre Verlagswerke. Nimmt man dazu, was Chodowiecki noch an Einzelblättern geliefert hat, so staunt man über die Masse seiner Produktionen; nur einem so außerordentlich fleißigen, vom Morgen bis zum Abend thätigen Künstler war es möglich so viel zu leisten. Natürlich ist nicht Alles von gleichem Werthe und er klagt selbst, daß die Hast des Produzirens ihn hindere seine Werke ausreifen zu lassen, aber doch erweckt sein unerschöpfliches Talent und seine unvergleichliche Arbeitskraft immer von Neuem unsere Bewunderung. Dabei war Chodowiecki auch noch Kunsthändler und als solcher wie überhaupt ein guter Rechner und Kaufmann. Die Kraft und Freudigkeit zu so unverdrossener und unermüdblicher Arbeit schöpfte er aus dem glücklichsten Familienleben, das ihm zu Theil geworden war; mitten unter seinen Kindern, welche die Mutter, eine gute Hausfrau, liebevoll, der Vater ernst und streng erzog, malte, zeichnete, radirte er, so zeigt ihn der schöne Stich vor Dettingen's Buch. Im häuslichen Kreise fühlte er sich am glücklichsten, hier empfing er Freunde, Bekannte und fremde Besuche, hier machte er nicht zum geringsten Theile seine Beobachtungen und Studien der verschiedenen Charaktere. Nur selten führten kleinere oder größere

Reisen, wie die von ihm so köstlich in Zeichnungen dargestellte nach Danzig zu seiner Mutter, zeitweilige Trennungen von der Familie herbei. Ein unerseßlicher Verlust für ihn war das Hinscheiden der Gattin nach dreißigjähriger glücklicher Ehe 1785; die Töchter verheiratheten sich, es kamen die Jahre des Alters, aber der Künstler arbeitete rastlos weiter, freilich nicht mehr mit der Frische und schöpferischen Kraft wie früher. Schon seit einem Menschenalter Mitglied der Akademie der Künste, wurde der Siebzigjährige 1797 zu ihrem Direktor ernannt, in einem Alter, das zu durchgreifendem Handeln nicht mehr angethan ist, auch wenn solches seiner Natur überhaupt eigen gewesen wäre. Als der Tod dem unermüdlchen Arbeiter am 3. Februar 1801 den Griffel aus der Hand nahm, da war sein Tagewerk vollendet; schon längst war eine neue Zeit angebrochen, die ihm fremd und unverständlich war: die Glanzepoche unserer klassischen Dichtung mit ihrem hellenischen Schönheitsideal und das zauberische Dämmerlicht der Romantik.

Vergegenwärtigen wir uns nun noch in aller Kürze Chodowiecki's Persönlichkeit und künstlerischen Charakter, wie sie uns in Dettingen's Buche entgegentreten. Obgleich seine Jugendentwicklung in eine frühere Periode fällt, berührt er sich in seinem inneren Wesen doch vielfach mit den Anschauungen der Aufklärungszeit; wiewohl ein streng reformirter Christ in kirchlicher Beziehung, ist er im Uebrigen von jener rein verstandesmäßigen Auffassung der Welt, der Menschen und Dinge beherrscht, welche für die Männer jener Epoche so charakteristisch ist. Auch ihn erfüllte der den Menschen jener Tage eigene naive Optimismus, er glaubte an den Sieg des Guten durch fortschreitende Aufklärung. Er war überhaupt eine liebenswürdige Natur voll unverwüßlicher innerer Heiterkeit und frischem Frohmuth. Dabei war er ein feiner, scharfsichtiger Beobachter der Menschen und Dinge um ihn her, sein Künstlerauge erfaßte das Charakteristische an allen Erscheinungen im Leben und in der Natur und führte seiner leicht angeregten, beweglichen Phantasie immer neuen Stoff zu. Ehrlichkeit und Wahrheit waren Grundzüge seines Charakters, diese Eigenschaften sind auch die charakteristischen Kennzeichen seines künstlerischen Schaffens. Er sah die Dinge, wie sie wirklich sind,

und stellte sie auch so dar, das macht ihn zum Realisten; nur das eigentlich Häßliche schloß er von der künstlerischen Wiedergabe aus. Seine Kunst aber bewies er darin, daß er das Wirkliche mit jener leichten Idealisierung darstellte, ohne welche die Wiedergabe der sichtbaren Erscheinung nur eine schlechte Kopie der Natur ist. Er hatte einen außerordentlich entwickelten Sinn für das Anmuthige und Zarte und mußte seinen Arbeiten eine solche Grazie und Zierlichkeit zu geben, sie mit solcher Feinheit zu behandeln, daß sie dadurch und durch die Weichheit seiner Radirung die Meisterwerke wurden, welche die Zeitgenossen entzückten und die uns noch heute entzücken und erfreuen. Aber Chodowiecki's Phantasie hatte weder mächtigen Schwung noch hohen Flug, er vermochte nur das wirklich Angesehene echt künstlerisch und wahr darzustellen, das war die Schranke seiner Begabung. Die Darstellung des bürgerlichen Lebens seiner Zeit, das ist die engbegrenzte Domäne seiner Kunst; ging er darüber hinaus, so gerieth er in Unnatur und theilte alle Fehler seiner künstlerischen Zeitgenossen: er wird manirirt, theatralisch und unwahr. Für die Darstellung mythologischer, religiöser und historischer Gegenstände versagt ihm die Kraft, ebenso ist das eigentlich Tragische, Leidenschaftliche, Pathetische nicht seiner Natur entsprechend. Das zeigt sich auch bei seinen Illustrationen der Werke der Litteratur; was da über eine mittlere Höhe hinausgeht, das versagt sich seinem Verständniß. So hat er z. B. Lessing's Minna von Barnhelm trefflich illustriert, aber zu Emilia Galotti und Nathan dem Weisen hat er keine Radirungen geliefert. Von Goethe hat er Stiche zu Werther's Leiden gegeben und wie Vortreffliches er da zu leisten vermochte, zeigt das entzückende Fächerblatt in Dettingen's Buch; dagegen sind die Darstellungen der leidenschaftlichen Szenen in diesem Roman völlig mißlungen. Er hat dann auch Stella und Clavigo, Erwin und Elmire illustriert, zum Glück aber nicht Gög von Berlichingen; vollends Schöpfungen wie Iphigenie und Tasso gingen weit hinaus über den Bereich seiner Auffassung und seines Könnens. Interessant ist es, daß Chodowiecki in seinem Alter noch Bilder zu Hermann und Dorothea geliefert hat; wir haben sie nie gesehen und Dettingen giebt leider keine nähere Auskunft über sie; wir glauben aber nicht, daß der Künstler der einfachen

Höhe dieses Epos gerecht worden sein wird. Schiller's Jugendwerke mit ihrem gewaltigen Pathos und ihrer leidenschaftlichen Rhetorik entsprachen des Künstlers Begabung durchaus nicht und was er an Illustrationen zu ihnen lieferte, ist daher auch wenig erfreulich. In den Bildern zu Hippel's Lebensläufen, zu Nikolais Sebalbus Nothanker, zu Basedow's Elementarwerk zeigt sich dagegen Chodowiecki auf der Höhe seines Könnens, desgleichen in den Illustrationen zu Sophiens Reise und anderen jetzt längst verschollenen Werken. Ebenso bewundernswürdig sind seine Sittenschilderungen in einer Reihe von Einzelblättern, nicht selten mit leicht satirischer Tendenz. Wie frostig nehmen sich dagegen meist seine Allegorien aus, wie völlig mißlungen ist sein Christus und fast alle seine Darstellungen von Szenen geschichtlicher Vergangenheit! So unhistorisch wie die Aufklärungszeit war, so wenig vermochte auch er sich in das Leben und die Menschen früherer Zeiten hineinzuwenden und hineinzufinden, sie standen ihm nicht vor Augen und darum konnte er sie auch nicht darstellen, sie geriethen ihm theatralisch und unnatürlich. Aber in seiner Zeit, da ist er zu Hause wie kein Anderer. Wie prächtig sind seine Bilder des alten Fritz, wie tief haben sie sich dem Volke eingepägt! Er sah Alles, auch das kleinste in seiner Umgebung und stellte es dar, dieser Meister des Genres. Kein Buch, keine Schilderung, keine gleichzeitige Beschreibung vermag uns das Leben jener Tage so anschaulich vor Augen zu stellen wie seine Zeichnungen und Radirungen, die uns wie mit einem Zauberschlage mitten hineinsetzen in eine längst untergegangene Welt. In seinen Werken lebt das Zeitalter der Aufklärung unvergänglich fort und wer es wahrhaft kennen und verstehen lernen will, der muß sich in sie vertiefen. Durch seinen Realismus aber hat Chodowiecki nicht wenig dazu beigetragen, die neue wahre Kunst heraufzuführen.

Die vorstehenden kurz zusammengedrängten Andeutungen sollen nur den Zweck haben, den Lesern eine Vorstellung von dem reichen Inhalte des Dettingen'schen Buches zu geben und sie dazu anreizen es selbst zu lesen. Wie bedeutend der Gehalt eines Werkes aber auch sein mag, seine eigentliche Wirkung hängt doch wesentlich von der Form ab, in welcher er geboten wird. In dieser Beziehung nun müssen wir W. von Dettingen's Buche

die höchste Anerkennung zollen. Die Darstellung des Verfassers ist so durchsichtig, anmuthig und lebendig, wie sie nur ein künstlerischer Sinn zu gestalten vermag; man hat die Empfindung, daß ein Hauch vom Geist des alten Meisters auf ihr ruht. Die Gruppierung des Stoffes ist höchst zweckmäßig und übersichtlich, der Gang der Erzählung trefflich disponirt, gleichmäßig dahinschreitend, die Ruhepunkte und Abschnitte wohlüberlegt. Durchzogen ist die ganze Darstellung von geistreichen Gedanken, scharfsinnigen Beobachtungen und feinen Bemerkungen künstlerischer, psychologischer und kunstphilosophischer Art; sie verleihen ihr einen besonderen, anziehenden Reiz. Auch der Stil ist vortrefflich, er hält sich ganz frei von Phrasen und Redebäumen, ist leicht und einfach, auf's feinste durchgefeilt, kurz ein solcher, der von wahrhaft durchgebildetem Geschmack zeugt. Dazu kommt nun eine Sprache, die wir nicht anders als echt goethisch bezeichnen können, ein höheres Lob giebt es in unseren Augen nicht; sie ist das Resultat einer tiefen Vertrautheit mit den Werken des großen Meisters. Auch in der Verwendung des deutschen Wortschatzes zeigt W. von Dettingen das feinste Sprachgefühl; nur ganz ausnahmsweise begegnet man bei ihm einer der Mißbildungen des modernen Zeitungsdeutsch, wie dem aus Oesterreich importirten „Gepflogenheit“. Nach dem Gesagten wird man es verständlich finden, wenn wir erklären, daß die Lektüre des Dettingen'schen Buches rein formell, auch abgesehen vom Inhalt, uns einen wahren ästhetischen Genuß gewährt hat. Es ist uns eine Freude zu konstatiren, daß neben dem vielen Schlechten und zahllosen Mittelmäßigen, womit der Büchermarkt jahraus, jahrein überschwemmt wird, doch auch noch solche Bücher erscheinen, wie das vorliegende; wir gestehen offen, daß uns seit Karl Justis Werken über Winkelmann und Velasquez kein Buch auf dem Gebiete der Kunstgeschichte begegnet ist, das uns nach Form und Inhalt so befriedigt und erfreut hat, wie W. von Dettingen's Biographie Chodowiecki's.

Doch es gehört nun einmal zu den Pflichten und Gewohnheiten eines Kritikers auch an den besten Produkten diese und jene Ausstellungen zu machen und Mängel hervorzuheben. So wollen wir denn auch einige Desiderien und Wünsche nicht unterdrücken. Zunächst hätten wir es gern gesehen, wenn der Verfasser noch

häufiger Aeußerungen Chodowiecki's aus seinen Briefen in die Darstellung verwebt, überhaupt noch mehr individuelle Züge eingeflochten hätte, von denen jetzt manche in den Anmerkungen versteckt sind. Dadurch würde namentlich der biographische Theil noch größere Anschaulichkeit und Lebendigkeit erhalten haben. Sodann vermissen wir in Dettingen's Buche eine eingehende Charakterisirung der religiösen Stellung Chodowiecki's; der höchst interessante Brief des Künstlers an Nikolai, den wir in den Anmerkungen lesen, bietet dazu allein schon bedeutsames Material und es lohnte wohl festzustellen, ob in Chodowiecki's religiösen Anschauungen während seiner späteren Lebenszeit eine Aenderung eingetreten ist. Weiter bedauern wir es, daß W. von Dettingen nicht auch über Chodowiecki's zweite Reise nach Dresden 1789 uns einen eingehenderen Bericht gegeben hat, wenn er ihr auch nicht eine so ausführliche und prächtige Schilderung zu Theil werden lassen konnte und wollte wie der Reise nach Danzig. Ferner müssen wir an die Auswahl der im Buch mitgetheilten Bilder einige Bemerkungen knüpfen. Manche von ihnen könnte man ohne Schaden missen und sähe sie gern durch andere, die jetzt fehlen, ersetzt. So bedauern wir schmerzlich, daß keine der Illustrationen zu Hippel's Lebensläufen sich hier findet; wenn sie auch der Bearbeitung des Buches von A. v. Dettingen beigegeben sind, so durften sie doch in unserem Buche nicht gänzlich fehlen. Auch aus dem Sebalduß Rothanker hätte man gern noch mehr Proben gehabt, ebenso aus dem Göttinger Taschenkalender. Andererseits wäre es von Interesse, eine oder ein paar der Radirungen zu Hermann und Dorothea oder zu Schiller's Jugenddramen hier reproducirt zu sehen. Auch Chodowiecki's Sittenschilderungen, etwa die Wallfahrt nach Buchholz oder den Lebenslauf sähe man sehr gern in unserem Buch vertreten. Wir wissen freilich nicht, ob der Verfasser bei der Aufnahme der Illustrationen sich nicht eine bestimmte Beschränkung hat auferlegen müssen. Endlich vermissen wir eine, wenn auch nur kurze Uebersicht der bisherigen Litteratur über Chodowiecki; wenn sie Dettingen selbst, der aus dem Vollen schöpfte, auch bei Seite lassen konnte, so wäre sie für den Leser, der nicht Kunsthistoriker von Fach ist, zur Orientirung doch sehr erwünscht. Doch das

Alles sind Kleinigkeiten, die dem Werthe des trefflichen Buches keine Eintracht thun können. Wir haben unsere Wünsche nur deshalb hier ausgesprochen, weil wir hoffen, der Verfasser werde sie in der zweiten Auflage seines Buches, die gewiß nicht ausbleiben wird, vielleicht nicht unberücksichtigt lassen.

W. von Dettingen's Buch über Daniel Chodowiecki ist ein durch den Reichthum des darin benutzten Materials, die auf voller Sachkenntniß beruhende, echt historische Behandlung, die Tiefe der Auffassung und die geistvolle Darstellung abschließendes Werk. Chodowiecki's Stellung in der Entwicklung der deutschen Kunst hat der Autor endgiltig fixirt; Einzelheiten mögen künftig berichtigt, Manches ergänzt oder näher bestimmt werden, das Gesamtbild des Künstlers und seines Schaffens, wie Dettingen es gezeichnet, wird bleiben. Wenige Künstler der neueren Zeit erfreuen sich einer solchen Darstellung und Würdigung, wie sie dem alten Meister der Malkunst jetzt zu Theil geworden ist. Wir wünschen es mehr, als wir es hoffen, daß der Verfasser uns in nicht allzu ferner Zeit eine weitere Frucht seiner Studien darbieten möge; wir wissen nur zu gut, welch' andauernde Arbeit und sorgfältige Vorbereitung, welche tiefeindringende, unermüdete Beschäftigung mit dem Gegenstande die unerläßlichen Vorbedingungen sind, um solche Früchte zu zeitigen. Eine neue Schrift dieses Autors werden wir jederzeit mit Freude begrüßen.

Indem wir von Dettingen's Buch Abschied nehmen, überkommt uns ein Gefühl zugleich der Freude und der Wehmuth: der Freude, weil es ein Sohn unserer Provinzen ist, dem wir eine solche Leistung verdanken und auf den unser Land stolz zu sein Ursache hat; der Wehmuth, weil es wie eine Naturnothwendigkeit zu sein scheint, daß die befähigtesten Söhne des baltischen Landes der Heimath den Rücken kehren und einen größeren Schauplatz auffuchen müssen, um die Talente und Gaben, die ihnen geworden, zu rechter voller Entfaltung zu bringen.

H. D.

---

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tiedöhl.

Дозволено цензурою. Рига, 22. Октября 1896 г.

Бухdruckerei der „Balt. Monatschrift“, Riga.



## Der Ehrbegriff auf der Bühne.

---

Zu Beginn der 90-er Jahre veröffentlichte der Hamburger Rechtsanwalt Dr. Anton Heß eine Schrift über die Ehre. Er versuchte darin den Nachweis zu liefern, daß die Ehre selbst ein objektiv zu denkendes Gut, also Objekt der Beleidigung nicht sein kann, weil das Wesen der Beleidigung gerade in ihrer ausschließlich subjektiven Wirkung, d. h. in ihrer durch nichts Anderes zu erklärenden Wirkung auf das Ehrgefühl bestände. Beleidigen heiße somit „seelisch wehthun“. Das seelische Weh aber entbehre, weil rein auf Illusion beruhend, eines vernünftigen, objektiven Grundes und „Verletzung der Ehre“, die man als diesen Grund des beleidigten Gefühls bezeichne, müßte sich somit bei konsequentem Weiterdenken entpuppen als ein Nichts und eine inhaltlose Phrase. Auf diese rechtsphilosophische Materie von Ehre und Beleidigung kam Dr. Heß später einmal in einem geistreichen Feuilleton in der „Frankfurter Zeitung“ zurück, um nunmehr vor einem Laienpublikum auszuführen, daß nicht bloß die römische, sondern auch die moderne, insbesondere deutsche Rechtsanschauung die Beleidigung nicht als eine Verletzung der Ehre, sondern nur des Ehrgefühls auffasse.

Durch solches Hineintragen des subjektiven Empfindens in den Begriff der Ehre aber ist der Bestimmung dieses Begriffs der weiteste Spielraum gewährt. Was dem Einen als Beleidigung erscheint, nimmt der Andere gleichgiltig hin, was diesem ein Ehrenpunkt, ist Jenem ein bloßer Schall. Welch' eine lange Reihe von Ehrauffassungen zwischen jener, die die subtilste Standesehre zur eigensten macht und jener anderen, die der verklumpte Falstaff in die Worte kleidet: „Ehre? Was steckt in dem Wort Ehre? Luft... Ehre ist nichts, als ein gemalter Schild beim Leichenzuge!“ Welch' eine Kluft zwischen jenem Offizier, der einem Zivilisten den Degen durch den Leib rennt, weil er sich von ihm

für beleidigt hält, und — Sokrates, der mit philosophischer Ruhe einen Tritt hinnahm und lächelnd bemerkte: „Aber wie? werde ich denn hingehen und einen Ejel verklagen, wenn er mich getreten hat?“

Ehre! Welche Menge von Definitionen beschäftigen sich mit ihr und hat irgend eine das Richtige getroffen? „Ehre ist der gute Ruf!“ — sagen die Einen. „Ehre ist der Werth, den der Einzelne für die menschliche Gesellschaft hat“ — die Anderen. Die Dritten kommen und meinen: „Sie ist der Anspruch auf Achtung“. Ein Rechtsphilosoph, wie Köstlin, bezeichnet sie als „ideale Quintessenz der Persönlichkeit“ und wieder ein anderer Philosoph, der große pessimistische Verfechter des gesunden Menschenverstandes Schopenhauer schreibt, scharfsinnig die Zweifelhait des Ehrbegriffes kennzeichnend: „Ehre ist das äußere Gewissen und Gewissen ist die innere Ehre“... Was ist solchen Wandlungen unterworfen bei Völkern, Ständen, in Zeitepochen, wie der Ehrbegriff? Wieviel Menschenleben sind ihm geopfert worden, wieviel Elend ward um feinetwillen ertragen, wieviel Wahnwitz beruft sich auf ihn, wieviel Größe und wieviel Niedertracht hat er gezeitigt ...

\* \* \*

Und so hat sich jederzeit auch die Dichtkunst mit ihm beschäftigt und Roman und Drama haben oft die Ehre als einen Konflikt-Faktor in den Mittelpunkt ihrer Handlung gestellt. Bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Grade. Jezuweilen kommt aber eine Periode, wo der Stoff besonders in der Luft zu liegen scheint. So war's, was Deutschland betrifft, vor ein paar Jahren und Sudermann's nach dem Stoff selbst benanntes Schauspiel „Ehre“ und des jüngst verstorbenen Baron Alexander Roberts Dichtung „Satisfaktion“ waren damals zwei der hervorragendsten Bühnentraktate dieser Gattung.

In einer solchen Zeit befinden wir uns offenbar auch jetzt wieder. Seit Jahresfrist sind die Fragen von der Standesehre und vom Duell in der Gesellschaft, in der Presse, im Parlament an der Tagesordnung. Leitartikel und Broschüren, Kneiptischredner und Politiker, Männer des commun sens und Vertreter des Sittengesetzes beschäftigen sich mit ihnen, freilich, ohne daß man auch nur um Schrittes Breite vorwärts käme. Erlebnisse und Vorkommnisse des Tageslebens bald hier und bald dort, monarchische Willenskundgebungen und parlamentarische Interpellationen geben dem Meinungsstreit immer wieder neue Nahrung. Aber schließlich handelt es sich bei diesem fruchtlosen Streit garnicht um die Ehre selbst, sondern nur um den Ehrenkoder, um das stachelige

Etwas, das in bestimmter, also hier unserer Zeitepoche, das Ehrgefühl des Einzelnen lenken und leiten zu dürfen beansprucht.

Man sollte nun denken, daß der Dichter das Recht und die Möglichkeit hätte, sich ungestraft über den Ehrenkodex zu stellen und die Begriffe Beleidigung und Genugthuung im Sinne etwa der Heß'schen Ausführungen zu behandeln, die mir jüngst wieder ganz zufällig in die Hände fielen, gerade wo Berliner Publikum und Kritik sich besonders eifrig mit den Begriffen von der Ehre beschäftigten, Ausführungen, auf die ich deshalb erst hinwies.

Indessen, dem ist nicht so und wie gleich gezeigt werden soll, gehen die Dramen, die zu dem Gerede hauptsächlich Anlaß geben, durchaus von dem von Schopenhauer so perhorreszirten mittelalterlichen Ehrenkodex aus, um in ihm schließlich stecken zu bleiben: theils ganz bewußt, weil es nur gilt, einen ergreifenden Abschnitt aus dem Leben der Wirklichkeit auf die Bühne zu bringen, theils, weil man nach gutem satirischem Anlauf plötzlich Kehrt und vor dem Bösen Sitte seine Reverenz macht, obschon in der großen Masse eine Stimmung zu herrschen scheint, die es am Ende als eine befreiende That begrüßen würde, wenn diese Reverenz unterbliebe.

Doch zur Sache. Ich will nur noch bemerken, daß es sich hier im Uebrigen um nichts weniger handelt, als um einen weiteren Traktat über den Ehrbegriff und um eine Untersuchung der moralischen und sozialen Berechtigung oder Verwerflichkeit des Duells. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Fragen noch gar lange offene und vielumstrittene bleiben werden und daß es immer mehr Leute geben wird, die, wenn sie sich z. B. gegen das sechste und achte Gebot vergangen haben, zitternd hinter dem fünften sich zu verschanzen suchen, sobald es an die persönliche Verantwortung geht, wie andererseits die Zahl Derjenigen immer geringer sein wird, die für Eingriffe in ihr Leben auf dem Boden jener Interessentkreise sich Genugthuung zu schaffen suchen selbst trotz des fünften Gebotes.

\* \* \*

Es ist gewiß sehr interessant, daß zur Zeit auf drei ganz verschiedenen Berliner Bühnen solche Ehrenfrage-Dramen zur Aufführung gelangen und es erscheint durchaus begreiflich, daß der große Erfolg, der einigen von ihnen zu Theil wurde, kein bloß künstlerischer ist, sondern sich auch gerade durch die in Folge u. A. der entsetzlichen Affaire von Brüsewitz wieder einmal akut gewordene Ventilirung der Standesehre, namentlich der Offizierschre, und des Duellzwanges erklärt.

Diese Bühnen sind die hochkonservative des „Königlichen Schauspielhauses“, die gut bürgerliche des „Schillertheaters“ und die oppositionelle der Jungdeutschen, die des „Deutschen Theaters“.

Im Hoftheater ist's freilich kein deutscher Dichter, der zu Worte gekommen ist, sondern ein spanischer und zudem einer des 17. Jahrhunderts, der fruchtbare, vermuthlich jung verstorbene Komödien- und Tragödiendichter Don Francesco de Rojas Zorilla. Sein einst berühmtestes Trauerspiel „Del Rey abajo ninguno“ hat einer der bedeutendsten Künstler der Hoftheater-Truppe, Adalbert Matkowski, nach der Dohrn'schen Uebersetzung in klangvollen Versen neu bearbeitet und unter dem Titel „Der Graf von Castanar“ zur Aufführung gebracht. Der Titel des Originals lautet: „Außer meinem König — keiner“. Und so decken sich Inhalt und Titel wirklich. Ein Ehemann — ich kann natürlich nur die Grundidee der gerade in allem Uebrigen mehr, als in dieser, reizvollen Dichtung wiedergeben — ein spanischer Ehemann und Edelmann also hält sich für vom Könige in seiner Gattenehre gekränkt. Das heißt — nur so versuchsweise. Den, der sich in der Nacht gewaltsam bei seinem treuen Weibe Eingang verschaffen wollte, bekommt er noch glücklich zu packen und glaubt zu seinem Entsetzen in ihm den jungen König zu erkennen. Ein heftiger Konflikt zwischen Mannesehre und Mannentreue entbrennt in ihm. Und wie will der Hidalgo ihn lösen? Er will zuerst das unschuldige Weib und dann auch sich tödten! Aber die Donna entkommt und zwar in den Königspalast. Hier klärt sich Alles auf. Der Bösewicht war ein Hofmann. Ihn ersticht der Rächer seiner Ehre mit den Worten: „Außer meinem König — keiner!“... Eine etwas harte Zumuthung an die Empfindung und die Logik unserer Zeit — diese Sophisterei der Hidalgoehre, die in der Ära des jus primæ noctis und zudem in Spanien, wo manches spanisch war und ist, die Zuschauer wohl begeistert haben mag. Les extrêmes se touchent — die zugespitzteste Ehrenföder = Spintifirerei wird hier zur schofelsten Lakaienunterwürfigkeit. Der Konsens der These beeinträchtigte so die künstlerischen Vorzüge der Dichtung. Ja, wenn noch der Hidalgo, als er in seinem Irrthum befangen war, sich selbst allein hätte tödten wollen. Aber auch das treue, unschuldige, nicht einmal vom Ehrenräuber besudelte Weib — darüber kam man nicht hinweg.

Mit minder wüstem Ehren-Wahnsinn haben wir es im Schiller-Theater zu thun. Einer von den „Jungen“ hat dort einmal ausnahmsweise Zutritt gefunden, und einer der begabtesten und eigenartigsten: Otto Erich Hartleben, der Verfasser u. A. der „Angele“ und der „Hanna Jagert“. „Ein Ehrenwort“

heißt das vieraktige Schauspiel, das seine Bühnenprobe schon im vorigen Jahre in Breslau erfolgreich bestanden hat, in Berlin aber erst jetzt zur Aufführung kam, ebenfalls mit starkem Erfolg.

Hier muß ich schon etwas ausführlicher werden.

Der Maler Hans Burkhardt, Regierungsassessor von Collenberg, Dr. med. Heydel und Redakteur Dr. Gotter haben einst derselben akademischen Verbindung angehört. Gotter erwies sich als Lump. Er unterschlug wiederholt Gelder der Vereinskasse, sogar Wohlthätigkeitsfonds. Die anderen drei deckten die Fehlbeträge und gaben sich das Ehrenwort, über die Sache zu schweigen... Jahre vergehen... Burkhardt verliebt sich in Else Thomann, holt sich aber vom unvernünftigen Mädchen, das wohl an mancher der Außenseiten des trefflichen Menschen Anstoß genommen, einen Korb. Der Maler sucht in Italien Vergessen, aber vergeblich. Ungeheilt kehrt er zurück und findet Else als Braut des glänzenden Journalisten und Redakteurs Gotter. Ihrem Bruder gegenüber entfährt ihm das zutreffende aber bedenkliche Wort: „Der Lump“. Der Konflikt ist fertig: motiviren oder revoziren und somit Essen's Unglück besiegeln. Aber Motiviren — ja, dann müßte er sein Ehrenwort brechen! Auf den vorzüglichsten ersten Akt mit einer berückenden Milieu-Schilderung, folgte ein ebenso vorzüglicher zweiter und ein äußerst wirksamer dritter Akt, obschon in diesen beiden unaufhörlich die Frage ventilirt wird: soll und kann Burkhardt das Ehrenwort brechen. Das klingt sehr undramatisch, ist aber fein theatralisch im guten Sinn des Wortes behandelt. Hartleben läßt alle Anschauungen zur Geltung kommen. Den des korrekten Ehrenkodexmannes nimmt u. A. der Assessor ein, der sogar meint, äußerlich sei doch Gotter jetzt durchaus rehabilitirt und er könne sogar für satisfaktionsfähig gelten. Und Gotter? Gotter pocht auf das Ehrenwort und als ihm Burkhardt in einer Aufwallung gar den schimpflichen Revers zurückgibt, den Gotter damals unterzeichnen mußte — da erklärt dieser kurzweg: entweder demüthige Entschuldigung oder Menjur. Der Maler, der es nicht über sich bringen kann, vom starren Buchstaben des Ehrenkodex abzuweichen, entschließt sich zum Duell mit Demjenigen, den er jetzt erst recht für einen notorischen Lumpen hält... Noch konnte man glauben, Hartleben wolle eine modern erbarmungslose Satire bieten. Aber es kommt anders und aus dem bis dahin so echten Hartleben wird plötzlich ein unechter, ein in der Farbe philisterhafter Bürgermoral gefärbter. Im Duell wird Burkhardt leicht verwundet, aber Gotter triumphirt doch nicht. Dr. Heydel, minder strupulös, erkärt Gotter, er werde dessen Vergangenheit aufdecken, wenn er nicht freiwillig zurücktrete. Das geschieht nun. Else erkennt erst jetzt ihr Herz, pfl egt den

zuguterlegt sehr romantisch phantafirenden Jugendfreund wohl gesund und heirathet ihn natürlich auch. Was sich als eine herbe Satire anließ auf die in eigenen Ehrbegriffen verfangene Anständigkeit, die so der Niedertracht gegenüber unterliegt, das löst sich also in Wohlgefallen auf. Um so schmerzlicher, als sonst Alles naturalistisch prächtig wahr und künstlerisch fein ausgearbeitet ist, sowohl was die Charaktere betrifft, als auch in Bezug auf Szenenführung und Situationen in den ersten drei Akten. Die große Masse war's wohl so zufriedener.

\*

\*

\*

Doch da ist der geistvolle Wiener Arthur Schnitzler, der im vorigen Winter im „Deutschen Theater“ mit „Liebele“ ein ergreifendes Stück Menschenleben zur Aufführung brachte, wie ich seinerzeit eingehender berichtet habe. Das, was damals im Schauspiel nur eine abschließende Episode war, das ist in seinem neuen Stück, das jüngst im selben Theater zur überhaupt erstmaligen Aufführung kam, zum Mittelpunkt des Ganzen geworden — ein, oder richtiger das Duell. „Freiwild“, so heißt der neue Dreiafter, zeigt viele der Vorzüge des älteren Schauspiels: schöne Menschenschilderung, gut beobachtete Lebenserscheinungen, insbesondere eine Fülle von lebendigsten Zügen aus einem Badeort in der Umgebung Wiens mit seinem Offizierstreiben und seinen Sommerheatertypen, viel warme Stimmung u. s. w. Aber künstlerisch bedeutet es einen Rückschritt, denn der Tendenzstreit drängt sich immer wieder vor und mit dem Helden kann man schließlich nicht mehr sympathisiren, weil er zum starrsinnigen Querkopf wird und seine Handlungsweise zudem von unrichtigen Voraussetzungen ausgeht.

Dieser Querkopf ist der reiche Maler — als ob immer nur Künstler sich ihren aparten Ideenkreis bilden könnten — Paul Könning. Von schwerer Krankheit genesen, will er erst recht sein Leben genießen in behaglicher kunstgeschmückter Ruhe. In einem Badeort lernt er eine tugendhafte junge Schauspielerin kennen — es soll auch solche geben — die allein ihre eigenen sittsamen Wege geht und eben darum sich inmitten der Kulissenfreundschaften und Restaurantliebchaften ihrer Kolleginnen sich ebenso vereinsamt und unglücklich fühlt, als sie empört ist über die Zudringlichkeit der Lebemänner in Uniform und bürgerlicher Kleidung und über die Gemeinheit des Theaterdirektors, dem es weniger auf das künstlerische Können der weiblichen Mitglieder seiner Truppe ankommt, als auf ihre Fähigkeit, ihre Reize dem Publikum gegenüber in den Dienst von Zwecken zu stellen, die mit der Kunst nichts zu thun haben. Paul und Anna Kiebel also lernen

sich kennen. Hier und da eine Begegnung auf der Promenade, gemein'ame längere Spaziergänge knüpfen ein Band zwischen den beiden. Es ist nicht Freundschaft, es ist nicht Liebe; es ist ein Sichverstehen der Seelen, es ist ein Zueinanderflüchten aus den Klattheiten und Gemeinheiten der sie umgebenden Wirklichkeit. Auf der anderen Seite steht eine Gruppe Lebemänner, in Zivil und vornehmlich in Uniform; ganz prächtige österreichische Lieutenants-typen, darunter ein übrigens dicht vor dem „schlichten Abschied“ stehender Schuldenmacher und Mädchenjäger von ungestimmtem, heißem Blut, Vertreter einer Mischlingsrace, wie man sie in Oesterreich häufig trifft, Karinski mit Namen. Diesen reizt schon lange die Sprödigkeit der Anna. Gerade deshalb soll sie sein Opfer werden. Und umsomehr, als er im verhassten Maler den begünstigten Liebhaber wähnt. In dessen Gegenwart wettet er mit Kameraden, daß dieses „Mensch vom Theater“ nicht besser sei, als die übrigen Alle und daß er noch am selben Tage mit ihr soupiren werde. Natürlich wird seine erst schriftlich, dann persönlich vorgebrachte Einladung zurückgewiesen. Er wird von Anna überhaupt garnicht in's Haus gelassen. Könning lacht dazu höhnisch. Darauf hat Karinski nur gewartet. Der Streit ist fertig und er endet für ihn kläglich: ehe er sich dessen versteht, wird er vom Zivilisten geohrfeigt... Ein Duell auf Tod und Leben ist unvermeidlich. Aber Könning denkt gar nicht daran: „ich habe den Buben als einen Buben behandelt, wie er es verdient und im Uebrigen fällt es mir garnicht ein, mein Leben dieses Lumpen wegen auf's Spiel zu setzen; ich möchte es genießen, jetzt erst recht“. Prinzip gegen Prinzip also; starrköpfiger commun sens gegen unerbittliche Ehrenkoder-Forderungen. Aber kann man mit Könning sympathisiren? Mit welchem Recht greift er als Sittenrichter und Sittenmodler ein? Müßte ihm derselbe gesunde Menschenverstand nicht eine andere Handlungsweise gegenüber dem „Lumpen“ diktiren? Ein weltmännischer Freund und der besonnene Kartellträger des Lieutenants versuchen vergebens, ihn anderen Sinnes zu machen. Er bleibt dabei: was geht mich das weitere Schicksal Karinski's an. Er hat es seiner eigenen Verlumpthcit zu danken, wenn ihm nichts übrig bleibt, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen!... Auf gegnerischer Seite wird Könning des Mangels an Muth verdächtigt und man schlägt daher, nur um Karinski zu retten, abgeschmackter Weise ein „Schein-Duell“ vor, das der Maler natürlich erst recht ablehnt. Mitten in diese akademischen Debatten hinein, die den zweiten Akt in spannender Weise füllen, fällt eine ebenso natürlich herbeigeführte, als poetisch reizvolle Verlobungsszene zwischen Könning und Anna, die ihn auch beschwört, mit ihr abzureisen. Paul willigt ein. Da erscheint

der Kartellträger noch einmal und warnt ihn: Karinski sei Alles zuzutrauen. „So? Dann also darf ich natürlich nicht abreißen, das sähe wirklich wie Flucht und Feigheit aus“... Er bleibt und es geschieht, was wirklich im Leben geschehen wäre. Auf derselben Stelle der Promenade, wo Karinski beleidigt worden, schießt er Könning wie einen Hund nieder. Ueber ihm bricht Anna zusammen: „was wird aus mir!“

„Freiwild“ sind also nicht bloß die Damen vom Theater, sondern auch die Zivilisten gegenüber dem Offizier? Was aber hat Schnitzler bewiesen? Nichts, absolut nichts. Er hat nur einen „sensationellen Fall“ dramatisirt. Ein Reporterbericht auf der Bühne. Ein Ausschnitt aus dem Leben, aber keine künstlerisch befreiende That. Freilich — im Vergleich zu Hartleben's Schauspiel eine „Satire“. Aber ihre Spitze ist abgebrochen. Die Querköpfigkeit Könning's verdirbt sie. Es wären andere dramatische Auswege möglich gewesen; sie liegen zu sehr auf der Hand, um bei ihnen zu verweilen.

Aber bedenkt man, daß zwei Wochen lang vorher, die Karlsruher Mordaffaire von Brünewitz-Siepmann alle Gemüther in größter Aufregung erhalten hat, so läßt sich eine Vorstellung davon gewinnen, wie an jenem Premieren-Abend im Foyer und Restaurant des „Deutschen Theaters“ debattirt wurde. Man glaubte sich in den Wandelgängen eines Gerichtsgebäudes oder Parlaments, nicht — in einem Kunstinstitut.

Wohl aber bot uns in demselben Theater auf demselben Boden der Ehren- und Duellfrage Hermann Sudermann ein abgerundetes Kunstwerk, das, so klein es ist, eines seiner größten bleiben wird. Im engsten Rahmen giebt er im zweiten Stück der „Morituri“, im „Fritzchen“ das erschütternde Spiegelbild einer ganzen Daseinswelt. Der Vater, der vornehme alternde Lebemann, der den Sohn heißt, sich austoben, ehe er heirathet und sich dann in die fürchterlichen Folgen seines Rathes gefaßt fügt; die Mutter, die kränkelnde, ihren „Einzigen“ vergötternde, von des Königs Gunst für ihn träumende, in ein Phantasieleben eingesponnene Dame von Welt; die Nichte, die den Sohn liebt, und auf Geheiß des Vaters warten muß, bis Fritz ausgetobt; dieser selbst, der eigentlich nur widerwillig den Rath des Vaters befolgt, von einer älteren Kofetten umgarnt und, als der Gatte ihn bei ihr trifft, auf den Hof hinausgepeitscht wird; der es dann als Gunst empfindet, daß man ihm den Zweikampf noch gestattet, nichts von einem neuen Leben jenseits des Ozeans wissen will und getrost in den sicheren Tod geht, der ihm eine Erlösung dünkt — wie sind die Typen alle lebenswahr und wie natürlich die Situation, in der sie uns vorgeführt werden, ausgehend

allerdings von der nicht ganz wahrscheinlichen Prämisse, daß Fritschen vor dem Duell noch einmal heim kommt, die Seinigen zu sehen, von denen aber nur der Vater eingeweiht wird in die tragische Lage . . . Welch' ein Sprung von den dozierenden Raisonnements des Grafen Traut in der „Ehre“ zu diesem Lebensbild von um so ergreifenderer Wirkung, als hier garnicht räsonnirt und dozirt, sondern mit der autokratischen Herrschergewalt des Ehrenkoder als etwas Selbstverständlichem gerechnet wird. Fritschen's innere Ehre, das Gewissen, befindet sich in vollstem Einklang mit dem äußeren Gewissen — seiner Standesehre. Verhängniß, nimm deinen Lauf . . .

Aber Sudermann vermag auf demselben Gebiete auch als Schalk sich zu zeigen. Die Handlung in der „Morituri“ letztem Stück „Das Ewig-Männliche“ gipfelt in einem lustigen Scheinduell, zu dem sich der Günstling der Königin, der vornehme Hofmann, mit dem lebenslustigen Maler versteht — der ein Feind des Duells, wie Paul Rönning — um so die wahre Gesinnung der mächtigen Gebieterin seines Herzens zu erkunden. Ein lustiges Possenspiel in anmuthigen Versen und ganz und gar Moliere'schem Sinn, das eigentlich nicht hierher gehört.

\* \* \*

Wohl aber gehört hierher ein anderer Einakter, der ganz kürzlich im Lessing-Theater zur Aufführung kam: des hochmodernen Italieners Alberto Bracco ergreifende Tragödie „Masken“.

Hier paart sich der commun sens mit ehrenwertheften Herzensregungen. Vielmehr, was sich wie gesunder Menschenverstand ausnimmt, ist ein Opfer der Liebe, der Vaterliebe. Kaufmann Palmieri ist über ein halbes Jahr auf weiten Geschäftsreisen gewesen. Seinem Kompagnon und Hausfreund hat er inzwischen die Führung der Geschäfte und die Beschützung von Frau und Tochter überlassen. Der aber ist ein Schuft, wie Frau Palmieri ein heißblütiges, leichtsinniges Weib. Sie hält dem Verführer nicht Stand. Als der Gatte heimkehrt, geht sie schuld- bewusst in den Tod. Gerade im Augenblick, wo die Polizei im Hause der Selbstmörderin ihres Amtes waltet, tritt Palmieri ein und erfährt aus dem Protokoll, daß mit der Selbstmörderin auch der viermonatliche Keim eines neuen Lebens zu Grabe getragen wird. Den Schulbigen hat er in einer äußerst spannenden Szene sehr bald herausgefunden. Was nun? Ihm an den Hals springen und erwürgen oder gar ein formelles, korrektes Duell? Aber soll der Selbstmord nun noch Mord zeugen? Wenn auch das Gericht ihn freisprechen würde — welcher Art wäre wohl der jungen Tochter Zukunft, der er sowieso in der ersten Verzweiflung verboten

hat, sich der Leiche der Mutter zu nähern? Nein — ihr hat er eben erst versprochen, fortan ganz allein ihr zu leben, der mutterlosen. Und nun soll er ihr den Glauben an die Mutter rauben und selbst zum Mörder werden? Nein, das kann er nicht. Darum — Masken vor! Vor der Welt solle gemacht werden, als sei nichts geschehen, das Geheimniß der Schuld soll mit der Schuldigen begraben werden und zu Protokoll giebt er auf Befragen des Polizeibeamten die Antwort: „Wann ich verreiste? Nun etwa vor vier Monaten!“

Alles ist ungeheuer gedrängt und knapp, zu gedrängt und zu knapp vielleicht in seiner bitteren Tragik, als daß das Publikum sie ebenso rasch verwinden könnte. Der Erfolg war daher weit geringer, als nach der packenden Grundidee und ihrer meisterhaft realistischen Behandlung angenommen werden durfte.

Oder war's nur der Ausdruck des natürlichen und gesunden Rechtsgefühls der Masse, das nicht mit diesem edelmüthigen Opfer sympathisiren konnte?

Wie dem auch sei — hier haben wir einmal einen Dichter, der die Ehrenfrage auf seine Weise lösen wollte und — er fiel ab.

Soll das etwa von symptomatischer Bedeutung sein? Tatsache ist, daß von all' diesen modernen Ehredramen das Bracco'sche den geringsten Erfolg hatte. Man bewunderte vielleicht Palmieri, aber man verstand ihn nicht... Ich glaube, das richtige Ehredrama muß noch geschrieben werden, wenn anders es überhaupt je gedichtet werden kann.

J. Norden.





## Litterarische Streiflichter.

---

Zu den dunkelsten und traurigsten Kapiteln in der Geschichte der abendländischen Menschheit gehören neben den Ketzerverfolgungen die Hexenprozesse. Während aber jenen doch eine Idee, wenn auch verzerrt und verunstaltet, zu Grunde liegt: die Aufrechterhaltung des wahren und reinen Glaubens, die Beschützung der Kirche gegen das Eindringen falscher gefährlicher Lehren, so erscheint der Hexenglaube und die Hexenverbrennung als ein Produkt wahnsinniger Verblendung und unbegreiflicher Geistesverfinsterung. Und daß dieser furchtbare Wahn gerade mit dem Beginn der neueren Zeit die größte Ausbreitung gewann und im 16. und 17. Jahrhundert die Hexenprozesse in höchster Blüthe standen, macht die Sache noch räthselhafter. Es ist daher in neuerer Zeit vielfach versucht worden eine Erklärung für diese geistige Epidemie zu finden. Die Meinung, daß nur Aberglauben, Bosheit, Nachsucht und Habgier die Ursache der Hexenverfolgungen gewesen seien, reicht zur Erklärung der ganzen furchtbaren Erscheinung nicht aus. Unzweifelhaft haben die angeführten Motive in vielen Fällen stark mitgewirkt, ja die Verfolgung hervorgerufen, aber die Quelle der Hexenprozesse überhaupt sind sie nicht. Weiter ist es eine viel erörterte Frage, ob der Hexenglaube, zunächst in Deutschland, in altgermanischen religiösen Vorstellungen seine Wurzel habe, oder ob er erst unter dem Einflusse der mittelalterlichen Kirche entstanden und verbreitet worden ist. Die Litteratur der Hexenprozesse ist fast unübersehbar, da sich die Verfolgungen der des

Bundes mit dem Teufel Verdächtigen bis in die entlegensten Gegenden erstreckten; auch bei uns hat es nicht an solchen Prozessen gefehlt und wie tief eingewurzelt der Hexenglaube auch in unserem Lande war, lehren allein schon die Hexenpredigten des wackeren, hochverdienten Hermann Samson, Oberpastors zu St. Peter in Riga und späteren Superintendenten von Livland. Die Geschichte der Hexenprozesse von Soldau-Hepppe ist ein treffliches Werk, in dem nicht nur ein reiches Material zusammengestellt ist, sondern das auch die ganz ungeheuerliche Erscheinung zu erklären und begreiflich zu machen sucht. Indessen befriedigt es gerade in dieser Beziehung weniger. Durch seine Zuverlässigkeit und Genauigkeit wird Soldau's Buch immer seinen Werth behalten, aber daß es den unermesslichen Stoff nicht erschöpft und nicht erschöpfen konnte, haben viele spätere aktenmäßige Veröffentlichungen gezeigt. Jeder neue Beitrag zur Aufhellung dieses traurigen und doch so wichtigen Kapitels der Kultur- und Sittengeschichte kann daher auf allgemeines Interesse rechnen, zumal wenn er sich nicht auf die Mittheilung des rein Thatsächlichen beschränkt, sondern den Gegenstand unter weiteren Gesichtspunkten behandelt. Das geschieht auf sehr beachtenswerthe Weise von Sigmund Riezler in seiner Geschichte der Hexenprozesse in Bayern, im Lichte der allgemeinen Entwicklung dargestellt. \*) Der Verfasser, ein Schüler Wilhelm Giesebrecht's, wohlbekannt durch seine Geschichte Baierns im Mittelalter, legt in diesem Buche die Resultate seiner gründlichen archivalischen Forschungen nieder. Von besonderem Interesse ist der erste, allgemeinere Theil, der fast die Hälfte des Buches einnimmt. Riezler unternimmt es darin nachzuweisen, daß der eigentliche Hexenglaube erst seit dem 13. Jahrhundert durch die Kirche selbst begründet und verbreitet worden ist, indem besonders die Dominikaner als Kegerinquisitoren den Hexenwahn systematisch ausbildeten und die des Bundes mit dem Teufel Verdächtigen verfolgten. Der von Innocenz VIII. 1484 bestätigte Hexenhammer (*malleus maleficarum*) brachte dann den kirchlichen Hexenglauben in ein förmliches System und gab zugleich die eingehendste und genaueste Unterweisung zur Aufführung, Ver-

\*) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 6 M.

folgung und Ueberführung der Hexen und Zauberer. Von diesem furchtbaren Buche aus, das, wie Niezler nachweist, den größten Einfluß auf die Vorstellungen und Gedanken der Menschen des 16. Jahrhunderts, auf die damalige Litteratur und Kunst ausgeübt hat, haben sich dann die Hexenverfolgungen wie ein breiter, schwarzer Strom über Europa, insbesondere über Deutschland, ergossen. Zwischen katholischen und protestantischen Territorien war in Bezug auf die Hexenprozesse kein Unterschied, im Gegentheil wetteiferten, wie Niezler bemerkt, die drei Kirchen miteinander in der rücksichtslosen Ausrottung der Hexen und Zauberer. Wenn aber Niezler Luther für die Greuel der Hexenprozesse bei den Protestanten verantwortlich machen will, weil der Reformator selbst im Hexenwahn befangen gewesen, so thut er ihm unrecht. Allerdings hat Luther an die Bündnisse mit dem Teufel und an die schädlichen Wirkungen, die von den Hexen ausgingen, als Kind seiner Zeit und echter Bauernsohn geglaubt, aber daß er die Verfolgung der Hexen gepredigt und ihre Verbrennung gefordert hat, davon findet sich keine Spur; es lag das auch garnicht in seiner Art. Die Hexenprozesse breiten sich auch erst lange nach Luther's Tode in den protestantischen Gegenden Deutschlands weiter aus. Mit Schauern liest man Niezler's Ausführungen über das Verfahren bei den Hexenprozessen, die Anwendung der Folter, die verstrickenden Fragen der Richter, die summarische Urtheilssprechung und die grauenvolle Art der Hinrichtung. So verdienstvoll des Verfassers Forschungen sind und so beklagenswerth die von ihm nachdrücklich betonte Betheiligung der Kirchen an diesen Greueln ist, seiner Auffassung und Beurtheilung des Hexenglaubens können wir doch nicht zustimmen. Sie ist stark rationalistisch und will alles nur durch Bosheit, Wahnwitz, Dummheit, Aberglauben, Selbsttäuschung und Einschüchterung erklären. Das trifft gewiß, wie wir schon oben bemerkten, bei einem großen Theile dieser Anklagen und Prozesse zu, aber es bleibt ein Rest, der auf diese Weise nicht erklärt werden kann. Einiges läßt sich psychologisch als krankhafter Seelenzustand und innere geistige Störung auffassen, nicht wenigstens weist auf Zustände der Betreffenden hin, wie sie in unseren Tagen der Hypnotismus, die Suggestion hervorrufen, die sich

nicht selten geradezu unheimlich darstellen. Auf diesem dunkeln Gebiete des Geistes- und Seelenlebens sind noch manche Räthsel zu lösen und es ist nicht richtig alle Erscheinungen jener Zeit als Irrwahn zu bezeichnen und auf thörichte Einbildung und bornirte Rohheit zurückzuführen. Wenn man die geistige Epidemie der Hexenprozesse im 16. und 17. Jahrhundert mit Recht verurtheilt, so sollte man nicht vergessen, daß auch zu anderen Zeiten solche Epidemien nicht gefehlt haben. Ist nicht der Anarchismus und Nihilismus unserer Tage mit seiner brutalen Zerstörungswuth, seiner gegen alles Bestehende gerichteten Vernichtungstendenz auch eine solche? Und mitten in der atheistischen dritten französischen Republik erhebt der Zauber- und Hexenglaube in der Gegenwart wieder feck sein Haupt. Das soll uns dazu mahnen, auch bei der Beurtheilung der furchtbaren Verirrungen vergangener Zeiten der Gerechtigkeit nicht zu vergessen und dessen eingedenk zu bleiben, daß der Wahn in wechselnden Formen die Menschen nur zu leicht bestrickt und beherrscht. Ein Lichtpunkt in dem schrecklichen Drama der Hexenprozesse ist die Thatsache, daß es niemals an einer Opposition gegen die Hexenverfolgungen gefehlt hat, die auch, da der Hexenwahn den höchsten Gipfel erreichte, nicht verstummte, dann allmählich immer lauter und allgemeiner wurde, bis sie zuletzt den Sieg errang. Kiezler macht darüber sehr anziehende und lehrreiche Mittheilungen; die Namen dieser trefflichen, edlen Männer, eines Weier, eines Godelmann, eines Friedrich von Spee sollte die Nachwelt in treuem Gedächtniß bewahren. Wie Kiezler ausführt, haben die Hexenverfolgungen im Herzogthum Baiern niemals den furchtbaren Umfang, wie in anderen deutschen Ländern erreicht. Der unter dem Namen des bairischen Hexenkrieges bekannte litterarische Streit von 1766, über den unser Autor eingehend berichtet, gab dem Hexenglauben in Baiern den Todesstoß. Kiezler's Buch, das eine Fülle von belehrendem Detail enthält und auf reichem urkundlichem Material beruht, ist ein wichtiger Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte.

Wie uns C. Jentsch's unlängst an dieser Stelle besprochenes Buch „Wandlungen“, die Lebensverhältnisse und Zustände Schlesiens im zweiten Drittel dieses Jahrhunderts anschaulich vorführt, so versetzt Aug. Knötel's Schrift: Aus der Franzosenzeit,

Was der Großvater und die Großmutter erzählten\*) den Leser nach Schlesien während des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts. Der Herausgeber, ein Sohn des Verfassers, hat dem Buche einen Lebensabriß des von Glück und Erfolg wenig begünstigten, vor einem Jahre verstorbenen Autors vorgefetzt. Aug. Knoetel's idealgerichtetes Streben, nicht geringe Begabung und gründliches Wissen haben ihm doch keine rechte Anerkennung in der Gelehrtenwelt verschafft, weil es ihm an strenger Schulung und wissenschaftlicher Methode fehlte und weil er eine Neigung zum Seltsamen und Absonderlichen hatte und zuletzt sich völlig isolirte. Hervorgehoben zu werden verdient, daß dieser streng kirchliche Katholik ein großer Bewunderer Bismarck's war. Das vorliegende Buch giebt theils die Erzählungen und Aufzeichnungen des Vaters von August, Ignaz Knoetel's, der 1807 bis 1805 preußischer Soldat war, wieder, theils die Erinnerungen und Studien des Verfassers selbst über jene Zeit. Das Leben und die Anschauungen des Volkes am Anfange dieses Jahrhunderts werden geschildert, die Mißwirthschaft des Ministers Grafen Hoym wird vorgeführt und die Rückwirkung der Niederlage Preußens bei Jena auf Schlesien dargestellt; von der Kopflosigkeit und Schwäche der höheren Beamten jener Zeit, von der Unfähigkeit der Festungskommandanten erhalten wir ein sehr anschauliches, lebenswahres Bild. Als Retter in der Noth erscheint der Graf Fr. Wilh. Goeben, der die Landesvertheidigung leitete, um den sich alle Gutgesinnten schaaren und der auch nach dem Frieden von Tilsit eine umfassende Wirksamkeit ausübte. Auch die Schilderung von Ignaz Knoetel's Kriegs- und Soldatenleben bietet nicht wenige interessante Züge. Noch anziehender sind im Ganzen die Erzählungen der Mutter des Verfassers, die uns auf's lebendigste in das bäuerliche und kleinbürgerliche Leben damaliger Zeit einführen und die schweren Einwirkungen der Kriegswirren auf alle Verhältnisse vor Augen stellen. Das alles wird schlicht, einfach und mit einer gewissen anmuthigen Naivetät erzählt. Während die großen Geschichtswerke über jene Zeitepoche fast nur die kriegerischen Begebenheiten, sowie die diplomatischen Verhandlungen

---

\*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 4 M.

behandeln und den Gang der politischen Ereignisse von der Höhe der Staatsregierung aus betrachten, führen uns Bücher wie das vorliegende in die Niederungen des Lebens, sie zeigen uns, wie die großen Vorgänge auf das Volk, den Einzelnen, Bürger und Bauern, wirkten, was er empfand, dachte und litt. Solche Schriften lehren uns den Untergrund des Staatslebens kennen und bilden eine wesentliche Ergänzung zu den Darstellungen der politischen und Kriegsgeschichte.

Mit den inneren Zuständen Deutschlands in der Gegenwart beschäftigt sich die Schrift von Sidney Whitman. Aus deutschem Leben (Teuton Studies). Autorisirte Uebersetzung von Dr. W. Gentel.\*) Sidney Whitman hat sich als so guter Kenner und wohlwollender Beurtheiler der deutschen Verhältnisse schon in früheren Schriften bewährt, daß man sein neues Buch mit den besten Erwartungen in die Hand nimmt. Und sie werden nicht getäuscht. Die hier vereinigten Aufsätze sind von verschiedenem Umfange und Werthe, aber sie zeigen alle die feine Beobachtungsgabe, die genaue Kenntniß, die freundliche Gesinnung und die geistreiche Auffassung, die wir aus den früheren Schriften des Verfassers kennen, dazu kommt dann noch die leichte und klare Darstellung, die ohne oberflächlich zu sein doch nie abstrakt und schwerfällig wird. Es ist ein wahres Vergnügen ein solches Buch zu lesen; worüber Whitman auch in anmuthigem Plauderton sprechen mag, über den deutschen Wald, das deutsche Lied oder das deutsche BADELEBEN, man hört ihm gern zu. Der Aufsatz: Deutschland einst und jetzt zeugt von der historischen Einsicht und guten Beobachtung Whitman's und der belehrende Artikel über den Arbeiterstand weist an der Vergleichung der deutschen mit den englischen Arbeiterverhältnissen die unvergleichlich viel bessere Lage der ersteren und die Unwahrheit der sozialdemokratischen Behauptungen von dem Elend der deutschen Arbeiter für jeden Unbefangenen überzeugend nach. Ganz vortrefflich ist der Abschnitt über den Antisemitismus; hier werden die tieferen Ursachen der Entstehung und immer weitere Ausbreitung der antisemitischen Bewegung in Deutschland mit Unbefangenheit,

---

\*) Hamburg, Haendke u. Lehmkuhl. 2 M.

Sachkenntniß und Klarheit in höchst lehrreicher Weise dargelegt. Ausgezeichnet ist weiter die Charakterschilderung, die Whitman von Moltke entwirft; sie ist in der Schärfe und Tiefe der Auffassung, in der Werwerthung der einzelnen Detailzüge und in der Erfassung des Wesenskernes der Persönlichkeit des großen Strategen vielleicht das Beste, was über ihn geschrieben worden ist. Den Beschluß des Buches macht die Beschreibung zweier Besuche bei Bismarck in Friedrichsruhe, die dem Verfasser Veranlassung geben Bismarck als Menschen und im Kreise seiner Familie zu schildern. Was Whitman hier bietet, ist ein wahres Meisterstück scharfer Beobachtung und feinen psychologischen Verständnisses, in so lebendiger Form, daß man, was er berichtet, zu hören und zu sehen glaubt. Diese wenigen Blätter geben von Bismarck's Persönlichkeit ein besseres Bild als viele Bände, die über ihn geschrieben sind. Nimmt man zu dem, was Whitman erzählt, das anziehende, vor zwei Jahren in deutscher Uebersetzung erschienene Buch „Crispi bei Bismarck“, so hat man einen vollen Einblick in Bismarck's Familienleben, tägliche Beschäftigungen und Lebensweise. Indem wir unseren Lesern Whitman's Buch auf's angelegentlichste empfehlen, machen wir diejenigen, welche sie noch nicht kennen, auf die zwei früheren Schriften desselben Verfassers aufmerksam: Das kaiserliche Deutschland und das Reich der Habsburger; sie sind nicht weniger anziehend und lehrreich. Die Uebersetzung des vorliegenden Buches ist vorzüglich, sie liest sich wie ein Original.

Eine bedeutende Leistung auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte ist die jetzt abgeschlossen vorliegende Geschichte der Weltlitteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker von Julius Hart.\*) Es gehört eine nicht gewöhnliche Arbeitskraft dazu, ein Werk von dem Umfange des eben genannten, das fast 2000 Seiten großen Formats umfaßt, zu unternehmen und zu Ende zu führen und schon der Plan, eine Geschichte der Weltlitteratur zu schreiben, zeugt von kühnem Entschlusse. Ein solches Werk muß nothwendig den Charakter

---

\*) Neudamm, J. Neumann. 2 Bände mit zahlreichen Abbildungen und Illustrationen. Geh. 12 M., geb. 15 M.

einer Kompilation haben, d. h. es muß sich auf die Forschungen und Darstellungen anderer stützen, denn auch nur die Hauptwerke jeder Litteratur selbst zu lesen, geschweige denn zu studiren, ist für den Einzelnen unmöglich. Wird nun eine solche Arbeit mit Sorgfalt und Kritik unternommen, kennt der sich an sie Machende eine und die andere Litteratur aus eigener Anschauung genauer, versteht er es den gewaltigen Stoff klar und übersichtlich zu gruppiren, besigt er endlich die Gabe anziehender Darstellung, so wird ein Buch entstehen, dessen Verdienstlichkeit unbestreitbar und das zur Belehrung, zur Orientirung und zum Nachschlagen brauchbar und nützlich ist. Man wird J. Hart das Zeugniß nicht versagen können, daß er bei der Lösung der großen Aufgabe, die er sich gestellt, nicht geringen Fleiß und Eifer bewiesen hat. Daß nicht alle Partien eines solchen Werkes gleichmäßig behandelt, daß einige eine kürzere, andere eine ausführlichere Darstellung erfahren haben, daß mancher bedeutende Schriftsteller in wenigen Zeilen abgethan ist, manches hervorragende Werk kaum genannt wird, das ist bei der großen Beschränkung, die sich der Autor einer solchen Zusammenstellung nothwendig vielfach auferlegen muß, unvermeidlich und natürlich. Hart hat bei der Darstellung der älteren und der neueren Litteraturen den richtigen Unterschied gemacht, daß er bei jenen regelmäßig Uebersetzungsproben eingeflochten, bei diesen dagegen sich auf die Charakteristik der Autoren und ihrer Werke beschränkt hat. Es ist ein unermeslich reicher Stoff, der hier in zwei Bände zusammengedrängt, dem Leser bequem und handlich zur Benutzung dargeboten wird und der Verleger hat durch Hinzufügung von zahllosen Abbildungen, Handschriftenproben und Porträts, sowie durch die vortreffliche Ausstattung seinerseits alles dafür gethan, den Werth des Buches zu erhöhen. Doch Hart giebt nicht bloß eine geschichtliche Uebersicht der Litteraturen aller Völker und Zeiten, er charakterisirt und beurtheilt auch die einzelnen Dichter und ihre Werke von einem sehr bestimmten Standpunkte aus mit großer Entschiedenheit. Julius Hart und sein Bruder Heinrich sind die Begründer und ersten Vorkämpfer des modernen Naturalismus in Deutschland und diese seine Anschauungen verleugnet der Autor auch in der Geschichte der Weltlitteratur nicht. Daraus ergibt sich, daß

diejenigen, welche die Aufgabe der Poesie nicht in der Darstellung der gemeinen Wirklichkeit sehen, sondern von ihr die Erhebung des Irdischen in die Sphäre des Ideals erwarten, mit Hart's Auffassung und Urtheil oft nicht werden übereinstimmen können. Die Geringschätzung der Lyrik entspricht ganz den Ansichten dieser modernen Richtung, ebenso das mangelnde Verständniß für den eigenartigen Geist des Mittelalters, seine Mystik und Romantik. Aber auch das hellenisch-klassische Ideal Goethe's und Schiller's erregt Hart's Widerspruch, wobei er allerdings manche richtige Bemerkung macht. Vollends die romantische Dichtung am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts findet sehr wenig Gnade vor seinen Augen, nur dem unwiderstehlichen Zauber von Novalis Persönlichkeit und Poesie hat sich auch dieser entschlossene Realist nicht entziehen können. Die Einseitigkeit dieses modernsten Standpunktes macht sich besonders bei der Darstellung der Litteratur unseres Jahrhunderts bemerkbar. Wie ungerecht und verkehrt spricht Hart z. B. über Geibel, wie kurz und ungenügend über Rückert! Seine Gesinnungsgenossen dagegen werden am Schlusse des Werkes als die Träger der Zukunft, als die Verkünder einer neuen Aera der Poesie besprochen und gefeiert. Man darf demnach bei der Benutzung des Wertes, namentlich für die neuere Zeit, nie vergessen, daß es ein Parteimann ist, dessen Urtheile wir vernehmen. Für die deutsche Litteratur lassen sich diese Einseitigkeiten leicht durch die Heranziehung und Vergleichung der Litteraturgeschichte von Vilmar, Noquette und W. Scherer rektifiziren. Außerdem kann man nicht leugnen, daß die Darstellung der Weltlitteratur von einem klar ausgesprochenen, entschiedenen Standpunkt aus, wenn wir ihn auch nicht theilen, ein nicht geringes Interesse gewährt, zumal da Hart ein Mann von Geist und Scharfsinn ist. Unsere Bemerkungen haben daher nur den Zweck den Leser darauf hinzuweisen, daß er das ihm hier Gebotene mit Kritik und selbständiger Prüfung aufnehmen muß. In den Augen sehr Vieler wird übrigens gerade das, was wir an dem Buche aussetzen, als ein Vorzug desselben erscheinen. Jedenfalls verdient Hart's Geschichte der Weltlitteratur nach Inhalt und Umfang bei weitem den Vorzug vor dem bekannten und viel verbreiteten Buche von J. Scherr, ganz abgesehen von

dem Reichthum der bildlichen Beigaben. Durch den außerordentlich mäßigen Preis wird das vorliegende Werk sicherlich große Verbreitung finden und auf vielen Weihnachtstischen und später in den Haus- und Familienbibliotheken nicht fehlen.

Aus der fortwährend anschwellenden Masse der Goethelitteratur heben wir drei an Inhalt und Umfang sehr verschiedene Werke, die uns gerade vorliegen, heraus. Von Richard Weiffenfels, Goethe im Sturm und Drang, ist bisher nur der erste Band \*) erschienen. Was uns Weiffenfels bietet, ist keine Biographie, sondern die dichterische Entwicklungsgeschichte Goethe's von seiner Kindheit an bis zu der Zeit, da er der poetische Führer der Stürmer und Dränger wurde. Der Verfasser will eingehend darlegen, wie Goethe zum Stürmer und Dränger geworden ist. Mit feiner psychologischer Analyse zeigt Weiffenfels, welche Eigenschaften Goethe vom Vater, welche er von der Mutter geerbt, welchen Einfluß die Leipziger Lehrer und Freunde, Herder's und die Straßburger Erlebnisse auf die Entwicklung seines inneren Wesens gehabt; auch die Einwirkung der verschiedenen Zeitrichtungen und Zeitströmungen auf Goethe's Bildung werden gewürdigt. Als seine Hauptaufgabe betrachtet es der Verfasser, die ununterbrochene Kontinuität in Goethe's geistiger und dichterischer Entwicklung nachzuweisen und darzuthun, daß in ihr keine plötzlichen Wandlungen, kein Sprung, wie man oft angenommen hat, eingetreten seien. Goethe ist nie plötzlich ein anderer, es treten nur gewisse Züge und Seiten seines geistigen und dichterischen Charakters bald mehr, bald weniger hervor unter dem Einflusse äußerer und innerer Erlebnisse, aber vorhanden sind sie stets und der Zusammenhang seines inneren Lebens wird nie unterbrochen. Mit eindringendem Scharffinn analysirt Weiffenfels weiter die Stimmungen, aus denen die einzelnen Dichtungen Goethe's in dieser Zeit hervorgegangen sind. Als die charakteristischen Eigenschaften und Erscheinungsformen des Sturm- und Dranggeistes bezeichnet er einerseits die trotzig-kampflustige, andererseits die Empfindsamkeit. Während aber in den übrigen Stürmern und Drängern die eine oder die andere dieser Eigenschaften zu

\*) Halle, Max Niemayer. 10 M.

Tage tritt, sind beide in Goethe vereinigt und finden, jene im Goetz von Berlichingen, diese im Werther ihren vollendeten poetischen Ausdruck. Und nun giebt der Verfasser eine höchst eingehende Analyse des Goetz, wobei er die Stimmung, aus der das Drama hervorgegangen, seinen Inhalt und Charakter, die einzelnen Tendenzen des Sturmes und Dranges, die darin zur Erscheinung kommen, Goethe's darin niedergelegte eigene Erlebnisse, sowie die darin bemerkbaren litterarischen Einflüsse nachweist, endlich die Umarbeitung und Wirkung des Dramas auf die Zeitgenossen erörtert. Weizenfels unterwirft das Drama einer, wir möchten sagen, mikroskopischen Betrachtung, er sieht daher nicht wenigens genauer, als es bisher der Fall gewesen, aber manchmal ist sein Blick doch wohl auch kritischer als nothwendig wäre. Bei dieser Behandlungsart gewinnt man ja vielfach im Einzelnen genauere Einsicht, aber nicht selten hat der Leser doch den Eindruck, als ob der Farbenschmelz der Poesie durch eine solche Behandlung von einem dichterischen Werke abgestreift würde. Jedenfalls ist Weizenfels Buch eine der hervorragendsten Erscheinungen der Goethephilologie, wenn es auch von manchen Schwächen dieser Richtung, des Zuvielsehens und Alles-ergründenwollens, sich nicht frei hält. Auch die in diesen Kreisen herrschende Ueberschätzung Goethe's theilt Weizenfels, er sieht in Goethe den Universalmenschen, der alle Bestrebungen der Menschheit in sich vereinigt, was doch von keinem Sterblichen je ausgesagt werden kann. Diese modernen Goetheforscher verkennen insgesammt die Schranken, welche auch die größte menschliche Individualität begrenzen, und steigern unwillkürlich Goethe zu einem Halbgott. Weizenfels behandelt im Uebrigen seinen Gegenstand mit Geist, die Darstellung ist lebendig und anziehend, nur könnte sie wohl etwas gedrängter sein. Das Buch ist, wenn auch auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhend, doch für jeden gebildeten Leser verständlich. Mit nicht geringer Erwartung sehen wir dem zweiten Bande des Werkes entgegen, in dem das analytische Talent des Verfassers bei der Behandlung des Werther einen noch günstigeren Boden zu seiner Entfaltung finden wird.

An ästhetischen und litterarischen Commentaren zu Goethe's poetischen Werken mangelt es nicht, für einzelne, wie z. B. den

Faust, sind sie sogar im Ueberfluß vorhanden. Dagegen vermißt man für viele seiner Prosaschriften vollständige, in's Einzelne gehende Erläuterungen; das Beste darin bietet noch immer die Hempelsche Ausgabe, schade nur, daß ihre Benutzung durch das schlechte Papier und den engen kleinen Druck so sehr erschwert wird. Einen sachlichen Kommentar nun zu Goethe's italienischer Reise hat Julius H. Haarhaus in seinem Buche: Auf Goethe's Spuren in Italien zu liefern begonnen. Zunächst liegt der erste Theil, Ober-Italien umfassend, vor, der den ersten Band des Sammelwerkes: Kennst Du das Land? eine Bücherammlung für die Freunde Italiens bildet. \*) Der Verfasser kennt die Stätten, welche Goethe in Ober-Italien besucht hat, aus eigener Anschauung und giebt eine zusammenhängende Erläuterung zu Goethe's Schilderungen der Gegenden, Bauwerke, Kunstdenkmäler und Lebenserscheinungen, er benutzt dazu andere Reisebeschreibungen und Handbücher jener Zeit. Er begnügt sich aber nicht damit, sondern berichtet auch über die mannigfachen Veränderungen, welche seit den mehr als hundert Jahren, die seit Goethe's Aufenthalt in Italien verstrichen, in den von ihm besuchten Orten eingetreten sind. Dadurch erhält Haarhaus Buch auch ein kulturgeschichtliches Interesse. Den Haupttheil desselben nimmt wie in Goethe's Schilderung Venedig ein. Wir haben das Büchlein, das anmuthig und mit sichtlicher Liebe für den Gegenstand geschrieben ist, mit Vergnügen gelesen und freuen uns auf die Fortsetzung. Auch für solche, die Italien besuchen wollen, aber nicht in gewöhnlicher Touristenmanier von Stadt zu Stadt eilen, um möglichst viel Merkwürdigkeiten und Kunstwerke anzusehen, sondern mit Ruhe und Muße sich in das dortige Leben, die Vergangenheit des Landes und seine Kunstwerke zu vertiefen Neigung haben, wird Haarhaus Buch eine erwünschte Ergänzung zu den gewöhnlicheren Reisehandbüchern sein.

---

\*) Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann. Jeder Band 2 M. 50 Pf. Der zweite, uns auch schon zugegangene Band enthält die „Fornarina“, Trauerspiel in 5 Akten von Paul Hense. Es ist ein Künstlerdrama, das Raffaels Liebe zur Fornarina behandelt und einen tragischen Ausgang hat. Die weiteren Bände der Sammlung versprechen noch viel Interessantes zu bringen.

Einen Beitrag zur Goethelitteratur bietet auch die Schrift von Richard Loebell: *Der Anti=Necker J. H. Merck's und der Minister Fr. K. von Moser*. Ein Beitrag zur Beurtheilung J. H. Merck's. \*) Es ist bekannt, welchen Einfluß J. H. Merck zeitweilig auf Goethe ausgeübt hat und ebenso kennt wohl jeder unserer Leser die meisterhafte Schilderung, welche der Dichter von dem Freunde und seinem mephistophelischen Charakter entworfen hat. Es ist manches Räthselhafte in dem Wesen dieses geistreichen und klugen, aber verbitterten, mit dem Leben zerfallenen Mannes, das auch die Biographiceen von A. Stahr und G. Zimmermann nicht völlig aufgeheilt haben. Loebell, der ein großer Bewunderer von Merck ist, sucht in seiner Schrift alle gegen dessen Charakter erhobenen Anklagen und Vorwürfe zu entkräften und bezeichnet als Grundzüge von Merck's Wesen Größe der Denkungsart und Weichheit des Herzens. Den Hauptinhalt des Büchleins bilden Auszüge und Inhaltsübersichten einer ungedruckten, bisher kaum gekannten Schrift Merck's, betitelt *Anti=Necker*, welche gegen ein von dem berühmten Publizisten, früheren hessendarmstädtischen Minister Fr. K. v. Moser 1782 herausgegebenes Buch „*Necker*“ sich richtet. Moser hatte unter dem Wille des französischen Staatsmannes Necker und dessen Schicksal seine eigenen Verdienste um das Land und den ihm dafür vom hessendarmstädtischen Hofe widerfahrenen Undank geschildert. Merck schrieb nun im Auftrage der Regierung seinen *Anti=Necker*, um Moser nicht nur zu widerlegen, sondern auch in den Augen des Publikums herabzusetzen und lächerlich zu machen und verschmähte zu diesem Zwecke kein Mittel der Gehässigkeit und der Bosheit. Die Schrift blieb ungedruckt, aber Merck's feindselige Gesinnung gegen Moser wirkte bestimmend auf die Anschauungen in Weimar ein. Wir müssen nach den von Loebell gemachten Mittheilungen erklären, daß sie die ungünstige Beurtheilung von Merck's Charakter nur bestätigt. Alles, was Loebell sonst beibringt, um Merck's Persönlichkeit in günstigerem Licht erscheinen zu lassen, ist sehr wenig überzeugend und der Versuch eine Verwandtschaft der Grundanschauungen bei Merck und bei Moser in religiösen

---

\*) Darmstadt, Hofbuchhandlung von A. Klingelhöfer. 1 R. 20 Pf.

und politischen Dingen nachzuweisen, ist mehr künstlich als einleuchtend. Wenn auch Loebell's gute Absicht anzuerkennen ist, so bleibt es doch auch nach seiner Schrift bei der bisherigen Auffassung von Merck's Charakter.

Gewissermaßen gehört auch zur Goethelitteratur das eigenartige Buch von Albert Freybe: Faust und Parcial. Eine Nacht- und eine Lichtgestalt von volksgeschichtlicher Bedeutung,\*) doch hat es sich eine weitere Aufgabe gestellt. A. Freybe ist einer der eifrigsten und treuesten Schüler A. Wilmar's, der sich die Erforschung und Hervorhebung der echt volksthümlichen Elemente im Leben und in der Litteratur zur Hauptaufgabe gemacht hat; wir verdanken ihm schon eine ganze Reihe von, ein feines Verständniß für alle Aeußerungen des deutschen Volksgesistes bekundenden anregenden und belehrenden Arbeiten, in denen auch die kirchlichen und politischen Anschauungen seines Meisters vielfach zu Tage treten. In seinem neuesten, uns hier beschäftigenden Buche behandelt er das Karfreitagsepos Parcial und das Osterdrama Faust, diese Marksteine der beiden großen Litteraturepochen in ihrem Gegensatz zu einander. In Goethes Faust erblickt er eine Biologie des deutschen Geistes der neueren Zeit. Schon die Faustsage, führt der Verfasser aus, hat ein antilutherisches Gepräge; die Tragödie Goethe's zeigt nicht nur dieses, sondern ist auch antibiblisch, ihr Thema ist die Schrankenlosigkeit des Menschengesistes. Die Faustsage bringt die Konsequenz des Abfalls von Gott zu vollem Ausdruck; in Goethe's Dichtung gelangt der moderne, vom Glauben der Reformation und dem Evangelium abgefallene negative Protestantismus zu unübertrefflicher poetischer Darstellung. Diese feine Auffassung sucht nun Freybe mit fester Konsequenz an den einzelnen Szenen des Goethe'schen Dramas in eingehender, oft etwas verschlungener, aber origineller und anziehender Ausführung nachzuweisen. Es ist gewissermaßen ein biblisch-christlicher, mitunter theologischer Kommentar zu Goethe's Faust, den der Verfasser in seinem Buche uns bietet. D. Wilmar hat in seinem Buche über den Faust schon früher etwas Aehnliches unternommen, aber Freybe geht in der folgerichtigen Durchführung

---

\*) Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 4 M. 80 Pf.

seiner Auffassung weit über ihn hinaus. Auch den zweiten Theil der Dichtung zieht er in den Kreis seiner Betrachtung hinein. Er sieht in Faust die Hast- und Ruhelosigkeit der modernen Welt verkörpert und findet im zweiten Theil des Dramas die hochmüthige Kultur des gottentfremdeten schuldbeladenen deutschen Geistes nach allen ihren Richtungen dargestellt. Dieser entarteten modernen stellt Freybe die Oralkultur der Demuth und Selbstverleugnung, wie sie in Wolframs Parcival geschildert wird, gegenüber und entwickelt unter Darlegung des Inhalts die tiefe religiöse Bedeutung dieser großen Dichtung, in der er einen Vorboten der Reformation sieht. Daran schließen sich mehrfache Parallelen im Einzelnen zwischen dem im Faust und im Parcival zur Erscheinung kommenden Geiste. Das Buch endigt mit einer ernstern Mahn- und Bußpredigt an das deutsche Volk, wieder umzukehren zu Gott und seinem Evangelium, wie es die Reformation an's Licht gezogen. Mag man ihm nun zustimmen oder zu vielem den Kopf schütteln, ein ernstes gedankenvolles Buch ist es jedenfalls, das uns hier vorliegt und die Originalität der darin geltend gemachten Gesichtspunkte zieht unwillkürlich an. Die Gedankenkreise, in denen sich Freybe bewegt, liegen weit ab von der Heerstraße der gegenwärtig herrschenden Litteraturbehandlung und Goetheforschung und sie wird ihm schwerlich Beachtung schenken. Aber Leser wird er sicherlich finden, die sich auch durch die etwas schwerfällige Darstellung und den oft sehr verschlungenen Satzbau nicht werden abschrecken lassen, denn auch da, wo es entschieden Widerspruch herausfordert, ist das Buch anregend und zum Nachdenken auffordernd.

Zum Schluß wollen wir noch zwei Gedichtsammlungen einige Worte widmen. In der katholischen Welt Deutschlands ist sehr gefeiert, insbesondere wird von der ultramontanen Presse seit längerer Zeit häufig rühmend und preisend genannt der westfälische Dichter F. W. Weber. Das veranlaßte mich seine letzten Gedichte und sein Epos „Dreizehnlinden“ kennen zu lernen. Die Gedichtsammlung führt den Titel „Herstblätter“. Nachgelassene Gedichte von F. W. Weber.\*) Nachdem wir sie gelesen, freuen wir uns sagen zu können: Hier ist ein echter Dichter und das

\*) Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 4 M. 80 Pf.

sind wirkliche Gedichte! Weber, der 1894 in hohem Alter gestorben ist und daher eigentlich einer früheren Zeit angehört, ragt weit hinaus über die Masse der sogenannten Poeten unserer Tage und ist ein wahrhaft bedeutendes Talent. In seinen Gedichten spricht sich wirkliche Herzensempfindung, idealer Sinn und tiefe Lebensauffassung aus, dazu ist die Form so klar und vollendet, daß es ein wahrer Genuß ist sich in diese Dichtungen zu vertiefen. Die „Herbstblätter“ enthalten einestheils die poetischen Hervorbringungen aus den letzten Jahren des Verfassers, andererseits eine große Anzahl von Jugendgedichten, man wird zwischen ihnen wohl einen Unterschied in der Auffassung des Lebens, aber keinen in der Form bemerken. Liebes- und Lebenslust, Frühling Freude und Sehnsucht, der ernste Kampf des Lebens wie die Wehmuth des vorgerückten Alters kommen in ihnen wechselnd zum Ausdruck, überall aber spricht sich ein lebendiger frischer Natursinn aus. Außer rein Lyrischem — besonders schön ist „das Frauenherz“ und „das Wolfenschloß“ — findet sich auch nicht wenig Didaktisches, darunter gehaltvolle Sprüche, endlich eine Anzahl epischer Dichtungen, von denen wir als besonders gelungen Woban auf den Karpathen, Tristans Tod und den Gladiator hervorheben wollen. Die Sammlung enthält sehr viele vortreffliche Uebersetzungen aus dem Dänischen, Englischen und vorzüglich aus dem Schwedischen, namentlich Gedichte Tegnérs und Runebergs; es ist merkwürdig und charakteristisch, daß dieser Westfale sich so sehr zu der Poesie des Nordens hingezogen gefühlt hat. Spezifisch Katholisches findet sich in Weber's Gedichten nur wenig und für einen Protestanten durchaus nichts Abstoßendes, Ultramontanes haben wir garnichts bemerkt. Auf die Dichtung „Dreizehnlinden“ werden wir ein anderes Mal näher eingehen und sie zu würdigen versuchen. Möge der edle Dichter allmählich auch bei uns Eingang finden!

Ganz anderer Art ist die Gedichtsammlung: Lieder aus der kleinsten Hütte. \*) Es ist ein zusammenhängender Zyklus, in dem das selige Glück eines jungen Ehepaars und dann der verzweifelte Schmerz und trostlose Kummer des Gatten über den Verlust seiner jungen Frau, die bei der Geburt ihres ersten

\*) Dresden, Druck und Verlag der Druckerei Glöck. 1 M.

Kindes, welches nicht zum Leben erwacht, durch den Tod ihm entrißen wird. Es sind weder besondere Erlebnisse noch tieffinnige Gedanken, die hier zum Ausdruck gelangen, der Verfasser spricht nur allgemein menschliche Empfindungen aus. Die Form dieser Lieder und Gedichte ist oft recht mangelhaft, und neben wahr und tief Empfundene[m] findet sich nicht wenig Unklares und nicht selten rein Prosaisches. Aber weil die Grundstimmung dieser poetischen Herzens- und Seelenergüsse wahr und echt ist, und sie allgemeinmenschliche Stimmungen in Freud und Leid widergeben, so macht das Ganze trotz aller Mängel im Einzelnen doch auf den Leser einen wehmüthig ergreifenden Eindruck, zumal der Zyklus versöhnend schließt, indem der Dichter Trost bei dem findet, der in die Welt gekommen ist, allen bekümmerten und gequälten Herzen Frieden und Ruhe zu bringen.

H. D.

\* \* \*

Frauenbilder aus der neuen deutschen Litteraturgeschichte. Von Otto Verdrow. Mit 10 Porträts in Lichtdruck. Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner und Pfeiffer.

Ein Buch, das wie geschaffen erscheint, edlen und feingebildeten Frauen in die Hand gegeben zu werden! Es enthält die Lebensbilder von Eva König, Charlotte Tiede, Bettina von Arnim, Karoline von Günderode, Minchen Herzlieb, Ulrike von Kleist, Emma Uhland, Kathi Fröhlich, Charlotte Stieglitz, Lenau's Mutter, Sophie Loeventhal und Marie Behrends. Was dieses Werk vor anderen ähnlichen populären Essay's auszeichnet, ist die Vereinigung fesselnder, geistvoller Darstellung mit litterarhistorischer Gründlichkeit. Der Verfasser berichtigt manchen verbreiteten Irrthum mit den besten Gründen, ohne doch jemals trocken und langweilig zu werden; das ist aber nur möglich, wo der Darsteller seinen Stoff völlig in der Gewalt hat. Frisch, elegant und feinsinnig geschrieben, verstehen es diese Aufsätze, den Leser in den psychologischen Reiz zu verstricken, den man von der Behandlung der zarten und doch so innig-starken Wechselbeziehungen zwischen unseren großen Dichtergestirnen und ihren weiblichen Planeten mit Recht erwarten darf. Ich glaube, das Buch als ein Geschenkwerk bezeichnen zu dürfen, das gerade der baltischen Frauenwelt besonders willkommen sein wird. Ernste, gediegene Lektüre, bei welcher das Kleinmenschliche ebenso seine Rechnung findet, wie das geschichtliche Bildungsbedürfniß, ist vielleicht nirgends so beliebt, wie im baltischen Hause. Das ruhige Lesen, das sich in gedankenvollem Sinnen fortspinn[t], versteht man in unserer Heimath vielleicht immer noch besser, als — anderswo.

Guy de Maupassant: Die Erbschaft, Roman.  
Deutsch von Karl Kosner. Berlin, Schuster und Loeffler. 1896.

Man ist heutzutage sehr leicht bereit, ein dichterisches Werk für „unsittlich“ zu erklären, wenn es ein Problem der Unsittlichkeit behandelt. Ich zweifle garnicht daran, daß auch das vorliegende Buch bei Vielen diesem Urtheil anheimfallen wird. Die Fabel des Romans ist derart, daß ich mich schon hüten werde, sie hier nachzuerzählen; sie ist ganz und garnicht salonsfähig, und —: „man darf es nie vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können“. Insbesondere, die „Lösung des Konflikts“ auch nur anzudeuten, ist ganz unmöglich. Und doch glaube ich, daß dem Dichter nichts ferner gelegen hat, als die Absicht, ein unsittliches Buch zu schreiben. Ich fasse den Roman als eine ägende Satire auf die tiefe moralische Verkommenheit einer gewissen „anständigen“ Gesellschaft auf. Wie die „Anständigkeit“ dieser edlen Bourgeoisie nur eine erbärmliche Maske ist, hinter der sich die niedrigste Charakter- und Gesinnungslosigkeit verbirgt, das wollte Maupassant veranschaulichen. Nicht mit dem flammenden Pathos des moralischen Bußpredigers, sondern mit der schneidenden Ironie des lächelnden Weltmannes, dessen Lächeln eben dem Kundigen zu verstehen giebt: „Habt Euch nur immer so moralisch, wie Ihr wollt, — mir könnt Ihr ja doch nichts vormachen, ich kenne Euch nur zu gut“. Ob ihn eine bewusste moralische Absicht dabei leitet, oder nur menschenverachtende, höhniische Schadenfreude, das wage ich nicht zu entscheiden. Wenn am Schluß dieselbe Gesellschaft, die sich soeben noch vor unseren Augen im tiefsten Schmutze der Gemeinheit gewälzt hat, den Triumph der Vornehmheit und Moralität feiert, dabei von ihren Kreisen auf das Bereitwilligste unterstützt und anerkannt wird, so liegt in dieser Schilderung Maupassant's ein Hohn, wie ich ihn grimmer mir garnicht denken kann. Merkwürdig, daß dieser so kalt, scharf und überlegen beobachtende Dichter im Wahnsinn zu Grunde gegangen ist. Daß der Roman in seiner Art ein Meisterstück ist, wird nur Der leugnen wollen, der das Stoffliche nicht vom Künstlerischen, das Moralische nicht vom Aesthetischen zu trennen weiß. Die Charaktere erinnern etwas an das Milien in Flaubert's „Madame Bovary“. Hier, wie dort, geistige und seelische Inferiorität, Streberthum, Hochheit und heuchlerische Verlogenheit — ein nettes anständiges Gejindel....

N. E. Frh. v. Grotthuß.



Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tiedöhl.

Доволено цензурою. Рига, 23. Ноября 1896 г.

Druckerei der „Baltischen Monatschrift“, Riga.